











# ENGLISCHE STUDIEN.

32. BAND.



# ENGLISCHE STUDIEN.

**Organ für englische philologie**

unter mitberücksichtigung des englischen unterrichts auf höheren schulen.

**Gegründet von Eugen Kölbing.**

Herausgegeben

von

JOHANNES HOOPS,

*professor der englischen philologie an der universität Heidelberg.*

32. band.




80719
17/10/06

**Leipzig.**
O. R. REISLAND.
Karlstrasse 20.
1903.

PE
3
E6
Bd. 32

Pierersche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

# INHALT DES 32. BANDES.

## ABHANDLUNGEN.



## BESPRECHUNGEN.

### Sprache.

## Stilistik.



## Prosodie und Metrik.



## Literatur.

Neuere Erzählungsliteratur.

## MISCELLEN.



## VERZEICHNIS DER MITARBEITER.

# EINE NEUE MITTELENGLISCHE VERSION DER THEOPHILUS-SAGE.

Die aus einer griechischen urschrift durch zwei lateinische übersetzungen schon früh in die abendländische literatur übergegangene und weitverbreitete sage von Theophilus, dem Faust des mittelalters, findet sich natürlich auch in mittelenglischen bearbeitungen. Aber unsere kenntnis derselben ist noch nicht über das hinausgekommen, was Kölbing schon 1876 in den *Beitr. z. vgl. gesch. der rom. poesie und prosa des mittelalters* darlegte. Noch heute kennen wir nur drei englische versionen. Zunächst die der südenglischen legenden in langzeilen, welche in zahlreichen handschriften vorliegen, teilt mit, teils ohne verbindung mit den Marienwundern, welche aber sämtlich nicht wesentlich von der fassung der hs. Harl. 2277, also der von Kölbing 1877 im 1. bande der Engl. Stud. (s. 16 ff.) veröffentlichten, abweichen. Ferner die version in kurzen reimpaaren, erhalten im Vernon-Ms. (ed. Engl. Stud. I) und dem nordenglischen legendar, von welchem Kölbing seinerzeit nur die lückenhafte Hs. Cott. Tib. E. VII zur verfügung stand, während die vollständige fassung des Ms. Harl. 4196 erst in dem 1. bande der Engl. Stud. veröffentlicht wurde. Die dritte — von Kölbing erwähnte, aber nicht weiter berücksichtigte — englische fassung in strophenform, die von »Guilelmus Forrestus« im Ms. Harl. 1703, ist noch ungedruckt, übrigens, wie ich nach einsicht des Ms. urteilen muss, eine späte und völlig ungeniessbare zusammenstoppelung, die es kaum verdient abgedruckt zu werden.

Aus einem bislang unbekannten Ms. der Bodleiana, Rawl. Poetry 225, kann ich jetzt eine vierte englische fassung

nachweisen, welche die andern an poetischem werte bei weitem übertrifft und mir in dieser hinsicht zu den ansprechendsten erzeugnissen der mittelenglischen literatur überhaupt zu gehören scheint. Abgefasst in der bekannten schweifreimstrophe zeichnet diese fassung sich aus durch leichte, flüssige sprache, durch natürlichkeit und frische des ausdrucks und durch fast dramatische lebhaftigkeit der darstellung. In fast ununterbrochener rede und gegenrede treten Theophilus, der Jude, der teufel und die jungfrau Maria auf; oft fehlt der verbindende text ganz, meist beschränkt er sich ein auf paar zeilen, nie überschreitet er ein oder zwei strophen; selbst die einleitung ist mit zwei strophen erledigt, der schluss gar mit einer. Es hätte nur einer geringfügigen änderung bedurft, um aus dem ganzen ein reizendes kleines mirakelspiel zu machen, wozu der stoff wie geschaffen erscheint. All den verschiedenen bearbeitungen, gleichgültig, welcher sprache angehörig, gleichviel, ob poesie oder prosa, ob voll dichterischen schwunges oder eintönig und schlicht, ist der häufige gebrauch der ersten und zweiten person, sind monologe oder rede und gegenrede eigentümlich; mehrfach — in den beiden niederdeutschen bearbeitungen und derjenigen Ruteboeuf's — stellen sich direkt Mirakelspiele dar.

Die beziehungen unseres textes zu den verschiedenen epischen oder dramatischen fassungen sind gering; offenbar ist der vorliegende stoff sehr frei bearbeitet, manches ganz wegelassen, anderes, wie der kampf Maria's mit dem satan, näher ausgeführt. Im vollgefühle seines glückes tritt uns Theophilus entgegen, aber die klagen des gestürzten mannes, der sich seines unglücks schämt, folgen fast unvermittelt; unser text nähert sich damit Rutebœuf, der die ganze, sonst so umfangreiche vorgeschichte fortlässt und mit jenem klagereichen monologe beginnt. Die handlung entwickelt sich rasch, nur mit den notwendigsten übergängen, in scharfer konzentration, die all und jedes beiwerk weglässt. Nur die vier hauptpersonen finden sich, keine der nebenpersonen tritt auf; der bischof oder erzbischof, Theophilus' vorgesetzter, dessen gunst er verliert und schliesslich wiedergewinnt, wird überhaupt nicht erwähnt, — in dem niederdeutschen mirakelspiel dagegen sind nicht weniger als 21 dramatis personae vorhanden. Von der uralten erzählung geht das äussere detail, das lokalkolorit fast völlig verloren; nur

der in das unglück gestürzte mensch, der mit allen fasern seines herzens an dem verlornen hängt, der sich in seiner not dem satan verkauft und von der jungfrau Maria gerettet wird, bleibt übrig.

Näher ausgeführt als in den übrigen vorliegenden fassungen ist der kampf der jungfrau Maria mit dem satan um den »charter«, in dem sich Theophilus jenem verschrieben hat. Bei Rutebœuf gibt der satan den charter ohne weiteres heraus; nur das niederdeutsche mirakelspiel lässt ihn in längerer, aber ganz abweichender ausführung ausweichen, sich sträuben, doch schliesslich sich fügen.

Ein eigentümlicher und sehr wirkungsvoller zug unsrer fassung, den sie mit keiner der übrigen teilt, ist die plötzliche umkehr und reue des Theophilus durch eine stimme vom himmel, die ihm das wort »revertere« zuruft; in einigen andern versionen erscheint ihm Maria in einer vision im traume, in den ältesten wie auch bei Gautier de Coincy und Rutebœuf tritt die reue des Theophilus ganz unvermittelt ein.

Nicht verschweigen möchte ich, dass unsere englische fassung im übrigen an Rutebœuf's mirakelspiel mehrfach anklingt, besonders in dem schlusse, welcher das lat. "Te deum laudamus" verwendet, ja auch in dem versmass, denn bei Rutebœuf folgt auf zwei oder drei 8-silbner häufig ein 4-silbner, was an unsre schweifreimstrophe erinnert; vgl.:

Theophiles par son droit nom
Mult a este de grant renon
En ceste terre etc.

Dass Rutebœuf etwa direktes vorbild gewesen sei, ist schon dadurch ausgeschlossen, das bei ihm der Jude Salatin genannt wird, während unsre bearbeitung hier mit dem gros geht. Die verwandtschaftsverhältnisse müssen also auch für diese englische fassung vorläufig im unklaren bleiben; nichts zu schaffen hat sie jedenfalls mit den beiden bekannten englischen versionen, welche auch unter sich keinen engeren zusammenhang aufweisen, wie Kölbing gezeigt hat.

Die s p r a c h e unsres Theophilus in übereinstimmung mit der schreibung der ganzen Hs. zeigt s p ä t m i t t e l e n g l i s c h e n charakter, etwa z w e i t e h ä l f t e d e s 15. j a h r h u n d e r t s. Doch kann unser gedicht auf ein sehr viel älteres original zurückgehn, findet sich doch in derselben Hs. auch ein Gregorius,

der mit der Vernon-version übereinstimmt, also eins der älteren erzeugnisse der mittelenglischen literatur. Auf ein viel älteres original deutet übrigens auch eine altertümliche form, die sich in strophe 69 erhalten hat:

> My rychesse I wil lete al gon
> And I forsakes euerychon,
> ffor I wil kepen hem nouȝt.

In *forsakes* liegt doch wohl das altertümliche, nur aus mittelenglischen denkmälern der früheren periode bekannte enklitische pronomen *-es, -s* = sie (cf. *hem* der folgenden zeile) vor[1]).

Das Ms. Rawl. Poetry 225 auf der Bodleiana zu Oxford ist eine zum teil stark verstümmelte papierhandschrift, welche häufig neu auf papier aufgeklebte und so gesicherte bruchstücke und fetzen enthält. Sie bietet eine bislang gänzlich unbekannte legendenhandschrift, welche allerdings recht spät zu sein scheint, wie der fortgeschrittene charakter von sprache und schreibung zeigt. Gerade dadurch aber nimmt sie gegenüber den zahlreichen Hss. der südlichen legendensammlung aus früherer zeit eine gewisse sonderstellung ein. Mit diesen ist sie verbunden durch mehrere ganz oder teilweise erhaltene legenden in der üblichen langzeile, wie: Cat(h)erine, Clement, Symon & Jude, Eustas, Maria & Joseph, Zakarye & Elisabeth, Thomas von Canterbury, In die animarum, Stephan, St. John þe euangelist. Zum teil in prosa umgewandelt ist die legende von Nicholas. Vollständig erhalten findet sich ferner eine Barbara, aber in kreuzreimen, also nicht zu der vorigen gruppe gehörig; sie ist übrigens offenbar ein spätes machwerk ohne poetisches wie sprachliches interesse und erhält nur dadurch eine gewisse bedeutung, dass von dieser legende metrische mittelenglische versionen überhaupt nicht bekannt sind. Ferner ist eine ganze reihe von bruchstücken zu erwähnen, die noch dazu ziemlich bunt durcheinander geheftet sind. Sie zeigen kreuzreim, zuweilen gemischt mit schweifreim, und scheinen mir ebenfalls ein weiteres interesse nicht zu haben; sie sind wohl als späte und flüchtige umarbeitungen älterer legenden, wie Dunston, Athelston, Margrete, Martha,

---

[1]) Vgl. Morsbach, Anglia, beibl. VII 331. Heuser ib. XI 302 ff. Diehn, *Die pronomina im Frühmittelenglischen.* (Kieler stud. zur engl. philol. 1.) s. 51 u. 53.

Jacob, anzusehen; darunter findet sich in reimpaaren ein stück eines Trental.

Höheren wert dürfte neben dem Theophilus nur eine vollständige version des wichtigen, altertümlichen und nur aus wenigen Mss. bekannten Gregorius beanspruchen, welche mit der im Vernon-Ms. erhaltenen fassung ziemlich genau übereinzustimmen scheint, unter der überschrift: Hic incipit Nateuitas beati Gregorii pape (s. $105^b$—$114^b$ des Ms.). —

Ms. Rawl. Poetr. 225, s. 11 ff.

Hic incipit historia quomodo Tiofelus vendidit animam suam diabolo et quomodo per sanctam mariam liberatus fuit. —

1. Listenyth bothe, grete & smale,
   I wil ȝow tellen a litel tale
   Of Tyofle þe fre.
   Erchedekne he was y plyȝt,
   Wyse clerk & a man of myȝt
   And riche of gold & fee.

2. Curtes he was. & large y wis,
   ffestis to maken. with men of pris
   And ȝyftes to ȝeuen.
   Also he rod on his iolyfte,
   He spak al of his dygnete,
   How wel þat he was threuen.

3. "fful wel is þat ilke man
   þat welthe hath. & wisdam can,
   In blysse forto leuen.
   He may þe folk wissen & techen,
   He may hem helpen & lechen,
   He may hem lenen & ȝeuen.

4. Be my self I it say,
   þer I go in þe wey,
   þer of I haue gret þouȝt;
   ffor wysdam I haue mekel wele
   Of wordelis good & ȝiftis fele,
   No thing fayles me nouȝt.

5. Who so haue defaute or nede
Of good counseil or of rede
Oþer of gold . othir of fe,
Cum to me . & he schal hauen,
What so euer he wil craven,
ffor I haue gret plente.

6. Curteis & large I wil ben,
Whils I leve ., so mote I then
With word & with dede.
My rentis ben so gode & fele,
Me may nouȝt faylen no wordelis wele
ffor no kyn̄es nede.

7. Swilk dignete I haue nomen
þat I am erchedeken now be comen,
Tiofle is my name;.
So large & curteis I schal ben,
þer is no man þat me schal sen
Of me schal sayn no schame.

8. Now wil I walken on my pleyeng,
Ne dred I nothir duk ne kyng,
Erel, knyȝt ., baron ne bond.
Wher so I go, wher so I be,
Al wordelis blysse folwis me
In euery kynges londe."

9. fforth hym wente þis clerk ywis
With mekel ioy & mekel blis,
But in alitel stounde
Al his wisdam & his good,
Ryȝt as doth þe salte flood,
It sanc doun to grounde.

10. Whan his good was al gon̄
And he had spendyng non,
Ageyn ward he hym went;
And as he wente þer allone,
Mekel sorwe he made & mone,
Of pouerte . he hym be ment.

11. "Allas, what schal I don for schame?
ffor saken I wil my ryȝt name
þat no man schal me knowe.
Be god I hadde mekel woñ,
And ryȝt now it is al agon
In alitel throwe.

12. Mi wisdam is to foly brouȝt,
And al my good is com̄e to nouȝt,
þis world chaungeth wel swythe.
Men þat wer wont vn to me lovten,
þei speren hir ȝates. & me þer outen,
þer for I am vn blythe.

13. But now I knowe verely þe fode:
þis world farith . as ebbe & flode;
þis is mekil wo.
ffirst was I riche ., now I am pouere,
Now was I sek ., & now I couere,
I carful am ., þer I go.

14. Routh me neuer ., what I dede;
Ryȝt now her in þis stede
Richesse for to wynne
Had I strengthe. vn to my pay
And my worschip. be nyȝt & day
To holde & to be gynne."

15. þer cam a iew & herde his mone,
As he ȝede in þe wey allone,
And how sore he hym bemente.
ffor to weten of his care
And tydyñg of his hard fare
To tiofle faste he wente.

16. "Tiofle, whi art þu swilk a wrecche?
& welthe was neuer þi meche,
Of power. ne of lore.
Now þu art fallen so lowe,
þu may cursen þat throwe
þat þu euer were bore.

17. Wel heye on hors þu were wont to ride
Wiþ richesse & wiþ mekil pride,
And now þu gost on fote;
þin art & þin wit it is mys went,
Thourgh pride j leve þu art schent.
What thyng is it. may ben þi bote?"

18. Tiofle wex paal of hew,
ffor he nolde nouȝt. þe iew hym knew;
ffro hym he wold hym hide.
þe iew percayued his maner
And ȝede euer tiofle ner & ner
ffaste be his syde.

19. "Tiofle, no thyng schame þe,
þouȝ þu hidest þe fro me;
Wel wot I, what þu menest.
Say me her þi nede anon,
þer of I schal þe bote don̄
Wel betir þan þu wenest."

20. "I ne wot, what I may sayn,
ffor schame & sorwe I wolde deyen
Ryȝt now her in þis place.
Gon is al my wordelis good,
þer for I waxe bothe wilde & wood,
ffor gon is al my grace.

21. No wonder it is ., þouȝ I sike & care,
ffor I was wont to noble fare
Among prynces of londes; —
And now is al my good a wey,
I may wel sayn̄ welawey
And wringen boþe myn hondes."

22. þe jew seys hym so sore mournen
& þouȝt in herte, how he myȝt hym turnen
To beleuen on his lawe;
As fayre as he covde,
Neither to stille ne to lovde,
He sayde to hym his sawe.

23. "Tiofle, let þi mournyng chere,
Listne to me. & be my fere
And do, as I wil þe lere.
ȝyf þu after my wil wilt doñ,
þu schalt ben er to morwen at noōn
Richer þan þu er were.

24. I haue a lord þat hatte satan;
ȝyf þu wilt be comen his man,
He schal þe riche man maken,
Gret dignete he schal þe ȝeven
Whils þu on erthe her schal leven,
And gold y nowe þe be taken.

25. þer for be thinke þe, I þe pray,
ȝyf þu wilt doñ, as I þe say
Prevely allone;
And I hastely anoñ
Wil to my maister goñ
Ðin erand for to done."

26. Tiofle be þouȝtte hym sone,
What hym was best for to done,
He gan sore siken & murnen.
Whan he had hym al bi þouȝt,
Hym þouȝtte, his wisdam halp hym nouȝt;
To þe jew he gan turnen.

27. And sayd: "sir, I pray þe,
ȝif þat it þi wil be,
Myn erand þat þu wilt bede,
To medes he wil ȝeuen me wordely good,
Say hym, I wil with mylde mood
His bond man be in dede.

28. Go now firste and duel no while,
It were synne to don me gile,
ffor I am ful of care."
"ȝis," sayde þe jew, "I wil goñ;
þu schalt sen þat I schal don
Belyve a redy fare."

29. þe jew wente his wey forth
Also ryȝt, as he couthe, north,
Tiofle he leet þer dwellen.
He ȝede to seken satanas
þat in helle is & was
His erand for to tellen.

30. "Satanas, I coniure þe.
þat þu come vp & speke with me,
As þu be forñ hast doñ;
þis day þu schalt haue, & I leue,
A soule to þi ȝeres ȝeue
ffro Jesu goddis soñ."

31. Vp he ros, þis foule thyng,
As sone as he herde of þat tiding,
He rapede hym wel swithe.
Hym þouȝt be þe iewes steuen
Añ soule for to drawen fro heuen,
þer for he was wel blithe.

32. "Sey me now, þu maister iew,
What is þi wil, I do now?
þu callest me so ȝerne.
Ister ony thing. þat I may hauen
Or ony good þat I may craven?
Telle me swiþe, my leve barne."

33. "Here is a clerk þat wisdam can,
ffor catel. he wil be comen þi man,
He dredis hym. of blame;
He was wont. to mekel woñ,
Of wordelis good. now hath he noñ,
þer of he hath gret schame.

34. ffor wordely richesse & of gold & fe
He wil ȝelde hym al to þe
With word & with dede."
Satanas sayde. "ȝif he wil so,
Sey hym swithe ., he come me to,
And he schal haue his mede."

35. Whan Satanas had hym þus red,
þe iew þouȝt ., he had weel sped
And his erand weel founden.
Ageyn̄ he ȝede wel swythe
To maken þe clerkis herte blithe
þat was in gret sorwe bounden.

36. "Tiofle, I haue þin erand don̄,
And I was to my maister gon̄,
Cum now . & go we bothe."
Tiofle sayd þan. "is it he ȝone?
I wene, he is þe deuelis sone.
Me be gynnis to lothe."

37. þe iew seide: "hold þu no tale;
þouȝ he be grisly. & of hew pale,
He is of mekel myȝt.
Of foul semblaunt þouȝ he be,
He is bothe large & fre
And a good felawe ., I þe plyȝt."

38. þe iew bad hym, he schulde gon̄,
Satanas man to be comen anon̄,
It were hym al to done.
Tiofle stood & sykyd sore,
Lytel he spak, he þouȝtte more,
He grauntid hym his bone.

39. "ffro men I may me noȝt hide,
I may no leng here abyde,
ffor I can don no dede.
I am ful of sorwe & wo,
I can nouȝt say, what I may do;
Marie me helpe. & rede."

40. fforth wente þis care ful man
And cam be forn̄ mayster satan,
On knes he hym þer sette.
As wel as he couthe,
Neyther stille ne to loude,
þat meysterlyng he grette.

41. "Meystir & syre, wel þu be,
þer þu sittist in þi se,
I grete þe, as I can.
Nede hath me so sore taken,
Myn owen lawe I wil for saken
And be comen þi man."

42. "Bel amy, wel comen art þu,
Say me þin erand, why & how
þat þu art hedir comen to me.
I am a mayster & pouste haue,
Riche to maken ilke pouere knaue
þat wil my seruaunt bounden be."

43. "Mayster & sire, I say it to þe,
I was a man of gret dignete
And erche deken y wis.
I had richesse & mekil won,
And euerydel it is now goñ,
A wey is al my blys.

44. Al mennis cumpany now I fle
ffor schame of my pouerte
And hyde me in hernys allone;
þer fore I am now comen to þe,
A riche man ȝyf þu wilt maken me,
Seruyse I wil þe done."

45. "ffor sac first Jesu & marie
And al hir hool cumpanye
With word & with þouȝt,
And make me a charter with þin hond,
As men doñ þat sellen lond,
þat I lese þe nouȝt."

46. "Sir, I schal wel don þi bone,
A chartre I schal maken sone,
As wel as I can;
Wher so I go or be,
þu may ben seker of me,
I am þi trewe man."

47. Tyofle made þat chartre good
And wrot it with his owen blood,
And þat was al to fele,
Swilk sekirnesse to maken
And iesu crist to forsaken
ffor a litel wele.

48. Whan þe charter wretin was
And þe couenaund mad with satanas
þat he myȝt nouȝt breken,
Satanas þouȝt a long fare,
To he was sekir of his ware,
To tyofle he gan speken.

49. "I say, clerk, hast þu don þi dede?
Art þu redy to taken mede?
Is þe chartre good?"
"Sire, þe chartre, it has no cel;
My trewthe I þe plyȝt, it is mad wel
With myn owen blode."

50. "Red here þat chartre anon
Be forn̄ þise men euery chon̄
þat þei mo̅u̅n̅ bere þer of witnesse.
In chaffaring of mys happe
Witnesse is good for after clappe,
Be it more or lesse."

51. þe man þat wiste of þat chaffare,
How þe clerk seld hym self for ware,
His herte myȝtte sore bleden.
Tyofle gan þe chartre taken,
As he beforn̄ had it maken,
And þo began he it to reden:

52. Alle men knowen. þat arn̄ & schul be̅n̅
þat þis chartre schul herin & se̅n̅
With eris & with eye,
þat I — Tyofle — here for sake
God only & to þe deuil me take
Bothe loude & heye.

53. ffor his syluer & his gold
Lyf & soule I haue hym sold
To hauen with outen ende,
Hym to loven & to seruen,
In his seruise to leuyn & dyen,
Wher so euer I wende.

54. þat I schal nouȝt for nō nede
ffro hym gon̄ in no drede
Be day ne be terme,
But euer mor$^{e}$ to ben his man
With alle þe werk$^{s}$ þat I can.
þis chartre I wil conferme." —

55. þan answerde satanas,
þat foule thyng, þer he was
Be forn̄ hym in present.
Whan þe chartre was al red,
Hym þouȝtte, he hadde wel sped,
He sayde al his talent.

56. "þe chartre is mad fayre & wel,
I may fynde þer in non euyl;
Of beter$^{e}$ I haue nō nede.
Now þ$^{u}$ hast þe chartre wrouȝt,
þ$^{u}$ art myn bothe sold & bouȝt,
Cum now to me. & do me manrede!"

57. Tyofle on his kneis. he fel doun þo
Be forn̄ Satanas. with herte wel wo,
He dede it al for nede.
"Satanas, I am þi bonde man
With alle þe werk$^{s}$ þat I can
Bothe in word & dede.

58. To ride or to go ., be nyȝt or be day
With al þe wil þat I can or may
And with my wit & my lor$^{e}$;
Wher so I go or be,
My lord for to holden þe
Now & euere more."

59. A synful dede wrouȝtte þat man,
Whan he leet god & tok satan,
He dede it al for nede.
Whan he hadde al don his wil,
As it was bothe lawe & skil,
He ȝaf þe clerk his mede.

60. "ffor þu so wel hast told þi tale,
Tak þe þer pens ful a male,
I schal faylen þe nevyr;
Wheder þu ride or go,
Suylk y nowȝ & ȝit mo
I schal þe fynden evir.

61. Ryȝt wel I wille a waunsen þe
In þat self dygnete
To ben, as þu were wone,
Erche dekne I þe make,
Hors & welthes here I þe be take,
And be euer my gode sone.

62. Wordelis richesse þu schalt haue,
What thyng euer þu wilt crave,
And loke, þu be trewe;
ffor I haue so wel a waunsen þe,
Loke, þu neuer for sake me
ffor no lord newe."

63. þan sayde tyofle: "þat wil I nouȝt,
It schal neuer comen in my þouȝt
ffor non kynnis nede.
Wher for scholde I þe for saken
And a nothir lord now taken?
þat were a theues dede.

64. Haue good day now, lord myn̄,
Body & soule I am thyn,
Euere with outen ende;
Of al my sorwe þu art my leche,
Body & soule I the be teche,
Wher so I euer wende.

65. Alle men may now haue ioye of me,
Bothe ȝyng & eld, whedir he be,
þat hath me be forñ knowen,
þat I am now so wel threuen,
My lord hath me al this good ȝeuen,
ffor I am al hys owen.

66. With ioye & blysse I may now faren,
I dar my self neuer more caren,
Ryȝt wel I haue spedde.
fforto hauen here al myn wille,
Of wordely good to haue my fylle,
My soule is set to wedde.

67. Good lyf & large I schal leden,
Pouerte dar me neuer dreden,
ffor nothyng þat may be fallen.
Mi lord wil me don hauen,
What thyng me list of hym to crauen,
Whan I to hym will callen."

68. And as tyofle rod ., he herde a steuyn —
I wis it was a voys of heuyn
þat lyȝtte adoun to grounde.
A word þer was sayd: reuertere.
Whan he it herde, he fel on kne
On swounyng in þat stounde.

69. "Reuertere ., reuertere,
þat word, I wot, was sayd of me.
Allas, what haue I wrouȝt.
My richesse I wil lete al goñ,
And I for sakes euery choñ,
ffor I wil kepen hem nouȝt.

70. Allas, allas, why was I so wod,
þat I for sok Jesu so good
þat hath bouȝt al man kynne.
I haue doñ þe werste dede
þat euer ony man dede for nede
And þe cursedist synne.

71. So foul stynkande is my bede
þat my prayers may haue no stede.
To whom is best þat I crye?
Now I haue god for saken,
Mercy I may neuer taken,
But it be thourgh marie.

72. Now mercy, moder mek & mylde,
A synful clerk fro schame þu schilde
þat is in sorwe bounde.
þer was neuer man so synful in dede,
ȝif he wil aske þe help at nede,
þu herist hym in a stounde.

73. Now, swete moder & lady of grace,
þu sende me þin help in þis place;
þu þat art bothe meke & mylde
And ful of mercy & of pite,
þis day þi grace þu sende me
ffor Jesus love þat is þi childe.

74. And for þe loue of þo harde stoundes
þat þu haddest of þo woundes
þat þi sone sufferd for mannis synne
And for þe teres þat þu lete,
Myn synful lyf amende & bete
þat I am now inne.

75. And, lady, for þo ioyes fyve
þat þu haddest in þi lyve,
Moder of Jesu, þi childe,
þu, lady, þat art ful of pite,
þi merci þis day þu sende me
And fro schame þu me schilde."

76. As god it wolde in þat stounde,
þe clerk hym fel a doun to þe grounde,
And þer he lay in a sueuene.
Marie ful of grace cam
fforto helpen þat careful man̄
Doun fro þe blysse of heuynne.

77. "Wak, tyofle, & slep þu nouȝt,
ffor I am comen fro heuyn loft
To brynge þe good tydynge.
Man, why were þu so wod
þat þu forsok my sone good,
And holdis he alle thynge.

78. Al thyng he hath wrouȝt
With his word & with hys þouȝt,
Swilk a lord men scholde taken;
þe deuel of helle hath no thyng
But of thefte & false lenyng,
He is worthy to ben for saken.

79. ȝyf o man hadde mys wrouȝt
Alle þe synnes þat myȝtten be þouȝt,
And he wille þem for saken
And sore repente hym of þat synne,
In to þat blys my sone is inne
He schal redly ben taken.

80. What thyng þat þu euer hast mys done,
Openly or allone,
þer of drede þe nouȝt.
ȝyf þu wilt louen me with honur,
I wil beñ þi procatour
To hym þat hath þe wrouȝt."

81. "Mylde lady & heuyn quen,
Blissid mote þu euer beñ,
ffor þu hast herd my bone.
Of alle wymmen blyssid þu be
þat þin wil is to comen to me
To helpen me þus sone.

82. I am to þe aknowen of þis synful dede;
But þu helpe me at þis nede,
I wot wel, I am but lorñ.
Lady queen, þu art euer mylde,
Help me for þe love of þi childe
þat of þe was borñ.

83. Lady & queen, now þ$^{u}$ art comen
Doun fro heuyn ȝondir aboven
To doñ þat is þi wille.
þ$^{u}$, lady, vnlose me of þo bondes
þat I wrot with myn owyn hondes,
And þat my soule nouȝt spylle."

84. "Tyofle, þer for$^{e}$ I am comen:
ȝyf þ$^{u}$ wilt me seruen & louen,
To helle I schal wende,
And I wille for þe loue of þe
Gon to helle & maken þe fre,
þe deuel þer schal I schende.

85. Abyd þ$^{u}$ me in þat stede
In prayer$^{e}$ & in holy bede,
I schal comen ageyn wel sone.
I schal thourgh my sones myȝt
Bryngen þe fro þat foule wyȝt,
ffor I haue herd þin bone."

86. Our$^{e}$ lady tok þo þe ryȝt wey
In to helle, as I ȝow say,
Tyofle out to borwen,
Whil tyofle made hys prayere;
It was wel sene, he was hir dere,
Wel aughtte he hir to seruen.

87. "Blessid be þat lady, heuyn quen,
Thourgh hir I hope saued beñ,
þat is mayden marie.
Synful wrecche þouȝ I be,
þat sche so sone wil helpen me,
Whan I to hir gan krye.

88. ffor no thyng þat I haue mys wrouȝt
My prayer$^{e}$ for sakis sche nouȝt,
Hir mercy is euer swete.
fflour of erthe, heuyn quen,
Blessid mote þ$^{u}$ euere ben,
Wiþ Love I þe grete."

89. Anoñ as marie to helle cam,
þe fend satan sche vndernam
Of þat ilke dede.
How he þouȝtte þat mys aventure
To byen goddes creature
ffor ony kynnis nede.

90. "Satanas, what hast þu ywrouȝt?
Hast þu my sones best bouȝt
þat he hath bouȝt beforen?
Satanas, I telle it þe,
Tyofle hath ȝolden hym to me,
And þu hast hym yloren."

91. "Certis, þer ageyñ I wille cleymen,
ffor þat myȝtte neuer be fallen
ffor non aventure.
I haue a chartre trewe & good,
He wrot it hymself with his owen blod,
þer for tyofle is oure."

92. "Tyofle, þe clerk, ys me wel dere,
þer fore I am now comen here,
þat chartre I wil hauen.
Jesu, my sone, hath hym wrouȝtte
And sithen on þe rode hym bouȝtte,
With ryȝt he wil hym craven."

93. "þat chartre þu schalt neuer wynne,
ffor it is sperid her with inne,
þer to comest þu nouȝt.
ffor my catel gret plente
Tyofle solde his sovle to me,
And I haue hym bouȝt."

94. "þat chartre I schal my seluyn taken
And al my wil here in maken,
And care & woo þat schal ben þin.
þat catel þat þu ȝef þe clerk,
It was al of my sones werk,
þerfore he schal be myñ."

95. No wondir it was þat þe fend was wo,
ffor sche be nom hym þe chartre þo,
Marie, þat lady bryȝt.
Al þouȝ he were bothen wroth & grym,
Sche tok þe chartre fro vnder hym
And be nome hym hys myȝt.

96. "Now I wot and now I may telle:
þi myȝt is bothen in heuyn & in helle
And ouerall aboute;
In helle ne in erthe is no lawe,
Ne treuthe þat is worth an hawe,
My ryȝt goth al with oute.

97. Allas, allas, wherfore cam þu here
To reuen me of þat I bouȝtte wel dere,
And þu þin maysteri her to maken?
Why wilt þu for schame & velenye
Receyuen hym to þi mercye,
Whan he hath god forsaken?"

98. "Satanas, I telle her þe:
My sone is so ful of pite,
What so euer man hath mys þouȝt,
þat he wil haue mercy on hem alle
þat willen mercy asken & calle,
What man þat hath ony thyng mys wrouȝt.

99. I wil here now no lenger dwelle,
Ne I wil to þe no more telle,
A ȝeen I wil now wende."
"þat ilke tyme I crie welawey
[þat] þu com her þis day
[M]y myȝt doun to schende."

100. Oure swete lady wente aȝeñ
ffro helle, þer sche hadde beñ;
fful wel sche hadde þo sped.
þe clerk sche brouȝtte good tydyng
And a sure tokyn of delyueryng —
Sche brouȝtte hym hom his wed.

101. "Haue now, tyofle, chartre þin
And loke, þu be euer trewe seruaunt myn
Myn miracles to rede;
ffro þe fend I haue þe brouȝt,
þouȝ he be forñ had þe bouȝt,
þer of dar þe neuer more drede.

102. [ȝif] þu wilt loven wel to seruen me
[&] my trewe seruant euer be,
þan þu schalt saued ben.
Go now & do, as I þe say,
And I schal wende my wey
Vn to heuyn ageyñ."

103. "Blessid be þu, lady myñ,
I am ryȝt glad to ben þyñ,
Thourgh þe I am out borwen.
My chartre þu hast brouȝt aȝeñ;
Glorious lady, blessid þu euer beñ,
þer fore me nedis nouȝt to sorwen.

104. Ilke a synful man now here me,
I wil ȝow sayn̄ wordys thre
Of oure lady marie,
How I þat hadde crist iesu for saken,
Redly to hir mercy sche hath me taken
ffro þe fendis balye.

105. þer may no man ben so synful in þouȝt,
What so euere he hath mys wrouȝt,
Good hope & trust he may hauen,
þat he schal fynde euer mercy
Redly at oure lady,
ȝyf he wil it of hir craven.

106. O þu blessid moder & lady swete,
With al myn herte I wil þe grete
And preysen þe a mong;
I am euer worthy to louen þe
In goddis name, & of þe
Syngen I wille a song:
Te deum laudamus."

107. þat lady þat grete miracles hath doñ
ffor tyofle, þat clerk, oñ
þat was ner hand lorñ,
Sche brynge vs alle to þat blys,
þer sche with hir sone euer is
þat was of hir born. Amen.
Explicit Tyofle.

Bemerkungen.

1. Abkürzungen wie *þ*$^{t}$ (= *þat*), *w*$^{t}$ (= *with*), *þ*$^{s}$ (= *þer*) sind aufgelöst, ausgenommen *þ*$^{u}$ (= *þou*). Der schnörkel am *r* ist durch übergeschriebenes *e* wiedergegeben (z. b. *car*$^{e}$), ausser in fällen wie *trewe, gret, chartre, reuertere.* Der strich über *n̄* scheint ebenfalls *-e* zu bedeuten (z. b. *gon̄* = *gone*). Für *e(s)* findet sich zuweilen ein schnörkel, der durch übergeschriebenes *s* wiedergegeben ist, z. b. *werk*$^{s}$ (Ms. *werkʃ*). Häufig hat die handschrift punkte in der mitte der zeilen, welche neben der modernen interpunktion beibehalten sind.
2. $14^{1}$. *Routh* oder *Reuth*? — $16^{2}$. Lies *Of welthe*? — $22^{1}$. *seys* = *ses* 'sieht'. — $30^{5}$. Lies *geres*? — $36^{6}$. Im Ms. ein zeichen ∧ hinter *be gynnis*, am rande steht ∧ *hym.* — $53^{5}$. Lies *to leuyn & steruen*? — $62^{5}$. Ms. *for sakē*, der strich über *e* in anderer tinte. — $91^{1}$. Lies *I wille callen*? — 99 u. 102. Die eingeklammerten buchstaben sind ergänzt, da im Ms. verwischt. — $103^{5}$. Lies *mote þ*$^{u}$ *euer ben.*

Wilhelmshaven, Dezbr. 1902. W. Heuser.

---

# THE BREAKING OF THE DEER IN *SIR GAWAYNE AND THE GREEN KNIGHT.*

The usages of the chase as practised in medieval England have latterly been made the subject of more than one study by Dr. P. Sahlender[1]), but he has confined his attention

[1]) See his three publications, the second of which is in large measure a repetition of the first:

a) Der jagdtraktat Twici's des hofjägers bei Edward II. von England, und seine überlieferung. Leipzig. Diss. 1894.
b) Englische jagd, jagdkunde und jagdlitteratur im 14., 15 und 16. jahrhundert. Leipzig und London 1895.
c) Das englische jagdwesen in seiner geschichtlichen entwicklung (heft VI of the Neusprachliche abhandlungen edited by Dr. Clemens Klöpper-Rostock). Dresden and Leipzig 1898.

almost exclusively to the formal treatises on hunting, fowling &c. and in his discussions has taken no account of certain passages of more than usual interest pertaining to this subject which occur incidentally in the Middle English romances, *Sir Gawayne and the Green Knight* and *Sir Tristrem* — to say nothing of the *Parlement of the Thre Ages*[1]) which first appeared in

---

I shall quote these respectively as Sahlender [1, 2, 3]. The articles by the same writer on Die englische parforcejagd in Neuphilologische blätter, dritter jahrgang, heft 3—6, are very slight and contain nothing not found in his other publications.

[1]) First edited by I. Gollancz for the Roxburghe club, London 1897. The description in this alliterative poem is of particular interest to us, inasmuch as its author was in all probability not only a contemporary of the author of Sir Gawayne and the Green knight but from the same part of England (cp. Gollancz's Introduction, pp. IX ff.) I may add that his account of the process he describes seems to me to be the clearest of all descriptions in English verse which we have relating to this subject. In some features, such as the laying the deer on his back in preparation for the breaking and again in the cutting out of the tongue as one of the first steps in the process, the description agrees with that in the French treatises to be mentioned later on. It is probably due to conciseness that we find no allusion to these matters in Sir Gawayne. Still further, the similarity between ll. 72 ff. of the Parlement and the Boke of St. Albans (ll. 9 ff.) is to be noticed. As the Roxburghe editions are not generally accessible, I have thought it well to reproduce the description in the Parlement *in extenso*. The lines are as follows:

65 Dede als a dore nayle doun was he fallen,
And I hym hent by þe hede and heryett him vttire,
Turned his troches & tachede thaym in to the erthe,
Kest vp that kenduart and kutt of his tonge,
Brayde [out] his bowells my berselett to fede;
70 And I s[clis]te hym at þe assaye to see how me semyde,
And he was floreschede full faire of two fyngere brode.
I chese to the chawylls, chefe to be-gynn,
And ritte doun at a rase reghte to the tayle,
And þan þe herbere anone aftir I makede.
75 I raughte the righte legge by-fore, ritt it þ*er* aftir,
And so fro legge to legge I lepe thaym aboute;
And þe felle fro þe fete fayre I departede
And flewe it doun with my fiste faste to the rigge;
I tighte owte my trenchore and toke of the scholdirs,
80 Cuttede corbyns bone and kest it a-waye.
I slitte hym full sleghely and slyppede in my fyngere,
Lesse the poynte scholde perche the pawnche or the guttys.
I soughte owte my sewet and semblete it to gedre
And pullede oute the pawnche and putt it in an hole.

print only a short time before the last of Dr. Sahlender's publications. Sir Walter Scott and the late Prof. Kölbing in their editions of the latter poem have done much to clear up, as far as it was possible, the obscurities of the well-known description of Tristrem's breaking of the deer (ll. 474 ff.) [1]. Less attention, however, has been paid to the corresponding passage in *Sir Gawayne and the Green Knight* (ll. 1323 ff.), yet whatever may be the value of the following notes, it will hardly be denied that students generally will need some elucidation of so technical a process when even the late editor of the poem, Dr. Richard Morris, as appears from the occasional inaccuracy of his marginal summary, had no very clear conception of the meaning of the terms [2].

In his note to *Sir Tristrem* (pp. 113 ff.) for the purpose of throwing light on the description of the process of the breaking of the deer, which is found in that poem, Prof. Kölbing has cited by way of comparison the chief passages known to him in English (down to the end of the 15th century) which deal with this subject — viz. the passage in *Sir Gawayne*, the description in the *Boke of St. Albans* [3], ascribed to Dame Juliana Bernes, and a similar description in the Cottonian Ms. Vespasian B. XII [4]. Looking at the matter

---

85 I grippede owte the guttes and graythede thaym be-syde,
And than the nombles anone name I there aftire,
Rent up fro the Rigge reghte to the myddis,
And than the fourches full fayre I fonge fro þe sydes;
And chynede hym chefely and choppede of the nekke,
90 And þe hede and the haulse homelyde in sondree;
þe fete of the fourche I feste thurgh the sydis.

1) The main illustrations to this passage had been already furnished by Scott but the chief features of his commentary are repeated with additions by Kölbing in the latter's edition, Sir Tristrem, Heilbronn 1882, pp. 113 ff.

2) Miss Jessie L. Weston has omitted the passage in her Sir Gawain and the Green Knight . . . retold in modern prose, London 1898.

3) Since its first appearance in 1486 this famous book has often been reprinted either as a whole or in part but the passage with which I am concerned is most generally accessible in Kölbing's note to Sir Tristrem (pp. 115 ff.).

4) Prof. Kölbing seems not to have observed that the tract in this MS. from which he reproduces (p. 117) the description was simply the English translation of Twici's Art de Venerie and had already been edited — less exactly — in Wright and Halliwell's Reliquiae Antiquae, London 1841—43,

now from the point of view of *Sir Gawayne,* we may say that of these passages the last — like its French original — is too brief to be of much value in the study of the process in question. On the other hand, the description in *Sir Tristrem* is not only very concise but at some points obscure also on account of imperfections of the text, so that the passage in that romance sheds little light on the description in *Sir Gawayne.* We are accordingly thrown back upon the *Parlement of the Thre Ages* and the very detailed instructions of Dame Juliana Bernes (supposedly) in the *Boke of St. Albans* as best representing English usage in such matters — the latter more than a century later, it is true, than the date of *Sir Gawayne.* So dominant, however, was the force of French example in the courtly life of England during the period of the composition of our romance that I have turned with especial confidence to the standard French treatises on hunting of the Middle Ages when seeking aid in the explanation of our text. The earliest of these is the rhymed *Chace dou Cerf*[1]) which dates from the end of the 13th century[2]). Of far wider influence, however, and overshadowing the rest of the medieval treatises in their popularity are the two great prose works *Le livre du Roy Modus et de la Royne Racio*[3]) written in the beginning of the 14th century[4]) and *La chasse de Gaston Phoebus*[5]) by the famous Gaston III, count of Foix, composed, it would seem, in the year 1387[6]). The influence of Phoebus especially may be followed late through the succeeding centuries in Du Fouilloux, Salnove and the rest[7]). In the portions of these works with which I am here concerned Phoebus offers little more than a repetition — in a large

---

2 vols. (s. Vol. I, p. 153). — There is in the same MS. another English treatise on the chase, known as the Mayster of the Game, composed by the Duke of York who fell at Agincourt, but this is taken from Phoebus, one of the French works mentioned later on. Cp. Sahlender[1], p. 29.

[1]) Nouveau Recueil de Contes, Dits, Fabliaux et autres pièces inédites des XIIIe, XIVe et XVe siècles. ed. by A. Jubinal, Paris 1839, pp. 154 ff.

[2]) S. Werth, Altfranzösische jagdlehrbücher, Zs. f. roman. phil. XII 191.

[3]) I quote according to the edition of Elzéar Blaze, Paris 1839.

[4]) S. Preface to Blaze's edition, pp. 7 ff.

[5]) This is the title of the edition by Joseph Lavallée, Paris 1854.

[6]) S. the Introduction to Lavallée's edition, p. XXXIX.

[7]) S. Werth, Zs. f. roman. phil. XII 409.

measure, word for word — of the corresponding chapters of Modus, so that generally speaking only the earlier of the two treatises will be referred to as an authority in the following.

But to proceed to the individual lines in *Sir Gawayne* — after selecting the fattest deer it is said that the men

> Serched hem at þe asay su*m*me þat þ*er* were,
> Two fy*n*geres þay fonde of þe fowlest of alle.
>
> (ll. 1328 ff.)

Cp. with this the *Parlement of the Thre Ages* (ll. 70 f.).

> And I s[clis]te hym at þe assaye to see how me semyde
> And he was floreschede full faire of two fyngere brode.

Dr. Morris' marginal gloss to the lines in *Sir Gawayne* reads: "They take away the *assay* or fat." There is no instance, however, in the literature of the subject where the word *assay* is used of the fat taken away in the "trial of grease" — to say nothing of the fat in general. The word here, I think, applies to the operation of taking the depth of the fat, as Sir Frederic Madden had already observed in his note to this passage[1]). It is singular, nevertheless, that we should find a concrete meaning — though not that of Dr. Morris' gloss — attaching to the word *assay* in the *Boke of St. Albans* where it is clearly used to designate the part of the body of the deer at which the "trial of grease" is made, although it is perhaps impossible now to identify just what part that was. The lines are as follows:

> At thessay kytte hym that lordes may se:
> Anone fatte or lene whether that he be.
>
> (ll. 5 f.).

and again

> At chaulys (= jaws) to begyn as sone as ye maye:
> And slytte hym downe euyn to thassaye
> And fro the assaye evyn downe to the bele shall ye slytte:
> To the pyssyll there the codde was awaye kytte.
>
> (ll. 9—12.)

It is possible, of course, that the word has the same concrete meaning in *Sir Gawayne* and the *Parlement* also.

---

[1]) Syr Gawayne (published for the Bannatyne Club), London 1839, p. 322.

A consideration of the last two lines just quoted from the *Boke of St. Albans* seems sufficient to dispose of Sahlender's conjectural interpretation [1]) of the word as *praeputium.* The description would seem to point rather to the region of the breast.

It is perhaps of interest to note that this whole preliminary operation of the assay was not derived from French usage, if we may judge by the total absence of any mention of it in the elaborate French treatises on hunting of the medieval and Renaissance periods.

Syþe*n* þay slyt þe slot, sesed þe erber,
Schaued wyth a scharp knyf, & þe schyre knitten;
Syþen rytte þay þe foure ly*m*mes, & rent of þe hyde,
Þe*n* brek þai þe bale, þe bales out token,
Lystily forlancy*n*g, & bere of þe knot.
(ll. 1330—34.)

The first thing to be noted about the above description is that contrary to uhat seems the natural order and to what we find in all other detailed descriptions of the breaking of the deer, except that in the *Parlement of the Thre Ages*, the first step in the process of disembowelling — the making of the erber [2]) — is taken before the animal is skinned.

As regards the slot, Sir Frederick Madden (p. 322) has described this as "the hollow above the breast-bone, or

---

[1]) Sahlender 3 p. 15.

[2]) In his edition of Sir Tristrem (p. 118) Kölbing, following Sir Walter Scott, interprets the phrases, *make the erbere, dighten þe erbere,* as referring to the whole process of disembowelling. This is certainly a mistake, however, and the phrases refer simply to what was the first stage in that process. Compare the following from the *Jewell for Gentrie* printed for J. Helme, London 1614 (in the chapter of the Booke of Hunting called How you shall vndoe or breake-vp a Hart): ". . . begin first to make the Arbor which is the conduit which leadeth vnto the stomacke, guts and bag, and must be made fast and close by a round knot." The matter is correctly stated in the New English Dictionary under *arber.* — The *Jewell for Gentrie* is described in the British Museum Catalogue as "an improved edition" of the Boke of St. Albans. I have not compared it throughout but as regards the description of undoing the deer it simply reproduces word for word with occasional additions (like parts of the passage I have just cited) and misprints The Gentleman's Academie or the Booke of St. Albans &c. (London 1595.) In that edition the verse of the original work had already been turned into prose.

according to others, the pit of the stomach". But the following line from the Boke of St. Albans makes it evident, I think, that the first of the alternatives contains the correct definition:

> The*n* shall ye slytte the slough there as the herte lyeth.
> (l. 60.)

It is not quite correct to interpret with Dr. Morris the latter part of this line (l. 1330) and the following as referring to the removal of the erber (= the conduit leading to the stomach), for although the erber went through the treatment described in these lines, it was only removed later at the same time as the other entrails. In illustration of this and of ll. 1330/1 generally I quote the following from Modus (fol. 22b). After cutting away some choice pieces about the neck and treating the "jargel" the directions read: "Après metz ton coustel environ demy pied de la hampe (= breast), en tenant a tes dois le jargel et l'erbière, sans descoupler, pour les descharner, puis les laisse aller."

Then he turns to the treatment of the breast and belly and when he has finished with this adds:

"Et quant tu auras couppé la chair du ventre tout autour, si la reverse sur la hampe, puiz tire à toy la pance et boelle, et l'erbière s'en viendra avecques la pance."

In view of the above I would interpret the words "schaued wyth a scharp knyf" as referring to the process of removing the flesh from about the erber (not cutting the erber, as Sir Frederick Madden would understand it). On the other hand, the words "& þe schyre knitten" seem to refer to the custom of tying up the erber not mentioned in Modus but recommended in the following lines of the *Chace dou Cerf:*

> L'erbiere et le josier coupez,
> Et l'erbiere devez nouer,
> Ce vous vuel aprendre et loer.
> (Jubinal p. 167.)

and again in the *Jewell for Gentrie* in the passage already quoted from the chapter of the *Booke of Hunting* entitled How you shall vndoe or breake up a Hart: ". . . begin first to make the arbor which is the conduit which leadeth vnto the stomacke, guts and bag, and must be made fast and close by a round knot."

I suppose the tying was an essential feature of the process to prevent the escape of the content of the erber and the contamination of the surrounding flesh.

Syþen rytte þay þe foure ly*m*mes. (l. 1332.)

This refers to the skinning of the legs of the deer which is described in the Parlement of the Thre Ages (ll. 75 f.) and with an even unnecessary particularity in the Old French treatises. Cp. e. g. Modus (fol. 21 a—b): "puis prens le cerf par le pié dextre et fends la jambe tout autour au dessoubz de la joincte du pié. Puis le pourfens par dessus la jambe tout au long depuis ton encisure jusques à la hampe que les bouchers appellent brichet ou poitrine, respondant à l'encisure que tu fay sur ycelle hampe. Et tout ainsi soit faist en la jambe de devant de l'autrepart &c."

In ll. 1333/4 quoted above the only obscure expression is that which ends l. 1334 "& bere of the knot". Sir Frederick Madden makes no attempt to explain this whilst in his Glossarial Index Dr. Morris defines the word as "a hunting term, borrowed from and used as the French *nœud.*" The meaning of the latter word will appear from the following passage in La Venerie de Jacques du Fouilloux[1]), p. 47: "Après doit lever les deux nœuds qui se prennent entre le col et les espaules: il y en a deux autres qui se prennent aux flancs et pour ce on les appelle flancars: tous ces quatre nœuds se doivent mettre a la fourchette."

Apart from the fact that I can discover no instance elsewhere of *knot* being used at all to translate the technical Old French hunting term *nœud*[2]), it would seem very unlikely that here in a description of the cutting up of the deer mention should be made of only one of the four nœuds if the two words in question were identical in meaning. Still further there is no connection between extracting the bowels and carving away parts of the animal that lie about the shoulders and flanks. I think there can be no doubt that the phrase "& bere of the knot" refers to the removal of the

---

[1]) Du Fouilloux lived 1521—1580 and his book is dedicated to Charles IX, king of France. I quote from the reprint published at Niort, 1888.

[2]) *Knot* does not appear in the list of Early English hunting terms in Sahlender [2]. Cp. his Sach- und wortregister p. XXIII.

erber tied up according to the directions of the Chace dou Cerf and the Jewell for Gentrie and which as has been seen from the quotation from Modus above was drawn out at the same time as the bowels: "puis tire a toy la pance et boelle et l'erbière s'en viendra avecques la pance." The connection of the phrase under discussion with "& þe schyre knitten", which I have endeavoured to interpret above, is still further supported, as it seems to me, by the etymological connection of the words *knot* and *knitten*.

> þay gryped to þe gargulu*n*, & g*ra*yþely departed
> þe wesaunt fro þe wynt-hole, & walt out þe guttez.
> (ll. 1335—36.)

The word *gargulun* is vaguely glossed by Madden and Morris "part of the inwards of a deer, apparently included in the numbles". In his Sach- und wortregister Sahlender[1]) (p. XXII) defines it as "daṡ geschlinge des hirsches" (i. e. the pluck or heart, liver and lights of the stag). In the New English Dictionary, on the other hand, we find as the sole definition (s. under *gargilou*) "the gullet or œsophagus of a deer"[1]). It would seem from the following passages in the *Jewell for Gentrie*, however, that this last definition is too limited to hold good always. In the division of that treatise called the *Booke of Hunting* we have a brief chapter entitled: The names of the seuerall parts which make vp the vmbles of a Deare". It runs as follows:

"That part of the vmbles which cleaue vnto the throat-hole (for *bole*) is called the aduancers and the hindermost part of the vmbles be called the Forchers, the other are called the crookes of the vmbles: Now in the Hart the chiefe part and substance is called the Gargilon, and the other parts are called the crookes and rundell."

Moreover, in the chapter immediately preceding we have the following description of the cutting out of the umbles (numbles) of the deer:

---

[1]) No wonder that Kölbing (Sir Tristrem p. 120) comes to the conclusion: »Was man unter *gargiloun* zu verstehen hat, hat noch niemand genau angeben können.« The lines quoted by Scott in this connection, the source of which Kölbing (p. 120) did not recognize, are also from the Boke of St. Albans. S. Blades' Facsimile (London 1881) signature, e, IIII.

"Going to the vmbles, first loosen the advancers which do leane to the necke, and taking the throat or wessand, loosen the fillets very circumspectly which fals to the vmbles and must be gathered and stripped vpon the wessand with the same with the naues *and* sewet and the flesh along the midriff from both the sides and so like a huntsman make vp the vmbles with all these together."

It is evident from the above that the gargilon did not always mean simply the œsophagus but included also the fillets from about the throat. In the present instance, as the following line would seem to show, the word *gargulun* has merely the meaning, I believe, of the Old French *gargouille*, viz. the throat, as including both œsophagus and wind-pipe.

Surprising in l. 1336 from the modern point of view is the use of *wesaunt* (weasand) for œsophagus instead of windpipe. Stratmann-Bradley, however, gives other instances of the word with this meaning[1].

> Þe*n* scher þay out þe schulderez w*it*h her scharp knyueȝ
> Haled hem by a lyttel hole, to haue hole sydes.
> (ll. 1337—38.)

The words "haled hem by a lyttel hole" are obscure but perhaps the following directions of Modus (fol. 22a) may throw some light on their meaning: "Encise au trauers celle chair joignant de l'espaule et fay un pertuis en icelle à mettre ton doy, et la souliève de ton doy, et couppe au long du col celle chair environ plein pié de long et fay un pertuis et metz au fourché (i. e. fork on which the dainties were hung). Et ainsi feras tu l'autre part." The parts to which these directions of the French work apply are not the shoulders themselves but we may suppose that the removal of the shoulders began with the making of a similar pertuis.

> Voydeȝ out þe a-vanters & v*er*ayly þ*er*-aft*er*
> Alle þe rymeȝ by þe rybbeȝ radly þay lance.
> (ll. 1342—43.)

[1]) I find no record of the use of the word in this sense in modern Lancashire. Cp. A Glossary of the Lancashire Dialect by John H. Nodal and George Milner, Manchester 1875—82 (Publications of the English Dialect Society).

It is to be noted that the word avanters although doubtless of French origin does not occur in any of the Old French works on hunting. As we have already seen, the Jewell for Gentrie defines them as "that parts of the umbles which cleaue vnto the throat-hole" (for *bole*).

It is difficult to understand what Dr. Morris means when he translates *rymez* here by 'skirts' [1]). Rymez means no doubt strips, or fillets, as Sir Frederick Madden has it.

Madden's interpretation of the rest of this passage is satisfactory, so that there remain but few things to be commented on.

& þe corbeles fee þay kest i*n* a grene. (l. 1355.)

In the first place there is no reason to doubt the accuracy of the reading in a grene here, as Dr. Morris does when he suggests the substitution of on a grene. According to the Chace dou Cerf the fee was put on a tree, which would accord with our Ms. reading:

L'escorbin mie n'obliez
Haut sur .I. aubre le metez,
Et le cuer donnez aus mesiaus.
(Jubinal p. 168.)

According to the passages from Ben Jonson and Turberville quoted in Kölbing's *Sir Tristrem* (pp. 119 ff.) *þe corbeles fee* or raven's bone is a little gristle on the spoon of the brisket. On the other hand, in Modus (fol. 23 [a]) we read: "Or te fault lever les cuisses d'auecques l'os corbin, si est l'os ou la vecie est" — or as Phoebus (p. 161) puts it: "ce est l'os qui est sus le treu du cul et où la vessie est." [2]) Gollancz in his Index Verborum to the *Parlement of the Thre Ages* has glossed the word in this latter sense.

þe*n*n þurled þay ayþer þik side þurȝ, bi þe rybbe,
& henged þe*n*ne a[y]þer bi hoȝes of þe fourcheȝ,
Vche freke for his fee, as falleȝ for to haue.
(ll. 1356—58.)

---

[1]) He probably derived the word from the Boke of St. Albans, l. 68, but the term itself needs explanation.

[2]) The *corbyns fee* is mentioned in l. 29 of the oft-quoted passage in the Boke of St. Albans but we cannot identify the *corbyn bone* (l. 28) from what is said there. The same is true of the *Parlement of the Thre Ages* (l. 80).

With these lines are to be compared ll. 88, 91 of the *Parlement of the Thres Ages:*

And than the fourches full fayre I fonge fro þe sydes.
(l. 88.)

and

þe fete of the fourche I feste thurgh the sydis.
(l. 91.)

Gollancz interprets l. 91 as follows (p. 49): "The feet of the haunch I fastened through the sides" and adds: "Perhaps this refers to pushing one foot through the side of the other foot. This gives something to hold by. He then heaved it by putting his hand through the loop". This explanation is not clear to me but at any rate it is evident from the passage in Sir Gawayne that the stumps of the haunches were thrust through holes made in the sides (sides and haunches being separate pieces). I suppose the parts were thus joined to facilitate in some way their carriage.

In the directions in the Boke of St. Albans as to the distribution of the deer among the different participants in the chase ll. 84 ff.) it is not said to whom just these parts should be awarded. The following passage from Du Fouilloux (p. 47) shows what was French custom in the matter in the latter half of the 16th century: ". . . en faut oster du bout de deuers les costez trois nœuds qu'on appelle les cinq et quatre qui appartiennent au grand Veneur. Les nombles, cuisses et cymier (= croupe du cerf, Littré) appartiennent au Roy. Après faut leuer le col qui appartient au valet de chiens: puis enleuer les costez, lesquels appartiennent au Roy: apres leuer l'eschine qui appartient au valet de Limier."

Vpon a felle of þe fayre best, fede þay þayr hou*n*des,
Wyth þe lyu*er* & þe lyȝteȝ, þe leþer of þe pauncheȝ,
& bred baþed i*n* blod, blende þer amongeȝ.
(ll. 1359—61.)

The feeding of the hounds or *cuirée* (because it took place on the skin) which came after the breaking of the deer is the subject of the most minute directions in the medieval works on hunting and as these treatises are not generally accessible the following extract from the chapter in Modus (fol. 23 b—24 a) on the subject will perhaps be found of interest as illustrating the above passage: "Pren le foye du cerf, le

poulmon, le iargel et le cuer, et soit descoupé par morceaux sur le cuir et sur le sang qui est sur le cuir et fay effondrer la pance, et vuidier et très bien laver, et puis découpper sur le cuir, avecques les autres choses et soit la brouaille ou bouelle gardée a part; et puis pren du pain, et soit descouppé par morceaux, et qu'il y ait plus pain que chair; puis soit soublevé le cuir hault aux mains d'un chascun costé et soit meslé ensemble aux mains; la chair et le pain dedans le cuir, et quant il sera bien meslé, si soit estendu le cuir à terre et soit ce dedens esparty sur le cuir, et puis doit on laisser aller les chiens sur le cuir à la cuirée, et quant ilz auront presque mangé, celui qui tiendra la brouaille doit estre loing d'un ject de pierre, et doit leuer la brouaille hault entre ses mains, et crier à longue alaine: lau, lau, et doit on chacer les chiens de la cuirée pour les faire aller à celuy qui tient la brouaille. Et quant ilz sont venus à celui qui tient la brouaille, il la doit getter emmy eux, et tandis qu'ilz la mengeront, on doit oster le cuir du cerf."

Now that we have come to the end of the description of the breaking of the deer, it only remains to be said that the order of procedure is not quite the same in any of the English accounts and furthermore that none of them agree closely with the directions in the French treatises. No two independent descriptions, it may be said, then, agree throughout as to the order in which the different parts of the animal are cut away.

Finally it should be remarked that the most important omission in the process as described in *Sir Gawayne*, *The Parlement of the Thre Ages* and the *Boke of St. Albans* as compared with French custom relates to the *fourchie*, the pronged stick to which were regularly attached [1]) the dainties intended for the lord of the hunt and about which there is so much in the French treatises (except the *Chace dou Cerf*) as

[1]) The description of the skinning and other preliminary matters in the Boke of St. Albans (if we omit the assay) agrees very well with Modus and Phoebus, but in what follows they are different. As Sahlender [1] (p. 58) has already remarked, Sir Henry Ellis (Reliquiae Antiquae I, p. 149) is certainly wrong in asserting that the Treatise on Hunting in this book is only a metrical version of Twety's (Twici's) tract. Curiously in Sahlender [2] (p. 27) we find the same error.

well as in the *Tristan*[1]) of Gottfried von Strassburg. In view of the stress laid on this matter in the works which record French usage, the omission is rather surprising[2]).

University of Tennessee, U.S.A.

J. Douglas Bruce.

---

# SOME CHARACTERISTICS OF THE ELIZABETHAN-STUART STAGE.

It is a saddening reflection that while Shakespearean investigators are frittering away their energies upon useless side issues, many a glaring fallacy concerning the physical conditions of the Elizabethan-Stuart playhouse clamours for authoritative refutation. And none more so than a placidly-accepted absurdity for whose sway Malone and Collier are largely responsible. It says little for the penetrativeness of latterday inquirers that only a single student of the period has arrived at the conclusion that the stage of Shakespeare's time was altogether devoid of a front curtain. His has been a voice crying in the wilderness, but never has there been utterance more pregnant with truth. "Among all innovations on the stage," writes Mr. Arthur Dillon[3]), "perhaps the most far-reaching in its effect on dramatic construction is the act drop. Elizabethan dramatists had to round off a scene to a conclusion, for there was no kindly curtain to cover retreat from a deadlock. The art of modern playwriting is to arrest the

---

[1]) Cp. ll. 2924 ff. edition of R. Bechstein, Leipzig 1869. The feature of the ceremony called there the *furkie* is very elaborately treated by Gottfried. There is a close agreement throughout between his description of the breaking of the deer and that of the French prose treatises. The agreement is due no doubt to Gottfried's French original.

[2]) There seems to be a recognition of this custom in Sir Tristrem: "He tiȝt þe mawe on tinde" (l. 507). S. Kölbing's note to the passage. His references, however, to Grimm, DWB. II 407 f., and Stejskal's note to Hadamars von Laber Jagd, str. 69, are beside the mark. The *laubbruch* in question in those passages has nothing to do with the *furke* on which parts of the deer are suspended.

[3]) Westminster Review, April 1895.

action suddenly upon a thrilling situation, and to leave the characters between the horns of a dilemma . . . His [Shakespeare's] constructive plan is particularly unsuited to the act-drop. Upon one of Shakespeare's play the curtain falls like the knife of a guillotine. The effect is similar to ending a piece of music abruptly at its highest note, simply for the sake of startling effect."

One has only to pursue this constructive test to the uttermost to show the indefensibility of any belief in an early front curtain. It should be noted, for example, that no play of the Shakespearean era was ever brought to an end with dead bodies cumbering the stage. In that too the dramatist had "to round off the scene to a conclusion" by bringing on bearers to carry off the prostrate players. No kindly front curtain was provided behind which the mimic dead might make good their escape, and failing the aid of supernumeraries, the unhappy corpses would have had to walk off in full sight of the audience.

In those early non-scenic days there was no occasional shrouding of the stage as now, to indicate the passage of time. Malone [1]) has clearly pointed out that the primitive method of indicating act-divisions was simply by a temporary cessation of the main action, what time the music played. One says "main action" here advisedly, for the stage was not always void of players during these breathing spaces. The conventionality of the old entr'acte dumb shew had lengthened rule. Even so late as the year 1623 we have the indication at the beginning of the 3rd act of Middleton and Rowley's tragi-comedy *The Changeling:* "In the act-time De Flores hides a naked rapier behind a door." This significant fore-

---

[1]) One of his items of evidence is the following stage direction at the end of the first act of Marston's *Sophonisba*, a tragedy performed at the Blackfriars in 1606: "The ladies draw the curtains about Sophonisba; the Cornets and organs playing loud musicke for the act." Where the final scene of an act was performed behind the traverses the closing of the curtains would have something of the effect of the lowering of the modern act-drop. But we have no evidence to show that it was customary to play all terminal scenes behind the traverses, and as the curtains were always closed on the cessation of action in the inner apartment, the playing of music was necessary in order to show that the act had concluded.

shadowing of the murder to follow could not have been effected had a front curtain been used as now to mark the divisions of the acts. As a matter of fact few of the utilities of the modern act-drop could have held good in Shakespeare's time, when there was no scenery (in the proper sense of the term) to be changed, and when the art of the playhouse was purely rhetorico-dramatic, and not pictorially illusive. It should never be forgotten that the arrangemeut of our earliest theatres was based for the most part on the simple conditions which had previously obtained on the temporary scaffolds in the old inn-yards. It was not for betterment of their art, but merely to evade the repressive edicts of the civic authorities, that the players forsook their wonted haunts and built for themselves permanent houses beyond the reach of Bumbledom.

Current belief in the existence of an Elizabethan front curtain is mainly due, as I have said, to placid, unquestioning acceptance of the dicta of Malone and Collier. Indirectly, however, there has been some bolstering of the fallacy through misinterpretation of a passage from old Aubrey, cited by Wood in his *Athenae Oxoniensis*. Writing of Ben Jonson, Aubrey informs us that he "acted and wrote at the Green Curtaine, but both ill; a kind of nursery, or obscure playhouse somewhere in the suburbs (I think towards Shoreditch or Clerkenwell)." Although a vulgar tradition to the contrary still exists, scholars have long been aware that the Curtain theatre, so far from deriving its name from a playhouse appurtenance, was so called from the plot of ground on which it stood. But Aubrey's loose statement — eloquent and all as it is of his ill knowledge of that particular playhouse — gave rise to the still existing impression that the old green baize curtain, so long utilised in our theatres, was first brought into vogue by its employment at the Curtain. Assuming for argument's sake that Ben Jonson's first biographer gave the title of the house correctly, the safest inference would be that the name arose from the painting of a green curtain on the sign-board.

Much of what we know definitely concerning the physical conditions of the Elizabethan-Stuart theatres, and of the play-going customs of the time, argues of the absence of a front curtain. The stage was simply a rush-strewn scaffold jutting out into the pit. It had no feature that approximated to our

modern proscenium arch. Between player and spectator there was as yet no strict line of demarcation. If the action demanded it (as in *The Knight of the Burning Pestle*), the player could seat himself temporarily in the pit; the spectator, on his part, could retaliate by occupying a stool on the stage. Moreover, as there were boxes at the back of the stage as well as on the sides, there was as little necessity for a front curtain in an early playhouse as in a latterday circus. We have indication of its absence in Dekker's *Gul's Hornbooke* (1609), in the passage addressed to the stage lounger of the time. "Present not yourselfe on the stage (especially at a new play) untill the quaking prologue is ready to enter: for then it is time, as though you were one of the properties, or that you dropt of [off] the hangings, to creep from behind the arras with your tripos, or three-legged stool", &c., &c. With a front curtain in vogue this injunction would have been unnecessary, as in that case the stool holder would have run no risk of drawing upon himself the gibes of the groundlings by a premature appearance, and could have taken his place cheerfully before the play began.

Knowledge of the internal arrangements of our first theatres has not been materially added to since Malone wrote his excellent treatise on *The Rise and Progress of the English Stage*. If Malone erred, it was in assuming on the strength of certain stage directions that the Elizabethan theatre had a front curtain as well as the traverses. Some of the passages cited in support of his contention (notably those from Davenant's *Entertainment at Rutland House* 1658, and the play of *Lady Alimony* in 1659) have no bearing on the period. The others all refer, not to a front curtain, but to the traverses. In marshalling evidence synthetically from a series of stage directions the theatrical historian must take two very necessary precautions. In choosing the materials for his literary mosaic he must needs avoid the sophistications of modern editors by confining his investigations to original editions; and in adducing evidence regarding ordinary playhouses he must be careful to eschew such plays as were written solely for private, or court, performance. To make deductions, for example, from *The Arraignment of Paris* when dealing with the public playhouses, would be the height of absurdity. This latter

precaution Malone has not always taken. Besides quoting from Davenant's *Entertainment* in support of his contention, he cites the final line from the epilogue to *Tancred and Gismund* (1592):

"Now draw the curtaines, for our scene is done."

Malone should have remembered that this tragedy was written for private performance before Queen Elizabeth, even if he did not know — what is apparent now — that the Spartan simplicity of the public stage was not maintained in the representations at court. With a system of rude, immovable scenery in vogue in these private performances from the days of Henry VIII, it is by no means difficult to believe that front curtains were employed as well. The early Revels accounts afford clear indication of the use of scenery in conjunction with curtains, but evidence is entirely lacking to show to what particular use the latter were put. Note for example the following entries:

1573—1574.

John Rosse for poles & shyvers for draft of the Curtins before the senat howse [most likely in the play of "Quintus Fabius", represented on Twelfth Night.] . . 2. 0.

Curtyn Rings . . . . . . . . . 8.

Edging the Curtins wt ffrenge 1. 0.

Tape and corde for the same: 10.

1574—5.

For sowing the curtyns & setting on the frenge for the same: 3. 0.

Wyer to hang the Curtyns: . . . . . . . . . . . . . 6.

1581.

"A storie of Pompey, enacted in the hall on twelfnighte whereon was ymploied newe, one great citty, a senate howse, and eight ells of dobble sarcenet for curtens, and xviij paire of gloves." [1])

It would be idle to hazard guesses as to the utility of the curtains referred to in the above entries. What we do know for certain however, is that so early as 1604, front curtains were employed in the Court masques to obscure the scenery, and that too considerably before proscenia came into

[1]) "Extracts from the Accounts of the Revels at Court" (Shakespeare Society, 1842) pp. 56, 90, 167.

vogue. On the continent front curtains in private performances had utilisation at a very early period. According to Olivier de la Marche, curtains of the sort were provided during the representations of a dramatic pantomime dealing with the Labours of Hercules, given at Bruges in 1468, in celebration of the marriage of the Duke of Burgundy to Margaret of York. These curtains rose on every act to the sound of trumpets — reminding us of the Elizabethan custom at the beginning of a play; and when they fell, attached to them was a large scroll conveying the moral of what had just been exhibited. In Italy painted act-drops were employed in private theatricals, as early as 1518 [1]). Strange to say however, in the matter of employment of front curtains, the public theatre in France was almost as dilatory as our own. No such accessory can be traced there before the year 1630, a surprising fact considering that scenery had been utilised at the Hôtel de Bourgogne long before that date. There was this parallelism between the early theatres of France and of England, notwithstanding a grave disparity in their arrangement, that the act-divisions in both were indicated by the cessation of action, and the playing of music. As for the seeming inconsistency of a stage furnished with scenery and yet devoid of a front curtain, it is explained away by the circumstance that early in the 17th century the French stage had adopted as its system of mounting the principle of the "décor simultané", or multiple scene, a quaint artifice begotten of the Mysteries. In this, all the various backgrounds required in the course of the play were indicated, or symbolised, at one and the same time. Although no portion of the complex set was ever changed in sight of the audience, a compromise was occasionally effected by means of a conventionality sometimes followed in the early Stuart masques. Portions of the scene were hidden from view by drapery until the psychological moment.

Much of the confusion that has arisen in the interpretation of passages from the early English dramatists dealing with curtains is due to want of proper knowledge of the use of the traverses. Even their exact position has been hitherto

---

[1]) Cf. Eugene Muntz, *Raphael*, Paris 1881, p. 421.

indeterminate. Under the circumstances, a somewhat deeper inquiry into the matter than has yet been made, will possibly be not inopportune.

As most of the ordinary run of plays of the Shakespearian era were written with an eye to the occasional employment of the traverses, it follows that the accessory must have formed a permanent feature of all the public and private theatres of the time. (The word "private" is here used in its technical Elizabethan sense, and has no allusion to court performances.) Moreover, although the fact is frequently lost sight of, there were two sets of traverses, the one immediately above the other. As will presently be shown, the exact position of the lower set has been matter of unnecessary dispute, but all agree that the upper set covered the balcony at the extreme back. The location of the upper traverses is satisfactorily indicated in the sketch of the interior of the Red Bull theatre, prefixed to Marsh's edition of *The Wits; or Sport upon Sport*, published in 1662 [1]). Of their existence and particular use we have ample proof in old stage directions. In *King Henry VIII*, Act V. sc. II we have the indication: "Enter, above, the King and Butts," and shortly afterwards the King says to his attendant: "Let them alone, and draw the curtains close." The idea was that they might watch his Grace of Canterbury and his court without being observed. In the second scene of the second act of Middleton's *Women Beware Women*, (written before 1627), Guardiano and Bianca enter on the

---

[1]) Theatrical historians invariably give an erroneous impression to the student by speaking of this plate as the frontispiece to *Kirkman's Drolls*, an edition of *The Wits* published in 1672. As the Red Bull had been demolished shortly after its abandonment by the players in 1663, and as all the London theatres existing in 1672 were fully provided with scenery, it follows that the plate as issued by Kirkman must have been a simple reproduction from an earlier impression of the pamphlet. This is accounted for by the fact that Kirkman had once been an assistant in Marsh's shop, and that, when he subsequently started publishing on his own account, he acquired most of Marsh's effects. Although positive evidence as to the earlier issuing of the plate cannot be educed, owing to the unfortunate circumstance that all copies of *The Wits* in the British Museum and Bodleian bearing dates prior to 1672 are imperfect, I see no reason for doubting that it was originally published by Marsh in 1662, and that it represented the Red Bull as it was circa 1656, when the Drolls in question were therein performed.

balcony in front of the curtains, which are immediately drawn by the former to reveal the Duke. Guardiano retires, and a weighty colloquy ensues between Bianca and the Duke, what time Livia and the Mother engage in their game of chess, seemingly oblivious of what is going on above, although tickling the ears of the groundlings by making punning allusions to it. Similarly, in Massinger's *Emperor of the East* (1632), we have the direction: "The curtaines drawn above; Theodosius and his eunuchs discovered."

Both sets of traverses were attached to rings running on iron rods. As records of their use occur as early as 1561, there can be little doubt that their conventional employment was a continuance of the system followed on the open-air stages erected in the old inn-yards. One of the items of evidence advanced by Malone in favour of his hypothesis regarding an early front curtain (but in which the allusion is plainly to the lower traverses) is "*A prologue upon removing of the late Fortune Players to the Bull,* by J. Tatham; Fancies Theatre, 1640".

> Here gentlemen our anchor's fixt; and we
> Disdaining *Fortune's* mutability,
> Expect your kind acceptance; then we'll sing,
> (Protected by your smiles, our ever-Spring,)
> As pleasant as if we had still possest
> Our lawfull portion out of *Fortune's* breast.
> Only we would require you to forbear
> Your wonted custom, banding tile and pear
> Against our curtains, to allure us forth; —
> I pray, take notice, these are of more worth;
> Pure Naples silk, not worsted . . .

Apart from the allusion to the improvement in the quality of the curtains, this citation is valuable because it shows that the traverses must have been situate close to the actors' tyring rooms. Had these loosely-flowing curtains been placed anywhere except at the extreme back of the stage, the throwing of missiles thereat could not have attracted the attention of the players behind.

When we seek to demonstrate the exact position of the traverses by the grateful aid of pictorial evidence we find ourselves confronted by the fact that no perfectly accurate

sketch of the early, non-scenic playhouse exists. The Red Bull print already referred to gives a satisfactory indication of both sets of traverses, but it is altogether innocent of entering doors. On the other hand, the well known sketch of the interior of the old Swan theatre[1]), (first given to the world at Bremen in 1888, in Dr. Gaedertz's pamphlet *Zur kenntnis der altenglischen bühne*), accurately indicates the position of the two entering doors, but is equally innocent of upper or lower traverses. This perplexing Dutch drawing is now so commonly accepted as an authoritative reproduction of the salient features of an Elizabethan playhouse, it is quite time a note of stern protest were sounded. So far from being typical of the average, non-scenic theatre, it cannot be accepted by serious inquirers as trustworthy evidence regarding the house of which it purports to be a sketch. From all such I ask confidently for a disclaimer on the following counts:

(1) It is at best but "hearsay evidence", being a drawing by one Arend van Buchell from the instructions of his friend Johannes de Witt. Why then should we deem it perfectly accurate, knowing as we do that the accompanying Latin description of the Swan by De Witt himself, errs not only in regard to the capacity of the auditorium, but in its account of the materials with which the building was constructed?

(2) It is undated. — Dr. Gaedertz argues that de Witt visited London in 1596, but Mr. Fleay maintains that the Swan had not been utilised for theatrical purposes until 1602. A play in course of performance is depicted in the sketch.

(3) It is self-contradictory. — It shows an apparently removable stage, with the anomaly of permanent columns supporting the "heavens". Our early playhouses have been none too strictly divided into two kinds, the public and the private; but there were virtually three, as there were two classes of public theatres. In the one, where the house was devoted entirely to dramatic performances, the stage was solidly and substantially constructed, and it was paled round to separate it from the "yard". The building was roofless (as in all "public" theatres), but a tiled "shadow" or cover, provided

[1]) Cf. Prof. Dr. Richard Wülker, *Geschichte der englischen literatur*, Leipzig und Wien 1896, p. 266.

with leaden gutterways to carry off the rain, jutted out at an angle from the back wall, just above the balcony, and came well nigh to the front of the stage. Its length and weight necessitated supporting columns, with the stage as a base. Technically known as "the heavens", this half-roof had apparently no utility beyond affording a shelter from the elements to the players during action, and to the occupants of the "Lords' Rooms" at the back. The chief authority for these details is the building contract for the Fortune in 1599, as first published by Malone: an important document affording evidence in regard to the Globe, as well as to the newer house.

The second kind of public playhouses was that occasionally used for other purposes besides theatrical. In this the stage was removable, and the "shadow" so constructed as to be self-supporting. Deprived of its columns, the half roof shrank considerably in length; without shoring of some sort it would have been highly dangerous, if not impossible, to place in position the ordinary quantity of superincumbent lead and tiling. Hence "the Heavens" in this class of house could have done little more than afford shelter to the occupants of the back boxes.

In 1613, when Katherens contracted to turn the Bear Garden into the Hope playhouse — or from "a game place or house where bulls and bears have been usually baited" into "a game place or playhouse convenient in all things both for players to play in, and for the game of bears and bulls to be baited in same" — it was agreed that the form, width, height, &c. were to be the same as in the Swan theatre. The stage was to be removable, and the half roof constructed without supports on the stage [1]).

Such meagre records of the Swan as have survived go to show that it must be placed in the category of buildings which were used now as amphitheatre and now as playhouse. Van Buchell's sketch affords partial corroboration of this, in the comparative smallness of the heavens and the non-indication of the front palings; but viewed strictly as a vertical section of this type of house it is inaccurate aud defective. We have

[1]) Cf. Mr. T. Fairman Ordish's *Early London Theatres*, 1894, p. 216.

the inconsistency of a removable stage supporting permanent columns. If they were not permanent their presence must at least have been necessary for the stability of the "heavens". Suppose, in imagination, we remove the stage, then the columns must go with it. Result, the tiled and leaded half-roof, deprived of its support, falls into the yard! On this showing the sketch has neither the characteristics of the public playhouse pure and simple, nor of the structure which was sometimes amphiteatre and sometimes playhouse. Its defects in this respect are emphasised by

(4) It affords no indication of the upper or lower traverses. — We have just seen that there is practically no warrant for the existence of the stage columns, a fact that seriously weakens the plausibility of Dr. Gaedertz's theory that behind them are hidden the two parts of the lower traverses[1]). Let us, however, for argument's sake, temporarily allow the two columns in order to discuss this hypothesis from another standpoint. As dramatic action is taking place on the forepart of the stage, we can only assume that van Buchell arbitrarily withdrew the curtains so as to expose to view the back of the house; for the main utility of the traverses being to admit of "discoveries", they must have been kept closed until the moment when action was to take place behind them. We have corroboration of this in the following passage from Beaumont and Fletcher's *The Woman Hater* (1607): "There is no poet acquainted with more shakings and quakings towards the latter end of his new play, when he's in that case that he stands peeping between the curtains, so fearfully, that a bottle of ale cannot be opened, but he thinks somebody hisses." We have here not only an indication that the curtains were kept closed during the ordinary action, but a measure of proof that they could not have been hung in the middle of the stage. In that position, the anxious playwright would have been seen and duly quizzed by the occupants of the back boxes.

To resume our argument. Having noted the reason why

---

[1]) Cf. Mr. William Archer's paper on *A Sixteenth Century Playhouse* in *The Universal Review* for June 15, 1888. This is an interesting contribution on the subject, and presents, *inter alia*, a reproduction of the Red Bull print.

van Buchell withdrew the lower traverses, we make things right by closing the curtains. What then do we find? That the occupants of the back boxes are deprived of all sight of the main action, and that the spectators in front cannot view either the stage balcony or the entering doors! To hide the latter at any time would have been in direct contravention of the law which imposed their use. That law can be deduced from a myriad of stage directions. When, for example, two friends were shown meeting casually in the street, they both came on simultaneously by different doors. With the lower traverses obscuring these entrances, one cannot divine any reason for such a direction as the following from *King Henry VIII*, Act I, sc. 1. — "Enter the Duke of Norfolk at one door; at the other, the Duke of Buckingham and the Lord Abergavenny". Surely enough has been said to show the untenability of Dr. Gaedertz's theory. On the other hand, there seems to be no valid objection to the belief that so far as the location of both sets of curtains was concerned, the public theatres differed in nowise from the private, and that the lower traverses were situate in a direct line between the two entering doors. To some this may appear a mere begging of the question, seeing that we have no contemporaneous pictorial record of the interior of the "private" theatre of Shakespeare's day. But here analogy may do much, and synthesis more. It is surely permissible to make deductions from Marsh's print of the Red Bull, which represents that house as it was at a somewhat later non-scenic period, and at a time when it had ceased to be "public" in the technical sense. We know too that the private houses were smaller in size, that they were roofed in, and that performances were given in them by artificial light. No "shadow" or cover being required, the stage was devoid of the "heavens". Hence, there could have been no place for the traverses save the extreme back. We have corroboration of this in the induction to Marston's *What You Will* (1607), a play most likely performed at the Blackfriars. Atticus says to his two companions: "Let's place ourselves within the curtains, for good faith, the stage is so very little"; clear proof that the lower traverses did not bisect the superficial area of the stage. To the acceptance of this position there is this objection that action in the inner

apartment could not have been seen by the occupants of the "Lords' Rooms". At worst there could only have been very occasional discomfiture, however, and, as Dekker points out, the genuine playgoer sought some other coign of vantage.

---

Having satisfied ourselves as to the position of the lower traverses, we may proceed to consider their conventional employment. Several uses which suggest themselves to the modern student were not resorted to. It has been argued that the closed traverses formed a third mode of entrance for the players, a custom which would have nullified the significance of the two doors. Exceptions may have been made in the case of the speakers of the Prologue and Epilogue, who were rarely members of the dramatis personae, and usually extrinsic to the piece.

Again, in those early non-scenic days it would have been an easy matter to indicate the changes of scene by playing alternately before and behind the traverses. As we have no proof that this course was ever followed, it may be safely assumed that sparing use was made of the inner apartment for the reason that its position and circumscribed space prevented equal facility of vision to all of the spectators.

In the Elizabethan-Stuart drama all "discoveries" — such as the exposure of the caskets in *The Merchant of Venice* — connote the drawing of the traverses. In many plays the latter are made to fulfill one of the offices of the modern front curtain. Thus, Chorus, in the *Doctor Faustus* of Marlowe delivers the prologue, and on coming to the words: "And this the man that in his study sits," himself draws the traverses. So too, in *The Merry Devil of Edmonton* (circa 1608, at the Globe), the Prologue pulls aside the curtains and reveals Faber. Ben Jonson, at the beginning of *The Poetaster* (1601), indulges in a curious stage direction that at first sight seems to imply the use of moveable scenery. "Scene draws and discovers Ovid in his study". This means simply that the curtains were drawn and Ovid shown sitting behind them. The sense in which Jonson here uses the word "scene" is appositely explained by his employment of it at the beginning of his *Masque of Hymen*, wherein we are told that "The Scene being drawn, there was first discovered an altar". In both cases

the drawing of the scene has reference to the removal of a curtain. Malone points out that "when King Henry VIII is to be discovered by the Dukes of Suffolk and Norfolk, reading in his study, the scenical direction in the first folio, 1623, (which was printed apparently from playhouse copies) is 'The King draws the curtain [i. e. draws it open] and sits pensively.'"

As the placing in position, and subsequent removal of all heavy "properties" could best be effected behind the traverses, we may assume that most of the scenes demanding the use of cumbrous furniture and elaborate set-pieces, such as beds, tombs, altars, and rocks, were played in the inner apartment. At the Blackfriars in 1618, or thereabouts, in the last act of Field's *Amends for Ladies*, there was a quaint arrangement showing almost simultaneously the exterior and interior of a bedchamber. At first the characters on the stage peep through the closed traverses as through a window, bluntly describing what they behold; then the curtains are drawn, and all at once are in the bedroom. The use made of one of the entering doors in this curious scene plainly shows that both of them must have been close beside the traverses. Originally, the potion scene in *Romeo and Juliet* (1597) was played on the forepart of the stage, but after the crisis Juliet is directed to "throw herselfe on the bed, within the curtains". No student of the physical conditions of the non-scenic playhouse can afford to ignore Ford, who is profuse in his use of both sets of traverses. At the opening of the 5th act of his *Love's Sacrifice* (1633) we have the direction: "Enter above, Fiormonda. A curtaine drawne, below are discovered Biancha, in her night attire, leaning on a cushion at a Table, holding Fernando by the hand." Again, there are two rather whimsical stage directions in his *'Tis Pitty She's a Whore* (edit. 1633), both denoting exposures behind the traverses. In Act III, sc. VI we have "Enter the Friar in his study, sitting in a chayre, Annabella kneeling and whispering to him, a Table before them and wax lights"; and in Act V, sc. V.: "Enter Giouanni and Annabella lying on a bed".

It is noteworthy that the influence of the traverses on dramatic construction was neither restricted to our own country,

nor to the non-scenic type of playhouse. Principally owing to the peregrinations of early English players, the German stage became imbued with this conventionalism, making regular use of the back curtains from about 1592 until 1647.

Sweeping as was the change that came over the English stage at the Restoration, the abolition of the non-scenic playhouse was not accompanied by the disappearance of all the old traditions. The new theatre adopted the time-honoured principles of the entering doors and the stage balcony, merely altering their position and placing them in the proscenium. In the case of the lower traverses a compromise was effected. With the introduction of scenery their employment was no longer advantageous, but the concessions they had long demanded of the playgoer were constituted part of the new system. Undoubtedly much that is peculiar about the methods of mounting on the Post-Restoration stage is thus explainable. Characters make short journeys in full view of the audience. They occupy one room and visit another without leaving the stage. This audacious method of bringing the mountain to Mahomet was simply a continuance of the old traverse-convention. By way of emphasising this, let us view the matter chronologically, and consider some analogous examples. In *The Tempest* the 5th act opens before Prospero's cell. The arch magician, speaking to Alonzo of his daughter, says:

> Welcome, Sir;
> This cell's my court: here have I few attendants,
> And subjects none abroad: pray you, look in.
> My dukedom since you have given me again,
> I will requite you with as good a thing;
> At least, bring forth a wonder to content ye,
> As much as me my dukedom.

Then the lower traverses are drawn, and Ferdinand and Miranda are discovered playing chess. A brief colloquy ensues before Ferdinand espies his father in front.

Still keeping to the non-scenic stage, we skip over a score of years until we come to *The Goblins* of Sir John Suckling, a tragi-comedy performed at the Blackfriars, and printed in 1646. Remark the intercalary stage direction in the following speech in the 5th act:

Philatell:

Put on forgiving looks Sir, we are there . . .

Enter Sabrina's Chamber.

A mourning silence; Sister Sabrina!

And Sabrina, of whose presence on the stage there is no previous note, immediately replies.

Turn we now to the Post-Restoration drama, at a time when scenery was well established on the stage. Crowne's comedy of *The Country Wit* was first performed at the Duke's theatre in 1675. In the course of the 3rd act, Isabella and Ramble being in front, "the Scene is drawn, and discovers Christina", who immediately speaks to Ramble as if he had just walked into her room. Even so late as the year 1692 we find this traverse-convention still pursuing vigorous existence. The methods of construction followed by Southerne in his comedy *The Wives' Excuse; or Cuckolds Make themselves* are largely the primitive methods of the Elizabethan dramatist. A modern playwright who desired with Southerne (in his fifth act), to show his characters discovering Friendall and Witwoud in a compromising situation, would bring them suddenly on the scene of action. So far from pursuing this course, Southerne plants his scandal-mongers in a scene representing "Mr. Friendall's house", keeps them stubbornly on the stage, and by drawing the back flats, shows Friendall and Witwoud in amorous converse on a couch. With such slavish following of effete tradition, small wonder that the art of dramatic construction failed to keep pace with the progress in pictorial adjuncts!

Belfast, Oct. 1902. Wm. J. Lawrence.

# MATTHEW ARNOLD AS CRITIC OF HIS AGE AND SOCIAL REFORMER.

## I.

H. Walker, *The Greater Victorian Poets: Tennyson, Browning and Arnold.* Sonnenschein, London, 1895.

Saintsbury, *Matthew Arnold.* Blackwood & Sons, Edinburgh and London, 1899.

L. E. Gates, *Selections from the Prose Writings of Matthew Arnold.* New York, H. Holt & Co., 1897.

E. C. Stedman, *Victorian Poets.* London, Chatto & Windus.

*Matthew Arnold: His Poetry and Message.* Masterpiece Library, Review of Reviews, London.

One of the first demands that we make of the literary critic from a scientific point of view — I leave on one side that apocalyptic, oracular style of criticism with which Carlyle has made us familiar — is that he should present us with a rational account of the genesis and development of the mind and art of great writers, no mere accidental collection of biographical and literary facts and details, but an analysis and characterisation of their work, conceived as an organic whole and in its relation to the age to which it belongs. True, there is a limit even to the powers of "victorious analysis", an incalculable element in the character and work of men of genius, which seems to be less an outcome of the spirit of the age, than the manifestation of a new spiritual force; and yet, allowing for this limitation, we cannot but be thankful to the philosophical historian of literature for any attempt to explain the genesis and workings of genius, with reference to the spiritual and physical environment of his authors, whereby alone we are enabled to gain a clear and scientific notion of their artistic development and literary aims.

Such a masterly analysis and characterisation of its great writers, with reference to the dominant ideas of the age, the student of English Literature will find in *The Greater Victorian Poets,* by Professor H. Walker, St. David's College, Lampeter, a work which, among all literary manuals dealing

with the period, especially excited the admiration of the Master of Balliol College, Oxford, as it certainly is second to none in the luminous insight into literary questions which the author displays, and the power he exhibits of seizing and expressing the characteristic features of his authors, and determining their attitude towards the leading ideas of the time. The same, too, may be said of Stedman's *Victorian Poets,* valuable not only for its review of the poetry of the period, but for its preliminary characterisation of its dominant ideas, and literary currents.

Among separate works on recent English Literature Professor Saintsbury's monograph on Matthew Arnold presents much pertinent and illuminative criticism of this great Victorian writer, at least in his capacity as poet and literary critic, Professor Gates' *Selections* enable us to gain a clear and comprehensive idea of his literary and social criticism, and of his significance as a critic and prose writer, while the editor of the poetic selections contained in the Masterpiece Library gives, in her introductory chapter on M. Arnold's *Poetry and Message* a luminous picture of his poetical, intellectual and ethical development, and aptly characterises his mind and art. The large space assigned by Walker to Matthew Arnold as a representative Victorian poet, is determined by his estimate of this brilliant exponent of academical culture as being "though inferior to Browning and Tennyson in compass, and perhaps in some respects in power, so exquisite within his range that he can be placed nowhere except in the first rank" [1]).

Indeed this critic does not hesitate to declare that Arnold's poetry presents "a wide, enlightened and thorough criticism (of the age) from the point of view of the time itself", which, "in thoroughness and adequacy as a poetical expression of contemporary thought, far surpasses anything that Tennyson attained until almost the close of his life" (l. c. p. 271).

Arnold's attitude to the age is best indicated by two of his noblest poems, the lines *In Memory of the Author of Obermann* and the *Stanzas from the Grande Chartreuse.* His point of new is that of one

---

[1]) Walker l. c., p. 4.

Wandering between two worlds, one dead,
The other powerless to be born;

of a child of an age of transition, which has outgrown the spiritual convictions which have sustained humanity since the rise of Christianity, without being, as yet, able to attain anew to clear spiritual vision, an age in which only a few choice spirits, notably Goethe, Wordsworth and Senancour (the author of *Obermann*) have been able to possess their souls in peace. Such then is the "strange disease" of modern life, "its sick hurry, its divided aims", such the position of its intellectual leaders in this distracted age, when many a thinker would fain, like Wordsworth or Matthew Arnold's *Scholar Gypsy,* escape from the unrest and chaos of our modern life, to seek an asylum in the bosom of nature, while Arnold himself, in spite of such moods of world-weariness, would yet remain in contact with life, "in the world, yet not of the world," content like Lothario in *Wilhelm Meister* to learn that your America is here or nowhere, to acquiesce in the motto: "My station and its duties". In his rejection of the individualism and weltflucht of the earlier poets, Wordsworth, Byron, Shelley, &c., Arnold is thus quite a child of his age, insisting, in accordance with its associative tendency, that "the principle upon which the new world is to be based must be a social one" [1]) — praising his father, the well-known Headmaster of Rugby, because he would not be saved alone [2]) —, and though at times seemingly overwhelmed by

The heavy and the weary weight
Of all this unintelligible world,

yet dimly anticipating the new dawn, as a result of the combined progressive movement of mankind. (Cf. the closing stanzas of *Obermann once More*, &c., Walker, l. c. p. 279.)

Matthew Arnold is thus revealed to us in his work as no ascetic, no dilettante trifler, but a practical thinker, inspired by the belief that he has a distinct mission to fulfil, or, as he once wrote to his mother, that he had a work to do for England [3]). This mission, we learn, is the Herculean task of changing English ideas, of inducing his countrymen "to reunite themselves

---

[1]) Walker l. c. p. 278.

[2]) Walker l. c. p. 277 (Quotation from *Rugby chapel*).

[3]) Gates l. c. XII, Letters I 400, I 225, I 233.

with their better mind and with the world through science", to "conquer the hard unintelligence which was just then their bane" *(Celtic Literature).*

His aim is, in a word, "to spiritualize an era of unparalleled materialism", his mission to become the representative in his poetry, as he has been a leader through his prose, of the questioning progress of the day" [1]), to help in his own language, "to make reason and the will of God prevail". *(Culture and Anarchy.)*

This aim Arnold more nearly defines as the cultivation of a harmonious, Greek ideal of culture, of the highest human type, in realising which, we should avoid nothing so much as "the falsehood of extremes". Hence his condemnation of, and repugnance to, all one-sided and narrow developments of mind and character, whether these be found in the Philistines' worship of wealth and vulgar pride in the mere possession of Empire, in the over intellectualism of the savant (who, in idolising the intellect, after all "but a parvenu", forgets that Science is, as Tennyson says, "the second, not the first"), or in narrow, repulsive types of religion, such as that unlovely form of middle class Protestantism, against which Matthew Arnold was seldom tired of emptying the vials of his scorn. (Cf. Gates, l. c. XVI seq. "The Philistine cares solely for business . . . He judges of life by the outside, and is careless of the things of the spirit", and of Arnold's view of the middle class Englishman, "a natural Hebraist, — negligent of beauty and abstract truth", l. c. XVIII).

It is, further, in pursuance of the same aim that Arnold insists on the function of Criticism, to reveal the highest ideal, and of the value of the study of Literature to bring this ideal home to our lives and hearts. In his ideal strivings Arnold thus proves to be no visionary, if indeed a transcendentalist, none "of the stricter sect", with a morbid relish for an "O altitudo!" [2]), seeking his ideal in the world of medieval thought and dogma, like Cardinal Newman, or finding refuge, with Keats, in the cloud-capped towers of Romanticism; on the contrary, his main endeavour is to vitalize knowledge, to make culture "operative and dynamic in life and character" [3]), and in thus combining

---

[1]) Stedman l. c. p. 97 and 442.

[2]) Gates l. c. p. LXXXIII.

[3]) Gates l. c. p. XXV.

ideality of sentiment with practical aims, spirituality and conventionality, he resembles Goethe, whose ideal of wisely balanced self-culture — Im ganzen, guten, wahren resolut zu leben — constantly hovers before his eyes [1]).

In pursuing this ideal, Arnold does not thus commit the fault of the earlier idealists, such as Coleridge, whose cloudy formulas were indeed a very inadequate panacea for the actual ills of society. He is, on the other hand, nothing if not practical, discharging conscientiously the severe routine duty of an Inspector of Schools and reporting on education abroad (In *Schools and Universities on the Continent,* 1868), with his feet planted firmly on the ground, but his face still set heavenward, awaiting that new morn which he fain would greet across the low levels and within the narrow horizon of our daily life.

Such being Arnold's masterly analysis of the contemporary state of European thought and English culture, such too his practical aims as a social reformer, to accuse him of offering a mere "negative, impalpable gospel", "a screed of jargon — a patter of shibboleth" [2]) — is manifestly at least to do injustice to the intentions of a critic whose objection to the men of science is precisely that they, in their doctrinaire spirit, fail to keep in touch with life, too often overlook the complexity of existence [3]). To ask what Arnold's poetry has to do with modern development [4]) is to ignore its value as a mirror of the thought of the age, not merely of that of academic coteries, but of wide circles of educated society. — To relegate his work as a social, religious and political theorist and reformer to the "Wilderness" (as Saintsbury does the prose writings that appeared in the decade 1867—1877), regarding it as an unfortunate digression from the path of poetry and literary criticism, is surely to ignore the important service rendered by these notable publications, which, whatever be their defects, "certainly expressed a prevalent tendency", in enabling English society to diagnose its condition and learn its needs.

That Arnold has, in the main, read the signs of the times aright, truly characterised the peculiar defects of English civili-

---

[1]) Gates l. c. p. LXXIX.

[2]) Saintsbury l. c. p. 157.

[3]) Gates l. c. p. XIX.

[4]) Saintsbury l. c. p. 161 seq. and p. 142.

sation and offered wise suggestions for their cure, will surely be generally conceded by impartial critics, while some may doubt whether he has not underrated the vitality possessed by the existing spiritual, social and political order of things and given rather too sombre a picture of British culture of today. One may be indeed inclined to recognise in the exhaustion which Arnold attributes to the old weltordnung mainly a reflection of his own world-weariness, especially when we consider the power still displayed by the existing religious, political and social systems which the world has inherited from the past to adapt themselves to modern needs. Consider, for instance, to turn our attention first to what was uppermost in Arnold's mind, the revolution which our time has witnessed in the spiritual sphere, and we cannot but recognise the power possessed by Christianity, in its various forms, as an ecclesiastical system or a moral force, still "to lead generations on". It must, however, be borne in mind, in determining Matthew Arnold's relation to the spiritual revolution of modern times, that he, like Tennyson, while welcoming in the new dispensation, recognises, and would fain conserve, the permanent and vital elements enshrined in the old. He will not destroy the old law, but fulfil it.

> Leave then the Cross as ye have left carved gods,
> But guard the fire within [1]),

says the poet to those religious iconoclasts, who, in rejecting dogmatic Christianity, are in danger of also losing its spiritual, life-giving power. In thus taking his stand on an ethical and spiritual conception of Christianity, Arnold is reconstructive, rather than merely destructive in aim, his design, revealed in *Literature and Dogma*, being, as Professor Saintsbury puts it, to establish "a new religion which is to have for its Jachin Literature, that is to say, a delicate æsthetic appreciation of all that is beautiful in Christianity and out of it; and for its Boaz Conduct — that is to say, a morality as rigid as that of the purest Judaism, though more aimiable" [2]); and in emphasising the ethical side of this religion, he is, as he believes, but re-

---

[1]) Cf. "*Progress*", St. 7.

[2]) Cf. Saintsbury l. c. p. 135.

vindicating the value of the primitive and enduring elements of the Christian creed.

Arnold's undogmatic type of Christianity, it is however urged, is not of the sort demanded of the multitude: "nobody wants a religion of that sort" [1]), a somewhat sweeping statement, when we consider how far the trend of liberal theology, to say nothing of lay religious opinion, as represented by the leading representatives of English thought during the Victorian age, lies in the direction of clearing the primitive religion of its accretions of superfluous dogma and laying bare its solid foundation of eternal truth. It is in this work of reconciliation and adaptation of the old spiritual order of things to modern ideas and requirements that the latter-day exponents of English thought in poetry and prose, Tennyson, Browning and Arnold, and writers like Mrs. Humphrey Ward, cooperated, each in his or her characteristic manner, and it is surely in their religious latitudinarianism that the characteristic tone of thought of educated Englishmen in our own times is to be found. It is in their thought rather than in the speculations of extremists of either school, thorough-going advocates of religious dogmatism such as Cardinal Newman, or equally consistent and convinced theological iconoclasts such as Swinburne, that the characteristic English love of compromise, "la manie de vouloir réconcilier les choses irréconciliables", as it appears to a French critic [2]), manifests itself.

Compared with "the voice of the age", Tennyson, Matthew Arnold is certainly far more negative in his attitude to traditional beliefs (cf. *Empedocles on Etna*) [3]), and, in this respect, he stands apart from the mass of his countrymen, while at the same time, by his wish "to prove in his own remarkable way, the truth and necessity of Christianity" [4]), and by his attempt to win over the Church of England, or at least the liberal elements within it, to his peculiar cult, he exhibits the

---

[1]) Cf. ib. p. 136.

[2]) Cf. Swinburne, *Essays and Studies*. London, Chatto & Windus, 1897, p. 128.

[3]) Cf. *Essays and Studies* p. 129 ff.

[4]) Cf. Saintsbury l. c. p. 139 (a discussion of *God and the Bible*); and p. 144 (a reference to a lecture on The Church of England, delivered at Sion College).

compromising tendency of the English mind. Of such an application of Reason to the claims of an established creed as Arnold in his intellectual "self-sufficiency" enjoins, an attempt like his, "to select and arrange religion to his taste", Saintsbury will, however, not hear. Religion, he says, is something "to take or to leave" at your peril and as it offers itself[1]), a line of argument which, logically, would only justify the retention (or rejection) *in toto* of traditional religious systems, (precisely as such retention is justified by religious reactionists in Russia[2]) and even by highly intelligent people nearer home), and would degrade reason to the level to which it had sunk during the ascendency of Scholasticism, as the mere handmaid and instrument of the established dogmatic system. One is further reminded, by Saintsbury's objection, of Bishop Blougram's defence of his unconditional, thorough-going acceptance of the whole Roman Catholic system, on the ground that to the process of purifying and clearing off excrescences from a traditional cult such as his there is no visible end. "First cut the Liquefaction (i. e. deny the miracle of the melting of the blood of St. Januarius at Naples), what comes last But Fichte's clever cut at God himself?"[3])

It is indeed with such consistent dogmatists a case of "alles oder nichts!" In taking his stand on Reason and experience, and refusing to blindly accept, without due examination, the claims of a traditional creed, Arnold is certainly adopting an attitude of irreconcilable and consistent antagonism to the Scholastic, Medieval School of religious thought, and is, in this respect, fully in harmony with the principles of scientific and liberal Evangelical Theology, with its motto: "Prove all things; hold fast to that which is good." True, Arnold's method of discussing religious questions, is, as Saintsbury points out, not always very scientific, as has been objected even by heterodox critics[4]), and his substitution for traditional Theism of periphrases such as "The Eternal Power, not ourselves, that makes for righteousness" may not be very felicitous or likely to "take

---

[1]) Cf. Saintsbury l. c. p. 3.

[2]) Cf. *Berliner tageblatt*, den 22. April 1901: "*Die geistigen züge Pobedonoszew's*".

[3]) *Poetical Works* of R. Browning, vol. I, p. 538. S. Elder, London, 1898.

[4]) Cf. Saintsbury l. c. p. 139 seq., especially p. 134—143.

the place of a religion for normal human beings"[1]); and yet, "in the thoroughness of his scepticism, in his perfect faith in reason and absolute intellectual sincerity", this fearless seeker after truth is found to have revealed "the promise of a faith more sure than either Browning or Tennyson, who refused to face the last difficulties, ever attained"[2]). If unable to fully grasp this faith, he is yet, to use Disraeli's well-known phrase, "on the side of the angels", an advocate of the spiritual view of life, and persistent opponent of materialism, his watchword being: "the kingdom of God is within you"[3]). Such then being the spirituality of Arnold's creed, such too the spiritual character of primitive Christianity itself, as a protest against Jewish formalism, it is difficult to see in what sense Arnold may be said, by rejecting mere external alleged proofs of its divine origin, such as miracles, to fail to comprehend the mind of the Master[4]). The advocates of a spiritual and ethical Christianity are surely the last persons who may, with justice, be accused, especially by the champions of dogmatism, of failing to grasp the spirit of the gospel — "the truth as it in Jesus", the self-sufficing spirituality of whose teachings carried with it its own proof of their divine origin, whose appeal was constantly from the letter to the spirit, from the symbol to the thing signified, who refused to perform miracles to convince unbelief, and declared that those who believed not Moses and the Prophets would also not be persuaded though one rose from the dead.

Turning from the religious to the political sphere, we cannot but recognise in the well-known allusion to England in *Heine's Grave* as "the weary Titan" a striking image of the inadequacy and even partial failure of the machinery of imperial institutions to cope with the increasing demands of a world-wide Empire. True, this failure does not appear to be accompanied by a general diminution of national vigour, by a deterioration of the human material, on which, after all, as Wordsworth says in a fine sonnet, the power and stability

---

[1]) Cf. *Matthew Arnold, His Poetry and Message,* p. 23.

[2]) Cf. Walker l. c. p. 299.

[3]) Cf. Gates l. c. p. LXXXIII.

[4]) Cf. Saintsbury's Discussion (p. 134 seq.) of Arnold's statement 'Miracles do not happen', an entirely a priori consideration of what is actually a historical question.

of states first depend[1]); and even if we admit there is much in the social conditions of modern life, particularly the crowding of the population into large towns and the consequent exhausting struggle for existence, which is not exactly calculated to improve the stock, physically or morally, we must yet bear in mind the immense resources England has to draw on in her colonies, a field in which, as J. A. Froude has so graphically shown in his *Oceana*, the "puissant Nation" may continually renew her strength as the eagle.

In Arnold's picture of "the weary Titan" staggering under the load of empire we thus discover a not altogether unfaithful portrait of the condition of England to-day, of her inadequacy, we may add, not so much to cope with the physical exigencies of her imperial task, as to guard, amid all this unparalleled material progress, those spiritual goods the loss of which is poorly compensated for by the possession of a world-wide empire.

This failure, in spite of material prosperity such as modern England has attained, to achieve "glory, genius and joy", should indeed induce some of our Philistines to take Matthew Arnold's warnings to heart, that, like the rich man in the gospel, they may, while gaining the whole world be, after all, losing their soul. When, however, this critic of his age goes on to indiscriminately brand his countrymen as Barbarians, Philistines and Populace, to tirade against their material aims, brutality and hard unintelligence, we are bound to ask whether he is giving us a true diagnosis of English civilisation to-day. Such generalisations on national character, especially when serving a special purpose, when either served up by the native satirist for home consumption or indulged in by chauvinists abroad for the express purpose of fomenting national strife, are always to be taken *cum grano*. We know that the conditions of modern life are far too complex to be summarised by rough and ready estimates of this kind, which, as a rule, only express an approximate truth, of limited and, at times, temporary application. The drunkenness and brutality still unhappily disgracing

[1]) *Poems dedicated to National Independence and Liberty*, II, XXIX:
O'erweening Statesmen have full long relied
On fleets and armies and external wealth:
But from *within* proceeds a Nation's health.

a part of the population, the Hooliganism of high and low life, as displayed by the over-bearing temper the national spirit exhibits at times towards those who refuse to bow the knee to its idols, and the popularity of a type of "patriotic" literature as mean in sentiment as execrable in taste (Shades of Byron and Shelley, have we come to this!) — these and similar ugly features of our modern civilisation, afford proof that that charge of brutality and barbarism is not altogether unfounded, and evidence of the excesses of which the Democracy, "an aristocracy of Blackguards" [1]), as Byron drastically terms it, is capable of committing in its more savage and reckless moods.

Such, indeed, is the darker side of the picture; but will any impartial critic assert that these evils are exclusively confined to English life and are not common features of our European civilisation? Will the fair-minded observer close his eyes to the nobler and more agreeable aspects of English civilisation: — the lofty idealism that once led this "nation of shopkeepers" to liberate the slaves, the generous sympathy with the cause of Freedom, even though "as far away as Paris is", and the works of philanthropy and mercy for which England is proverbially famed? Then, again, it is impossible to consider the advance of education, and especially of women's education, during the Victorian era, the striving of the masses after higher culture (as evidenced by the multiplication of public Libraries, the spread of University Extension, &c.), the improved culture of music and art, the progress made in art-industry, domestic architecture and decoration, without admitting that much has been done, during this eventful period, to exorcise the demon of Philistinism and to promote the Gospel of Sweetness and Light. When, therefore, Saintsbury objects to Arnold's sombre view of the average English culture of his day that his idea of Philistia was coloured by his experience of middle-class Dissenting life, gained on his tours as a School Inspector [2]), we may admit the possibility of exaggeration, as far as the average middle class household of 30 or 40 years ago is concerned, and the inadequacy of the portrait to fully and fairly represent

---

[1]) Cf. Byron's *Letters and Journals*, vol. V, Murray, London, p. 406.

[2]) Cf. Saintsbury l. c. p. 126.

the English culture of to-day. At the same time, he would be an exceedingly optimistic critic who should assert that the spirit of Philistinism was extinct or even considerably on the wane to-day, that it was confined to middle class Dissenting families or, in spite of Arnold's eloquent eulogy of Oxford as the sworn foe of Philistia, even unknown in academical circles themselves.

As to "the hard unintelligence" and "inaccessibility to ideas" of a large section of the people, who can doubt the justification, or at least partial justification, of this criticism when he observes the inclination, in all departments of public life, to rely on rule-of-thumb, rather than intelligence, and, with more than Chinese complacency, to cling to the laws of the Medes and Persians that alter not; the formalism which, amid much genuine piety, characterises the religious world, with its eternal disputes about "the surplice question"; the snobbishness, self-worship, and materialism that still so largely characterise the modern plutocracy and tend to hinder a revival of great ideas and of the spirit of reform in the England of to-day. Even granting the existence of these national shortcomings, Saintsbury, however, poses us here with a further objection: "May you not possibly — indeed most probably — in attempting to remove what you choose to consider as the defects of these classes (i. e. the materialised upper class, the vulgarised middle class and the brutalised lower class) remove also what you acknowledge to be their virtues — the governing faculty of the upper class, the conduct and moral health of the middle, the force and vigour of the lower?" (Saintsbury, l. c., p. 157.)

Arnold's panaceas for these national maladies: — "the humanisation of man in society", "dismaterialise our upper class, disvulgarise our middle class, disbrutalise our lower class", we are told are, like Coleridge's "om-m-ject" and "sum-m-ject", "a screed of jargon — a patter of shibboleth — and that is all". They do not, like mere abstract generalisation generally, sufficiently take into account the complexity of existence, the fact that progress in one direction is too often limited by retrogression in another, of the possibility that the very limitations of the English character, that "echt britische beschränktheit" of which Heine complains, may be actually

among the chief conditions of the national greatness of a ruling race. Such a perfectly justifiable criticism does indeed remind us of the complexity of nature and the simplicity of theory, of the difficulty of realising in practice that Greek ideal of harmonious, all-round development which it is so easy for the theorist to recommend. One recalls, too, a remark of Treitschke's on "the magnificent one-sidedness" of the English, and does not forget that nations, like individuals, have the characteristic defects that correspond to their peculiar virtues. Bearing these limitations in mind, we still venture to ask if the practical capacity of a ruling race is necessarily impaired by an intelligent organisation of its institutions and a scientific training of its individual members; whether, for instance the organisation of secondary education (in regard to which Saintsbury admits events have followed Arnold's suggestions), an attempt to realise that combination of theory and practice in the training of teachers and taught on which so much of Germany's success as a nation depends (no mere one-sided saturation of England with ideas) would not be a step in advance of the easy-going optimism and comfortable laissez-faire spirit of some of our blind leaders of the blind. To combat this self-satisfied spirit of obstructive conservatism is, however, no easy task, even for an apostle of culture like Matthew Arnold; here, above all, it is the logic of facts, the necessity of entering into competition in trade with the intelligent foreigner, and of meeting the increasing demands of empire, that compels even the typical representatives of Conservatism to take account of the new ideas. The conviction thus gains ground that the organisation of secondary education, the teaching of modern languages and realien are matters which are not merely of theoretical importance; that the instruction of masters of secondary schools in the History, Theory and Practice of Education, is at least as valuable a practical training for their profession as the attainment of high cricketing averages and the production of faultless Greek iambics. The question, too, begins to be asked, whether the transformation of the old universities from seminaries with mainly, if not exclusively, formal and disciplinary aims, into "national centres of scientific and intellectual interest", would be less likely than the present system to result in the production of citizens capable of practic-

ally serving the state in all departments of life. One need only consider, for instance, the importance of the scientific study of social science and political economy, with provision for research, as prosecuted at the German universities[1]), as a practical training for the future statesman or public official, and the comparative neglect of these studies at Oxford.

These, and similar considerations occur to one in reading Saintsbury's apology for English university training, as it stands, particularly the time-honoured Oxford School of *Literae Humaniores,* with regard to which a critic on the spot says: "It ('Greats') is certainly excellent discipline for a forensic orator or a dexterous leader writer." — "It is admirable as a formal discipline, admirable again as an intellectual stimulant", but fails to provide that definite, scientific training, that opportunity for specialisation which "from the standpoint of our social and national necessities" is becoming more and more a crying need of our higher education[2]). As it is, the *Literae Humaniores* School, "admirable as a training school of literary rhetoric for the upper classes", admirable indeed as a liberal education, as a general training in Philosophy and Languages, on a humanistic basis, fails, on the scientific side, to provide that special theoretical and practical training, particularly in those subjects (political and social science, &c.) which it would lie in the interests of a "practical" nation to actively encourage.

It is thus precisely for practical reasons that the changes contemplated by Arnold in our higher educational system are to be recommended, as indeed it will be often found that the socalled "theorists" and "doctrinaires" are more practical people in the long run than the slaves of routine and rule-of-thumb. In seconding Arnold's progressive aims, we do not, however, overlook the value of the existing system of higher English education, especially of the training provided by *Literae*

---

[1]) Notably at Strassburg and Würzburg, where a rechts- and staatswissenschaftliche Faculty exists, and Munich and Tübingen, where it is possible to graduate as Doctor rerum politicarum. On the state of these studies at Oxford see an article on *Modern Oxford,* in the *Progressive Review,* H. Marshall, London, Dec. 1896.

[2]) Cf. *Progressive Review,* l. c. p. 220. See too Saintsbury's allusion (l. c. p. 165) to the *Literae Humaniores* School as "the best intellectual training in the world".

*Humaniores* — the wide, speculative outlook and interest in great ideas it encourages, the ethical and æsthetic value of humanistic culture — goods the loss of which may be poorly compensated for by absorption in one-sided and narrowing specialisation — necessary as this may be in our day. In adopting German scientific methods of specialisation, as far as the claims of research are not already considered, especially in the local or newly organised universities, we do not forget that there may be features of the English system which we should do well to preserve; that after all Science may not be the highest good or the be-all and end-all of university training; that by the pursuit of minute and detailed investigations on questions of fact, the cause of science may, or may not gain, while the individual suffers, becomes, as Darwin once said of himself, "a mere logic-engine for the registering and grinding up of facts"; that each nation is, after all, justified in working out its own salvation in its own way.

That England, by "reuniting with the world through science", will also be reuniting with her "better mind", in other words, become true to herself and her practical genius, that the scientific organisation of all departments of public life will, in the end, be found to best serve her practical requirements, we believe is the conviction of some of the most far-seeing of her sons — one recalls, for instance, some recent utterances of Lord Rosebery — and it will remain one of Matthew Arnold's chief services to his countrymen, to have ushered in this revolution of public opinion by indicating the problem and pointing the way to its solution.

Such being Arnold's significance not — merely as the exponent of a phase of Oxford thought, but as an apostle of spirituality and culture in a materialistic age, a prophet of modern ideas, voicing the advanced thought of his time — such, too, the earnestness of his aim, the clearness of his vision, his adequate appreciation of the practical needs of his country, the combination of theory and practice which characterises his work as a social reformer, we cannot but welcome so appreciative and sympathetic an estimate of his significance as a critic of his age as that presented by Gates, Walker and Stedman in their impartial and scientific survey of Arnold's work as an interpreter and inspirer of modern ideas. Stedman's

estimate of Arnold as a representative of modern thought, it may be noted, in passing, gains in significance as it is deliberately expressed as the result of maturer reflection, which recognised in him more clearly than before, "a leader . . . of the questioning progress of the day — of a day whose perturbation of itself declares a forward looking spirit", "a teacher and stimulator of many now conspicuous in fields of mental activity" [1]). Admitting the correctness of this estimate, Saintsbury's verdict, on the other hand, in spite of the brilliancy and wit of his criticism and the pertinence of some of his strictures, cannot be accepted as an adequate and final statement of Arnold's relation to his age or of his significance as a critic of English culture. Granted Arnold's defects as a critic, the exaggeration of much of his satire, the arbitrary and unscientific character of his method, the utterances of a thinker possessed of so much luminous insight, such power to stimulate thought and inspire moral enthusiasm, surely deserve to be taken seriously and not to be merely dismissed in a spirit of light-hearted optimism, with banter and persiflage, "across the walnuts and the wine". Such dwelling at ease, not so much in Zion as in Babylon, is likely indeed, if persisted in, to bring with it its own Nemesis, if indeed the neglect of the Cassandra warnings of the prophet has not been already productive of disaster in the past, to which nothing has so far contributed as the spirit of blind conservative adherence to effete and antiquated institutions, the failure to keep pace with the spirit and needs of the age. That English criticism in general has, with some dissentient voices, pronounced a very favourable verdict on Arnold, especially as a critic of his age, we have, however, already seen. It only remains now to add to these favourable utterances some appreciative remarks of another sworn enemy of Philistinism and champion of spiritual freedom, A. C. Swinburne, who, in his essay on Matthew Arnold's New Poems, goes so far as to assert of Arnold: "Again, it is doubtless the best and most direct service that a critic can do his countrymen to strip and smite their especial errors, to point out and fence off their peculiar pitfalls; and this Mr.

[1]) Stedman l. c. p. 442.

Arnold has done for his English not once or twice only. I doubt if he has ever assailed or advised them without due cause: in one point above all he has done them most loyal and liberal service; he has striven to purge them of the pestilence of provincial thought and tradition, of blind theory and brute opinion, of all that hereditary policy of prejudice which substitutes self-esteem for self-culture, self-worship for self-knowledge; which clogs and encrusts all powers and all motions of the mind with a hard husk of mechanical conceit" [1]).

"For the soul-sick British Philistine, sick of self-love", Swinburne continues, Arnold "could have prescribed no better method of cure than study and culture of the French spirit, of its flexible intelligence and critical ambition, its many-sided faith in perfection, in possible excellence and ideal growth outward and upward, and the single-hearted love of all these which goes hand in hand with that faith" (ib. p. 167).

We may miss, in this connexion, an allusion to the value of German science and scientific method, on the importance of which Arnold insists in his *Friendship's Garland* (in the person of Arminius von Thundertentronckh) or a reference to the luminous, fruitful thought of Goethe, surely not "the most pedantic of great men of letters except Milton" [2]), but one who owes no small share of the influence he wields in the Germany of to-day to the fact that his thought is, in accordance with the realistic spirit of the time, brought into relation to life.

However this may be, the admiration of French culture which finds such appropriate utterance in Swinburne's criticism, and Arnold's high extimate of what is best in Germany and France, coupled with the tendency prevailing among thoughtful minds in England to carefully examine and duly appreciate foreign ideas and methods, are a proof that the most cultured type of Englishman of to-day is far from being so wrapped up in insularity and "autolatry" as is the British Philistine thus described by Swinburne, an earnest of his readiness to recognise the sound elements in foreign institutions and "where necessary" to incorporate them into his own, as far as this is advisable and compatible with the maintenance of national individuality; for

---

[1]) *Essays and Studies* p. 166.

[2]) Cf. Saintsbury p. 148 and 153.

not from mere external changes or mechanical reform, as Wordsworth truly says, "but from within proceeds a nation's health".

(To be continued.)

Vienna. F. H. Pughe.

---

# STRESS IN ENGLISH VERB + ADVERB GROUPS [1].

I. The stress in such groups as *speak up, come back* is generally even, especially in careful, deliberate speech [as in Sweet's *Spoken English* [2]) p. 47 *ai 'sei 'slijp 'on* [3])], and when the normal stress is not disturbed by a preceding or following strong-stressed word, or by enclitic words. Consequently even stress is to be expected in short sentences or at the end of a sentence: SE 53 *bət 'mɔniŋ 'keim, ən ai 'wouk 'ʌp.* In the SE texts we find about 30 examples of this type (' ' or ˗ ˗ or " ").

Isolated, for instance as the title of a book, the group of course takes even stress. SE 81 *'Looking 'Back;* ib. *whot –æz »'lukiŋ 'bæk« tə duw wiđ 'hjuw 'konwei?*

2. But even in short sentences and at the end of a sentence the stress is often put on the second part of the group (adverb stress; *˗luk 'ʌp* or *–luk 'ʌp*). This is due to the general tendency of English sentence accentuation, which, in contradistinction to word stress, is decidedly a crescendo and end stress (*–juwl 'faind mij 'hiə –when –ju ˗kʌm 'bæk; ai doun ʌ kɛə tə ˗gou 'houm;* SE 66 *˗when –wij ˗keim 'houm,* and ib. 66 *˗when –wij –keim 'houm).* Other rythmic influences may determine the stress, as when the verb is preceded by a strong-stressed word: SE 82 *ai ʃl bi 'glæd tə –get 'aut; ai ikspektid tə ˗sij iz "nouz –kʌm 'ɔf;* 79 *ai 'nevə wəz ˗sou kəm'plijtli ˗teikn 'in –in –mai 'laif; ˗wijd 'betə bi ˗gouiŋ 'bæk* ⸌; 86 *if ju 'wʌns*

---

[1]) See H. Sweet's *New English Grammar, etc.* II (Oxford 1898) §§ 1907 and 1908.

[2]) Referred to in the following pages as SE.

[3]) Strong stress is marked ', extra strong ", medium ˗, and weak –; weak stress, however, is as a rule left unmarked.

*ˍfaind 'aut* [or *if 'wv̄ns ju ˍfaind 'aut*] *–whot 'ijtʃ –wvn –hæz ə 'speʃəl 'æptitjuwd –fɔə;* 66 *–whail 'wij –keⁱm 'houm 'hægəd ən di'greⁱdid; ən ə 'mæn ˍkeⁱm 'in;* 80 *'wvn ˍjvŋ ˍfelou wəz kəmplijtli ˍnokt 'vp.*

A rising tone is liable to produce adverb stress: *ai ˍtəənd 'raund/* (compared with *ai 'təənd 'raund*\ or /).

Notice such frequent combinations as 93 *'dʒest ˍhæviŋ iz "skeⁱts-put 'on.*

In our texts there are about 30 examples of this type of stress.

**3.** ˍ' or – ' is used when an enclitic follows the adverb: SE 59 *ən –đen ˍdrop 'daun ə-gen; ən ˍđen ˍfluw 'vp ə-gen;* 98 *'kobits ˍboiz ə ˍgouiŋ 'ɔf ˍnau.* If an enclitic follows the adverb and a strong-stressed word precedes the verb, the latter is generally unstressed (– '). *'lets –gou 'on –đen;* 77 *ən 'nau it –təənz 'vp ə-gen.* The stress on *kvm* in SE 50 *đi 'vđə ˍboiz 'hædnt ˍkvm 'in-jet* is emphatic; so is the stress on *put* in *–hij 'suwn ˍput đəm 'daun ə-gen.*

**4.** Even stress is very common when the group is followed by a preposition group (SE 88 *'paild 'vp tə đə 'sijliŋ;* 83 *đi 'vđə ˍhaaf ˍpaund ij 'kept 'lokt 'vp iniz 'raitiŋdesk;* 84 *'evripiŋ ˍgets 'sent 'vp tə 'lvndən; hij 'lent 'ouvə –tɔdzəs* [enclitic]; 50 *–hau đə 'soŋ ˍkeⁱm 'pɔriŋ 'in frəm đə 'fijldz:* 94 *"keⁱk 'hændid raund –djuwriŋ 'lesnz;* 85 *–đɛə ˍgouiŋ əˍweⁱ tə'morou*), or an adverb (*'ned 'maatʃt 'on 'ijgəli; wij 'went ə'loŋ 'sædli ən 'sailəntli*), or a subordinate clause (*hij 'ræn ə'weⁱ əz 'faast əzij 'kud*), or a verb in juxtaposition (*'hæri ˍweb ən 'ai 'dzvmpt 'vp ən iks'kleⁱmd;* 76 *'stop tə 'si 'daun ən 'groun;* 85 *ən aast đəm tə ˍkvm ˍin, ən ˍhæv "tij; đə 'pijwits əd bijn 'feⁱkn 'aut ən 'lɔst*), or an infinitive (*wij 'lukt 'raund tə 'sij 'whot wij kəd 'duw*).

36 examples in our texts.

Even stress is here more or less emphatic; decidedly so in 75 *hij ˍsed đə 'pijpl əv đə 'vilidz wə 'sou 'leⁱt əv 'getiŋ 'vp in đə 'mɔniŋ.*

**5.** But adverb stress is also very frequent in this case: SE 48 *ən ˍræn ə'weⁱ ən 'tuk ˍhould əviz 'mvđəz 'eⁱprən;* SE 66 *if ju –gou 'on –laik 'đis.* The weakening of the verb is often due to a preceding strong-stressed word: *đeⁱ 'nevə –get 'vp bifɔr 'eⁱt;* 46 *đə laaks –flai 'vp in đə 'skai tə 'mijtmij; bət đi 'aulz*

*ən ðə 'bæts ˗flai ə˗wei ˗when ðei 'sijmij;* 84 *ai ʃl bi 'ɔfl-i 'greitfl if 'juwd ˗goubæk tə ði outel; ʃl wij –goubæk fərit* [enclitic]; 93 *˗ðæt –keim ə˗baut in "ðis –wei.* Adverb stress is very common in such combinations as 44 *bət ai'ʃain fə –ju tə –get 'ʌp ən 'wəək* ╲ *ən 'rijd* ╲ *ən ˗wɔk ə'baut* ╲; 82 *–wijl –gou 'aut ən ˗luk fə 'lodʒiŋz.* 79 *ij 'houpt –juwd –kʌm 'raund ən 'sij it.*

About 20 examples in SE. Some instances of quite a different type (verb-stress ' ˗ or ' –) are also found, see § 10c.

**6.** Even stress is used in the case of the word-order being inverted: *–sou 'ɔf –wij 'went ə˗gen –pruw ðe 'wud; 'daun ðei 'went; ə'wei –ij 'went; 'daun keim 'bijmz, dʒoists, tailz.*

**7.** In very frequent groups the verb is liable to become entirely unstressed (uniting stress), especially such verbs as *give, let: 'hau did –juw ˗kʌm tə –giv it 'ʌp* ╲; *–hij –mait 'ijzli əv –let –ʌs 'in.*

**8.** – ' is the regular type in the combination of to be and adverbs: *tə –bij 'ɔf; –hijz 'wel ('betə, 'wəəs) 'ɔf; əz ˗if wi wər 'in fərə "freʃ mis˗fɔtʃən;* 81 *if aim ˗not 'ʌp in ˗taim;* 81 *–auə 'taimz 'ʌp;* 86 *ai ri'membə 'wʌns ai –wəz 'aut fər ə 'dei wið ə ˗lot əv 'felouz;* 82 *–ail bi 'daun in 'ten 'minits;* 93 *hij wəz ˗raaðə ˗haad 'ʌp;* 94 *'ðɛərijz 'daun.*

**9.** In the following instance we have a kind of inverted stress, which is of an emotional character: *–ai ˗simpli* Λ *"rʌʃt –aut ən* Λ *"sæt –daun;* (no example in SE).

**10.** The adverb is unstressed if followed by a strong-stressed word. The most important cases are the following:

a) The group has an object, which generally follows the adverb: *tə 'put –in ən əpiərəns* (in a graphophone record this accentuation was repeated four times); *'meik –ʌp –wʌnz 'maind* (four times repeated in *ðə jʌŋ ræt* SE 66); 44 *ən ai ʃəd 'bəən –ʌp ðə 'graas;* 45 *'sʌmtaimz ai 'teik –ɔf mai 'kraun, ən 'ræp –ʌp mai 'hed; 'put –on jɔ 'buwts; –hij 'pruw –ɔf iz 'kout.* In SE there are 24 examples of this type.

Even stress in this case produces a breach of rythm, adding emphasis to the expression: SE 48 *–did –ju 'evə sij ə 'dog 'ijt 'ʌp ə –litl 'boi?* (instead of the normal: *a 'dog 'eat –up a –little 'boy,* or with a more rythmic accentuation: *did you 'ever –see a 'dog –eat 'up a –little 'boy?*); 52 *ən* `*ðen –wij*

*'let 'ɔf đə stijm bai 'daansiŋ;* 53 *it 'sent 'aut ə -moust 'pvndzənt ən 'venəməs 'smel;* 80 *-ijz ⁻duwiŋ iz 'best tə 'kijp 'ɔf đi im'pendiŋ revə'ljuwʃən;* 91 *⁻whai its 'simpli 'waipiŋ 'aut đe 'houl 'histəri əv đə 'læŋgwidʒ.*

Even stress is particularly common with such adverbs as *out, off, forth.*

Quite an exceptional accentuation occurs in 55 *ən 'grædʒuəli ⁻put 'fɔp ə 'blak 'snaut.*

The object may be placed between the verb and the adverb, which in that case is added enclitically: *⁻put jɔ "buwts -on;* 83 *di'kæntəz tə ⁻put -svm 'wain -in;* 52 *wij -hæd 'haadli ⁻taim tə ⁻put də 'fɔmz ⁻vp ə⁻gen; đεə ⁻gouiŋ tə ⁻pul đə "haus -daun;* 71 *-when ijz -got iz 'braidl -on;* 76 *-hijl 'haadli -let -ju -get ə 'wəəd -in 'edʒweiz.*

If an unstressed personal pronoun is placed between the verb and the adverb, even stress is used: *ən 'held it 'vp tu ⁻auər əd'mairiŋ 'aiz; 'kijp it 'ɔf! ail 'teik -ju 'bæk bai mai 'feivrit 'rvf 'roud;* 87 *-ai 'red it 'pruw.*

⁻ ' or - ' or - ⁻ also occurs very often: *-đeiv ⁻kvvəd it 'vp 'dzvst əz juw 'kvvər -vp -jɔ 'feis;* 55 *⁻rouliŋ it ə 'baut; hij 'mait 'ijzli əv -let əs 'in; ai fə'got tə ⁻waind it 'vp ⁻laas 'nait;* 71 *ju məst 'houldim "in ə-bit;* (a boy reaching his plate says *'put -mi 'on ə -pijs əv⁻bredən'bvtə;* compare *'put ⁻mij -on ə -pijs əv'bredən'bvte*).

[We have an intervening adverb in *-đei ⁻pitʃt 'hevili 'daun*\].

If the adverb is of special importance in the sentence, it naturally becomes full-stressed, as in 55 *-hij 'puldiz ⁻dog 'ɔf; 'nou\ai ⁻piŋk ail 'kijp mai 'hæt "on; tə -get đə 'spirits "vp, 'mvs đə ⁻spirits "daun.* (Of adverb-stress used as the emphatic form of the group, see below § 11 b.)

If the object is a word of no special importance, such as *thing, matter,* it is unstressed: *ən ⁻sijmd tə bi 'piŋkiŋ də -mætər 'ouvə; 'tɔk đə -mætər 'ouvə.*

b) If the verb + adverb group governs a gerund, or a present or past participle, the latter of course takes stress, and the adverb consequently becomes unstressed: *-hij ⁻went-on 'skrijmiŋ; hij ⁻left -ɔf 'speaking; ⁻kijp-on prə'testiŋ;* SE 70 *đeil ⁻gou -on 'flauəriŋ 'ɔl -pruw đə 'svmə;* 78 *'djuw -mijn tə*

*-sei ju -gou -on ə-soufieitiŋ wid ə -mæn uw bi-heivz in 'dæt -wei?* 63 *ə 'kok in ə 'lɔft -ouvərauə 'hedz 'went-on 'krouiŋ.* 65 *-hij kəd 'haadli -kijp im-self frəm 'bəəstiŋ -aut 'laafiŋ ə-gen; ʃi 'fel -daun stvnd.* [95 *-ʃij 'gouz ə'baut 'seiiŋ »'læmz/\mai 'boi/«* is emphatic: »she actually goes about saying«.]

c) A participle past or present, when used as an adjective before its noun, takes verb-stress: *'kaast -ɔf 'kloudz, 'groun -vp 'pijpl:* 94 *də 'mænəz əv 'groun -vp -men əv də 'wəəld.*

[In 92 *its 'ɔl -veri 'wel fə -groun 'vp -pijpl, bət 'not də -piŋ fə "boiz* the accentuation is determined by the fact that *people* is reduced to weak stress, and contrast stress put on *grown up,* the emphatic form of *grown up* being *-groun, `vp;* cp. § 11 b: *-ai -geiv 'vp di ai'diə*]. — Used predicatively these adjectives are more subject to the influence of rythm [1]).

Such compounds as *go-ahead, break-down, knock-down* used as adjectives take stress on the first element: *ə 'gou ə-hed 'kvntri; ə 'breikdaun 'gæŋ.*

This accentuation is of course in accordance with the rule that an even-stress group used assumptively takes head-stress: *ə 'faivpaund 'nout* [2]).

d) If a strong-stressed word immediately follows the adverb, even if it is not logically connected with the group, the adverb is often passed over without stress. The weakening of the adverb in this case is of course merely mechanical: *"wij -klaimd -ouvə 'tuw,* but *'wij -tuw -klaimd 'ouvə* (cp. 89 *-ju -wontid "mij tə -gou 'in fərit 'tuw*); *-wij 'lukt -raund 'tuw,* but *-wij 'lukt 'raund: 'wount -ju 'gou in 'fəəst,* but *'wountju -kvm 'in; -if -ju 'gou -on laik 'dæt; on 'svndiz -dei 'get -vp 'leitə;* 77 *in də 'wintə -dei 'setl-daun -kvmfətəbli in 'svm 'laadz 'taun;* 77 *-hijd 'kvm -ouvə -hiə əz ə 'weitə.*

A preposition group may have the same effect. 60 *-wij 'lei-daun ondə'graas;* 93 *-hij -went -aut tu ə'merikə, ən wəz 'hæŋd fə 'hɔsstijliŋ;* 77 *dei 'get -vp ət 'faiv.* But the regular stress in this case is even or adverb stress (§§ 4 and 5), as in 77 *-dei 'nevə -get 'vp bi-fɔr 'eit.*

---

[1]) See H. Sweet's *New English Grammar, etc.* I (Oxford 1892) 913 and 914.

[2]) Hence the adjectival form of such words as separate: *sep(ə)rit,* as opposed to the verbal form *sepəreit.*

11. It will be seen from the examples quoted above that the deviations from the level-stress type are due chiefly to the influence of r y t h m, but partly also to l o g i c a l considerations.

a) R y t h m i c s t r e s s. We have seen that even stress by a preceding strong-stressed word in the phrase is reduced to verb-stress (ˌ́ ' or – '): *ai fə'got tə ˌ́waind it 'vp ˌ́laas 'nait; đə 'swift ˌ́paasiŋ ə'weⁱ əv 'ɔl auər in'dʒoimənts; ai 'didnt -get 'houm ti 'leⁱt.* The n e g a t i o n is nearly always stressed, so that *dount, dvznt, didnt, wount, ʃaant,* etc. generally reduce the stress on the following verb: 83 *ai 'kudnt -get ə'weⁱ frəm đi 'ould 'wumən* [79 *ai 'kaant 'meⁱk it 'aut* is emphatic].

We have also seen that an enclitic word favours adverb stress (§ 3); that a following strong-stressed word takes the stress off the adverb (§ 10); that an intervening unstressed word is favourable to even stress, an intervening strong word tends to reduce the stress of the verb and still more of the adverb (§ 10).

Stress may be determined by a tendency to c l i m a x: *'wel⟍ đen⟍ –it ˌ́keⁱm ə'baut in "đis weⁱ.*

Rythm produces a great variety of stress types, such as **a)** even stress ˌ́ ˌ́ and " "; **b)** verb stress ˌ́ – or ' ˌ́ or ' - *(–wijl ˌ́meⁱk –vp auə 'maindz tə ˌ́kvm ˌ́bæk 'hiə)*; **c)** adverb stress – ˌ́ or ˌ́ ' or – ' or – " *(ij ˌ́sɔ ə "bij –flaiiŋ əˌ́baut; 'dʒvst əz ˌ́wij –keⁱm ˌ́vp tə đə 'steⁱʃən;* 89 *–whot ˌ́meⁱd "juw ˌ́givit 'vp⟍?* 80 *'wvpn ˌ́jvŋ ˌ́felou wəz kəm'plijtli ˌ̋nokt 'vp; wel⟍ ju "aa ˌ́gouiŋ ə'hed; 'wel –đen ai "piŋk –wijd ˌ́betə –giv 'vp⟍;* 86 *–ai ˌ́hæd it –put 'vp on 'pəəpəs; ai 'tel ju ˌ́when its 'taim tə –get 'vp, ən ai ˌ́seⁱ "slvgəd, –get "vp; đeⁱ 'nevə –get 'vp biˌ́fɔr 'eⁱt;* 76 *'lets -gou 'on –đen; if ju 'gou –on laik 'đæt; aiʃl bi 'glæd tə –get 'aut ən 'stretʃ –mai "legz ə'litl* (or *əˌ́litl*).

In nearly all cases even stress may be substituted for verb or adverb stress. In familiar speech rythmic stress is more frequent than in slow, deliberate utterance, especially in public speech.

Some speakers give more prominence to rythm than others, who prefer even stress as more weighty. Dr. Sweet's texts, as we have seen, abound in even stress.

b) L o g i c a l c o n s i d e r a t i o n s often determine the stress of verb + adverb groups, and sometimes overrule the ordinary rythmic principles.

Either of the component parts of the group may receive contrast stress *(I didn't say "get -up, but "jump-up; I didn't say -get "up, but -get "out)*, or simple emphatic stress. Such a logically prominent adverb as *home*, for instance, is liable to take the main stress (§ 2); but in SE 80 *-wij 'hæd tə 'wɔk 'houm*, we have even stress, because *wɔk* is logically prominent, and accordingly cannot be left unstressed. Extra stress could be given to this word: *wij -hæd tə "wɔk -houm*. — Logically subordinate words, on the other hand, are liable to be weakened, e. g. *get, be*. This accounts for the accentuation in 55 *ən 'grædʒnəli -put 'fɔp ə 'blæk 'snaut*, which is an exception to the rule laid down in § 10, a.

To emphasize the whole group one may either give it even stress, which adds weight to the whole utterance (numerous examples have already been quoted), or else one may put the stress on the adverb, e. g. SE 86 *ði 'ounli 'difiklti -iz tə -faind 'aut -ðijz 'speʃəl 'ætribjuwts*; 89 *ju 'sed ən in"kælkjələbli 'loŋ 'piəriəd\ "miljənz əv jiəz, -sou ai -geiv 'ʌp ði ai'diə*. In both of these examples the normal stress, according to § 10a, would be verb-stress.

**12.** It is to be noticed that even in the unstressed form ' - such adverbs as *up, on, by* always retain their full form, and never sink into *əp, ŏn, bəi, bə*, because the weakening is only occasional, and the adverb is never absolutely unaccented, as is generally the case with the preposition.

**13.** Stress in verb + adverb groups used as nouns is not so mobile as in the verbal groups, though a preceding strong-stressed adjective seems apt to shift the accent on to the adverb: *-kijp ə 'ʃaap luk'aut, ə 'fain təən'aut, ə 'teribl smæʃ'ʌp*. Always *kʌm'ætəbl*. In end position this accentuation also occurs. It is, however, by no means the regular stress in this class of nouns. On the contrary, »traditional stress« [1]) generally falls on the first part of the compound, especially in familiar words [2]). The dictionaries all seem to agree on

---

[1]) Prof. Otto Jespersen »Fonetik« p. 555.

[2]) Dr. Murray in his dictionary says under breakdown: »In this and similar verbal formations, the stress seems primarily to be even *'break 'down* or with stronger force on the adverb (*-break 'down*); but in familiar and well-established expressions, there is a tendency to take the combinations without analysis as a single word, and to say *'break -down*, or even *'breakdown*.« —

*'gọubitwijn* or *'gọubi-twijn* (Bradley, Century Dictionary, Webster, Flügel, Muret); also *'lokaut*[1]). But in most words of this kind there is a great disagreement and uncertainty. They sometimes put the stress on the first element, in accordance with the general tendency of English word-stress, sometimes on the second element, which stress much either be considered as uniting stress or explained from rythmic influences. Bradley, in the great Oxford dictionary, has *'go-by*, but *go- 'down;* Murray, in the same dictionary: *'break-back, 'break-down, 'breah-off, 'break-up,* but *come-'back, come-'down, come-'off.* Cent. Dict. gives head-stress to all these words; so does Webster, as far as he states the pronunciation at all. Flügel: *'break-back, 'break-down, 'come-back,* but end-stress in *break-up* (1896), *come-off, go-down, go-by* (the rest are not given). Muret: *'break-down, 'break-off, 'break-up,* but end-stress in *come-back, come-down, come-off,* and even stress in *go-down, go-by, go-ashores.* Muret is more fluctuating than the others. Under *l* he has *'lockout, 'lock-up, 'look-back, 'lookdown, 'lookout;* under *s 'shake-down, 'shake-up;* but under *t* with even stress: *turn-down, turn-in, turn-off, turn-out, turn-over, turn-to, turn up,* and with head-stress: *'turnabout, 'turn-again, 'turnback.* Webster and Cent. Dict.: head-stress in all these cases (Webster with a secondary accent on the second part of the compound). Flügel: generally end-stress, except *look-out* where he gives (1896): *'look-out* and *look-'out* (also *look-'in*), and *a look-'out man* or *ship: a smash-'up.* In the larger edition, however, he gives *'look 'out* (»auch *'look-out,* jetzt meist *'lookout*«); *a 'shake'down.* Grieb-Schröer: *lookout, lock-out, lock-up, shake-down, shake-up, turn about, turn-back, turn-down, turnout, turnover, turn-up, walk-over* without any indication of stress, but the absence of hyphen in some cases at any rate suggests head-stress.

This discrepancy between the best pronouncing dictionaries

---

Dr. Sweet (*New English Grammar* §§ 914, 915) considers even stress as normal, if these verbs are converted into nouns without change of meaning, as in *overload, look-out, break-down;* but if they are made into nouns with a distinct change of meaning the stress becomes uneven: *a 'drawback, a 'runaway, a 'go-between.*

[1]) Always *'passover.*

shows that the traditional stress as yet is very unstable, and in many cases determined by the rythm of the sentence.

**14.** The groups used as adjectives have been treated of above, § 10c.

**15.** Such verbal nouns as *looker-out, looker-on* take even stress (cp. *'onlooker*). Cent. Dict.: *'looker 'on, 'goer-be'tween, 'goer-'by*. Flügel 1891: *looker-on, looker-out* [even stress?], but 1896 end-stress in *looker-on, looker-out, goer-back, goer-between*. This stress certainly occurs, though not frequently, and is due to the same rythmic causes as we have repeatedly considered in dealing with the verb-groups.

Christiania, in April 1902. H. Eitrem.

---

# BESPRECHUNGEN.

## SPRACHE.

*Laut- und formenlehre der altgermanischen dialekte.* Zum gebrauch für studierende dargestellt von R. Bethge, O. Bremer, F. Dieter, F. Hartmann und W. Schlüter, herausgegeben von Ferd. Dieter. Leipzig, O. R. Reisland, 1900. XXXV + 790 ss. 8°.

Während früher an bequemen hilfsmitteln für das studium der altgermanischen sprachen ein empfindlicher mangel herrschte, ist neuerdings eine ganze anzahl solcher bücher erschienen. Da aber das publikum für derartige literatur nicht bloss bei uns in Deutschland, sondern auch im auslande recht gross und beständig im zunehmen begriffen ist, so liegt die gefahr der überproduktion m. e. noch keineswegs nahe, und man braucht deshalb diese wachsende flut von grammatischen werken lehrhaften schlages keineswegs mit misstrauen oder befürchtungen zu betrachten, wie das wohl geschehen ist. Im gegenteil kann man im interesse der studierenden diese konkurrenz nur lebhaft begrüssen, da sie verleger und verfasser zwingt, die betreffenden hilfsmittel immer besser und praktischer zu gestalten, und jeder käufer um so mehr gelegenheit hat, das ihm zusagende und passende auszuwählen. Und dass auch auf diesem gebiete nicht bloss der geschmack, sondern auch die bedürfnisse des publikums sehr verschieden sind, wird niemand leugnen wollen.

In diesem sinne begrüssen wir auch das erscheinen des vorliegenden werkes mit freuden und wünschen ihm guten erfolg und viel verbreitung. Nutzen wird es gewiss vielfach stiften! — Das vorwort hebt mit recht hervor, dass seit jahren ein handbuch fehle, »welches die dialekte in ihrer gesamtheit und mit berücksichtigung

ihres inneren zusammenhanges nach den ergebnissen der neueren forschung zur darstellung bringt«. Früher besassen wir ein solches hilfsmittel in Heyne's 'Laut- und flexionslehre der altgermanischen dialekte', das aber jetzt ganz veraltet ist. Eine arbeitsteilung war durch den heutigen stand und umfang der forschung geboten, wodurch allerdings, trotz der gemeinsamen disposition und der ausgleichenden tätigkeit des herausgebers, allerlei ungleichmässigkeiten in der behandlung nicht zu vermeiden waren. Jedoch dürfte der dadurch entstandene schade nicht allzu schwer sein und wird sich auch in einer neuauflage leicht heben lassen.

Das buch zerfällt in zwei teile: 1) lautlehre, s. 1—343, und 2) formenlehre, s. 345—763. Da der erste bereits im jahre 1898 erschien, haben sich eine grössere anzahl 'nachträge und berichtigungen' (s. 766—786) zu diesem zusammengefunden, weniger zum zweiten teile (s. 786—790). Die verteilung der arbeit ist so getroffen, dass Bethge das Urgermanische, Gotische und Altnordische, Dieter das Altenglische, Bremer das Altfriesische, Schlüter das Altsächsische und Hartmann das Althochdeutsche übernommen hat. Jeder gibt zunächst in der einleitung (s. IX bis XXXV) eine kurze übersicht des von ihm behandelten dialektes (räumliche und zeitliche ausdehnung, einteilung, literatur), worauf dann in 6 kapiteln der vokalismus und in ebenso vielen der konsonantismus desselben folgt. Leider ist aber vom Altfriesischen nur in der einleitung die rede; die laut- und formenlehre desselben ist ausgefallen, da Bremer sein manuskript nicht rechtzeitig eingeliefert hatte. Im 2. buche wird zunächst die konjugation des Urgermanischen, sodann die der einzelnen dialekte behandelt, darauf in derselben weise die deklination. — Bethge's beiträge zu dem buche haben im allgemeinen den beifall der sachverständigen gefunden[1]), desgleichen die ausführliche, mit zahlreichen belegen versehene darstellung des Altsächsischen durch Schlüter; weniger lob hat Hartmann's behandlung des Althochdeutschen geerntet, weil seine grammatik nicht (wie Braune) einen bestimmten dialekt zu grunde legt, sondern eine art von idealsprache bietet, von der dann die abweichungen der einzelnen denkmäler gegeben werden. Am wenigsten glücklich ist das Altenglische behandelt worden,

[1]) Vgl. die besprechungen von Behaghel, Literaturblatt 1899, 266 und 1902, 61; Seemüller, D. literaturzeitung 1899, 1025; Hirt, Journ. of Germ. Phil. II 265; Wood, Mod. Lang. Notes XVI, sp. 163; Jellinek, Anz. f. d. altert. XXVIII 18.

wie für den 1. teil ein so berufener kritiker wie Bülbring ausführlich im beiblatt zur Anglia IX 85 ff. nachgewiesen hat. Dieter hat sich leider veranlasst gesehen, im jahresbericht der Berliner gesellschaft XX s. 196 einige ungehörige, grobe, persönliche ausfälle gegen den verfasser jener ganz sachlich gehaltenen besprechung zu veröffentlichen (desgleichen später auch in den nachträgen zum 2. teil des buches), worauf Bülbring im beiblatt XI 80 ff. nochmals das wort ergriffen und die vielen fehler Dieter's noch genauer nachgewiesen hat. Da das beiblatt den lesern dieser zeitschrift leicht zugänglich sein dürfte, ich auch Bülbring's darlegungen durchaus zustimme und ihnen kaum noch etwas hinzuzufügen hätte, beschränke ich mich auf diese hinweisung. Hoffentlich hat der verf. bald in einer zweiten auflage gelegenheit, eine weniger anfechtbare darstellung der altenglischen lautlehre zu liefern! Für eine solche füge ich zum schlusse meiner besprechung ein verzeichnis verbesserungsbedürftiger stellen des gesamtwerkes an, die sich mir bei der durchsicht ergeben haben. Das werk genauer zu beschreiben und die durchführung des programms im einzelnen zu kritisieren, halte ich dagegen für überflüssig, weil sich das buch wohl längst in den händen der interessenten befindet und die oben genannten rezensionen dies zum teil bereits ausführlich besorgt haben.

S. 18 § 11 b). Zu as. *hēr* hätte darauf hingewiesen werden sollen, dass dieser dialekt auch die form *hīr* kennt. — S. 24 und s. 61, 3. Die zusammenstellung von *gá-man* und *ga-mán* scheint mir bedenklich; vgl. Wadstein, Idg. forsch. V 8. — Ib. In *untē* steckt *und*, nicht *un*, vgl. s. 769 unten. — S. 26 § 22 anm. 2. Das *ō* in *laílōun, waíwōun* kann auch aus dem sgl. stammen! — S. 38 anm. 2, letzte zeile l. 'weich' st. 'reich'. — S. 49 § 38, 1, a: aisl. *sál(a)* ist ein lehnwort aus dem Aengl. *(sáwul)*. — Ib. anm. 2. Über die entwicklung von urgerm. *aiw* im Nord. vgl. jetzt O. von Friesen, Till den nordiska språkhistorien, Upsala 1901. — S. 96 § 69, 1 l. an. *ráđa*. — Zu s. 97 anm. 2 vgl. s. 142, 3. Natürlich ist *seola, siola, siala, siele* mit kurzem *e* resp. *i* anzusetzen! — Ib. Z. 2 v. u. l. »oralen« st. »entsprechenden«. — S. 99 d) streiche *liccia* (Wadstein liest *leccia*). In *tian* '10' ist *ia* offenbar aus dem älteren diphthongen *ea* hervorgegangen, der durch schwund des intervokalen *h* entstanden war. — S. 100 anm. 2. In *ambehta* Fr. H. ist *e* aus unbetontem *a* geschwächt; in *craftig* ist wohl einfluss des grundwortes anzunehmen. — Ib.

anm. 3. In *hald* = urgerm. **haldiz* (nicht *haldis!)* ist doch gar kein umlaut möglich, da *i* hier ja vor dem eintritt desselben schon geschwunden war (vgl. auch *gast* < **ʒastiz*). — S. 101 anm. 6. As. *evenin* steht für älteres *evinin*, adj. zu **evina* < lat. *avēna*. Das beispiel gehört also nicht hierher. — S. 104, 3. Wo ist *seginon* belegt? Ich kenne nur *segnoda* C, *segnade* M. — S. 105 § 73, 1 l. an. *dýrr*. — Ib. anm. 2 l. *biudu* st. *biuda*. Lässt sich *iu* hier denn nicht aus dem folgenden *u* erklären? Vgl. ib. 2 anm. 2. — S. 106 § 74, 1. *bismar-* gehört nicht hierher, da *a* = *e* ja in unbetonter silbe steht. Dasselbe gilt auch von mehreren beispielen unter 2 und 4. — Unter 2 ist *iermhēd* 'devotio' zu streichen, denn Wadstein liest *ię̄rnihēd*. — In *-word* = *-ward* (unter 4) würde ich übrigens labialisierung durch das *w* annehmen. — In 7 endlich scheint mir sogen. »umgekehrte schreibung« vorzuliegen: da *ir* > *er* wurde, schrieb man gelegentlich falsch *ir* für altes *er!* — Ib. § 75. In *wala* und *walda* liegt offenbar ablaut gegenüber den *o*-formen vor. — S. 107 oben: Diese fälle waren unter B (s. 112 ff.) zu behandeln! — Ib. § 76 abschnitt 2. In *rōmon* kann ahd. *rāmēn* gegenüber ablaut vorliegen. Sonstiges *o, ō* vor nasalen ist kaum echt sächsisch. Wie kann man übrigens von »senkung« des *a* zu *o* sprechen? Letzteres wird doch mit höherer zungenstellung gebildet als ersteres! *Sundon* neben *sindon* ist wohl als unbetonte form zu erklären. — Ib. § 77. In *workiđ* steckt nicht altes *e*, sondern *u* (vgl. got. *waúrkjan*, ae. *wyrćan*). — S. 108 § 78, 1. In *giƀan* steckt möglicherweise eine *i*-wurzel (vgl. ae. *ripan*) und das tiefstufige präsens wäre dann erst durch »entgleisung« in die 5. ablautsreihe hineingeraten[1]). Warum heisst es z. b. nie **gitan*, wenn *g* das *e* nach *i* gedrängt hätte? In *gēr* etc. liegen einfach anglo-fries. formen vor. — S. 109, z. 3. *giboht* hat doch niemals langes *o* gehabt! — Ib. § 80. In *botan* nehme ich *ŏ* < *ŭ* < *ū* an (senkung und verkürzung in unbetonter satzstellung). — S. 117 § 84 III. *Valctimo* ist gewiss eine hd. form. — S. 123 anm. 2 l. *ofstlico*, *oƀastlico*. Die kürze des *o* hat Sievers aus der ae. metrik bewiesen. — Ib. 3 l. *lę̄fna*. Auch diese quantität ist metrisch gesichert. — S. 125. Das mittlere *i* in *finistri, winistar* ist schwerlich eingeschoben, denn aus *finstri, winstar* hätte ja as. **fīstri, *wīstar* werden müssen! — S. 133, 3. Der

---

[1]) Man könnte auch an den einfluss des subst. *gift* oder des »bedeutungsantipoden« *niman* denken.

übergang von *e* > *i* vor *u* findet sich auch im As. — S. 145 anm. 2, a. In *mohta* ist schwerlich einfluss des *m* anzunehmen, sondern hier liegt *mahta* gegenüber ablaut (vielleicht analogischer) vor [1]). Dasselbe gilt für *halon, holon,* während *scol* anlehnung an das prät. zeigt [2]). — S. 46 oben. In *firmonen* neben *-manen* liegt wohl auch ablaut vor, desgleichen gewiss in *wola* — *wala* sowie *wolta*. Das Fränk. und As. zeigen den ablaut *wela* — *wala* — *wola,* vgl. aisl. *vel* — *val* und meine bemerkungen im beiblatt zur Anglia XIII, nr. 1, 16. — S. 158, 4. Die entwicklung von svarabhaktivokalen ist doch auch im As. recht stark vorhanden! — S. 161 vermisse ich den übergang von *ai* > *ē*, *au* > *ō*. — S. 164, 6 l. ahd. *gisu* (st. *jesu*). — S. 173, 2. abschnitt l. as. **swebban* (st. *sweƀian*). — S. 179 anm. 1. *hū* kommt auch im As. vor. — S. 186 § 116 b). Zu *geogud̄* und *nigon* vgl. jetzt Herrig's archiv CVII 381 f. — Ib. § 117 d). Dass *scl* statt *sl* die aussprache '*schl*' bezeichne, möchte ich stark in zweifel ziehen. Offenbar ist hier mit *c* ein übergangslaut gemeint, vgl. *str-* aus *sr-*. — S. 204 § 126. Hier wäre *untē* aus *undtē* zu erwähnen gewesen. — S. 210 b). Hierher stelle ich *manauli* 'σχῆμα' = *mana-huli* 'menschenhülle'. — S. 235 z. 2 v. u. Die erklärung von *haust* aus **harƀust* ist wenig überzeugend; vgl. dagegen A. f. d. a. 42, 207. — S. 268, 2. *ff* in *afheffian, biseffe* ist ganz in der ordnung, denn *fj* wird zu *ffj*, *ƀƀj* dagegen zu *bbj*. Formen wie *hebbian* beruhen auf ausgleichung des grammatischen wechsels. — Ib. unter 3 l. *ofstlico*. — S. 269, II, 1. Der ausfall des *t* in *drohscepi, mahthu, torohlic, torhlic* erklärt sich durch die stellung zwischen zwei konsonanten, ist also als erleichterung schwerer gruppen anzusehen. — Ib. 2. In *Iuđas, Iuđeo* liegt roman. spirans vor, vgl. *Giuþeas* auf dem Clermonter runenkästchen und Kluge, Z. f. rom. phil. XX 322. — S. 270, 2. In *an-bītan* etc. liegt wieder schwund des *d (t)* in konsonantengruppen vor, wo ausstossung (resp. assimilation) fast notwendig eintrat. — S. 271, 4. Über *scl* vgl. oben zu s. 186 § 117 und Horn, Beiträge zur gesch. der engl. gutturallaute s. 14 ff. und s. 97 *(tl > kl)*. — S. 276, 4. Zu *nigun* vgl. oben zu s. 186 § 116. — S. 277 f). As. *frūa* kann nicht aus *frauja* erklärt werden, sondern muss damit im ablaut stehen (grundform etwa **fruwwa?*). — S. 294. In der nordd. gemeinsprache sind doch

---

[1]) Vgl. noch me. *mouhte* neben *mihte*.

[2]) Wie me. *wol* (neben *wil*) an *wolde* (Pabst, Anglia XIII 237 f.)

*p* und *b* in *packen* und *backen* deutlich als stl. und sth. verschlusslaute geschieden! — S. 298 unten f. Hier wird richtig *c* in *scl* (vgl. oben zu s. 186 § 117) als übergangslaut erklärt. Doch darf man beim gutturalen *l* nicht von einer »anschlagsstelle« sprechen, da hier doch die hinterzunge nur gegen den weichen gaumen gehoben ist, denselben aber nicht berührt! — S. 304 unten. Got. *izwara* und *fidwōr* dürfen mit den entsprechenden ahd. formen nicht ohne weiteres verglichen werden; an assimilation des *z* und *d* kann man hier schwerlich denken. — S. 308, 3. Vgl. *fluobra* = as. *frōfra*. — S. 310, 6. In *iūgiro* nehme ich mischung von *iungiro* und **iūhiro* (got. *jūhiza*, aisl. *ǿre*) an; bei *-fiegun, -fagan* liegt offenbar einfluss von *fāhan* vor. — S. 313 z. 4 l. *thesaurus* (gr. *ϑεσαυρός*). — S. 314 unten: *flezzi* ist doch = nhd. *flötz!* — S. 322 anm. 2. Zu *sehto* vgl. aisl. *sétti*, gr. *ἑκτός*. — S. 325 letzte z. l. ai. *mīḍhá*. — S. 326 oben verstehe ich nicht. In *kuo, naht* etc. soll *-z* durch analogie verschwunden, in *er, wir* soll die erhaltung desselben die folge der unbetontheit sein! — S. 332, 3 l. as. *māđmundi*. — S. 335. Die zusammengehörigkeit von ahd. *ruoz* und nd. *sōt* wird widerlegt durch die as. glosse *hruot*. — S. 374 § 204. Das *ā* in ae. *gā*, *gāđ* muss auf urgerm. *ai* beruhen. — Ib. vorletzte z. l. ae. *dém* (st. *déme*). — S. 376 b). Leider scheint das ae. *ēg(e)sa*, das zu as. *ēcso* 'besitzer' gestellt wird, ein unausrottbarer erbfehler zu sein. Natürlich ist es *egesa* 'schrecken' (< **agisa*). — S. 377 a). Zu ahd. *gitān* vgl. as. *gidān* in den Oxf gll. — S. 381 c). Auch im Nordhumbr. ist die form der 3. sgl. für die der 2. eingetreten, daher ne. *comes*. — S. 383 h). Das As. kennt auch den pl. auf *-ad* (resp. *-at* mit verhärtung des auslautenden *d*), das ebensowohl wie alemann. *-at* sein *a* aus der 3. pl. bezogen haben kann; auch *-ađ* kann als 2. pers. pl. ohne grammatischen wechsel erklärt werden! — Ib. Der aisl. pl. ind. *bera* scheint mir eine neubildung nach den entsprechenden optativ- und prät.-formen zu sein, vgl. im Me. (Mittelländischen) die neubildung *-en* für *-eþ* in *wrīten* etc. — S. 386 klasse II sind nach *mit* offenbar die worte: »stl. spir., wie« ausgefallen. — S. 390 § 217, 2. Das As. hat noch die form *walda*, das Ae. (Nordh.) *walde*. — Ib. 3 am schlusse ergänze als as. form *gidān* hinter *gidōn*. — S. 391, 6. Ae. *ēode* kann, wie kürzlich Sievers, Zum ags. vokalismus, s. 52 gezeigt hat, nichts mit got. *iddja* zu tun haben, der grunddiphthong muss vielmehr germ. *eu* gewesen sein. Eine neue erklärung der form werde ich demnächst in den Idg.

forsch. geben. — S. 404 γ) fehlt der interessante imper. *ōgs.* — S. 411 anm. 3. Nach ae. as. *būgan* (mnd. *būgen*) wäre eher **búga* als **bjúga* anzusetzen. — S. 461 § 269 anm. 1. As. *hrītan* 'reissen' (mnd. *rīten*) gehört als *s*-lose nebenform zu got. *skreitan.* — S. 462 § 270 anm. 5. Eine form *fergiotid* ist im Ps. Com. nicht überliefert, sondern nur falsch von Gallee ergänzt! — S. 468 § 271 anm. 2. As. *belgid, leskid* können formen des schw. verbums sein; in *werthid* steht *e* durch einfluss des *r.* — Ib. § 273. *Drepan* gehört kaum in die V. klasse, wenn auch im As. beweisende formen fehlen. — Dasselbe gilt von *plegan* und *tregan* S. 464. — S. 464 anm. 5. *Gīban* ist vielleicht eine alte *i*-wurzel? Vgl. oben zu s. 108 § 78. — Ib. § 274. Der ansatz **hlahhian* (nicht **hlahhan!)* kann nach den formen der verwandten german. dialekte nicht zweifelhaft sein. Auch nndd. *lachen* setzt as. *ḥh* voraus. — S. 465 anm. 5. Das *o* in *forsworen* könnte sich doch höchstens durch den einfluss des *w*, aber nicht den des *r* erklären. In wirklichkeit liegt hier eine bildung nach der IV. klasse vor. — S. 468 bb). Das *thomda* der Prud. gll. ist eher als *dōmda* (vgl. Wadstein's glossar) zu fassen, nicht als *āthomda. Kiērta* ib. ist eine hochd. form, daher hier zu streichen. Dasselbe gilt von *valcta* anm. 1 und 2. — S. 469, 3 anm. Die synkope in den genannten partizipien erklärt sich durch verallgemeinerung der casus obliqui. — S. 470 l. *sprūton* und *sprūtodi.* — S. 472 anm. 7 str. das von Gallee erfundene *geclagde* Greg. gll. — S. 473 anm. 3. Das *u* in *hugde* kann sowohl aus dem pl. ind. wie aus dem opt. stammen; *hugdun* ist lautgesetzlich, während *hogdun* und *hogdin* neubildung zeigen. — S. 480 § 282 schluss: das häufige *o* in *mosta* C ist vielleicht ein beweis für kürzung des *ō* vor *st*? — S. 532 § 310. Germ. **Tīwaz* kann nicht mit ai. *Dyāuṣ*, gr. *Ζεύς*, lat. *Jū-piter* identisch sein, sondern ist = lat. *dīvus*, alt. *deivos,* vgl. Bremer, Idg. forsch. III 301. — S. 543 letzte zeile: »as.« *men* muss eine anglofries. form sein; die echte as. ist *man.* — S. 549 a). Ein ae. *īc* braucht man nicht anzusetzen, denn ne. *ai (I)* erklärt sich leicht aus me. *ī*, der betonten form des unbetonten **ih < ic.* — S. 561, 9). Über as. *nigun* vgl. oben zu s. 186 § 116. — S. 562 l. *nichonte* st. *nigunda.* — S. 565, 4 a). As. *hwergin* neben *hwargin* spricht für kurzes *a.* — S. 612, 2. Vgl. zu *frœ, frjó* oben zu s. 49 § 38 anm. 2. — S. 628 § 369 anm. 2 l. *frǿði.* — S. 658, 2. Zu aisl. *bǿði* vgl. ae. *bǽgen* 'beide'. — S. 659, 5 anm. 1 f. *Sautján* erklärt sich wohl als dissimilation von *sjautján;*

*sjau* selbst ist von Noreen bereits ansprechend als neubildung zu urnord. **ahtau* erklärt worden. In *-tán, -tján* wird man auch wohl einfluss der ordinalia anzunehmen haben. — S. 662 § 396 unten: *vel* (daneben *val!)* ist natürlich nicht = got. *waila*, sondern mit as. ahd. *wela*, ae. *wel* zu vergleichen, vgl. oben zu s. 146. — S. 678 § 407. Ich würde fürs Ae. bloss *ic* ansetzen. — S. 695, 4. As. *an dag* wird acc. sein. — S. 699 § 423 b). *Stemnia* ist ein schreibfehler für *stemna* oder *stemma* (got. *stibna*, ahd. *stimna*). — S. 705 anm. 2 unten l. mnd. *schaduwe*. — S. 709 letzte z. str. »und Ess. gl. zu L. 19, 20«. — S. 717 z. 3 l. *lēfna* (vgl. ae. *léf* nach PBr. B. X 504). — S. 722 anm. 3. As. *iūgro* ist doch wohl eine mischform aus *iungro* (nach *iung*) und **iūhro*, resp. von *iung* und **iūhro*, vgl. oben zu s. 310. — S. 729 § 447, 1. *Lamb* gehört doch zu den alten wörtern mit der endung *-ir!* — S. 747. Warum steht z. 5 zweimal *diz?* — S. 752 IV l. *mannolīh*. — S. 457 anm. 2. Über *jūgiro* vgl. oben zu s. 722. Könnte nicht auch das subst. *iugund* darauf eingewirkt haben? — S. 759 a) erg. »ae.« vor *ānra*. — S. 766. Uhlenbeck's got. wörterb. ist 1900 in 2. auflage erschienen; hinzu kommen jetzt noch v. Grienberger's untersuchungen zur got. wortkunde (Wiener sitzungsber. 1900, 157 ff.). — S. 767 zu s. XXIX. Eine ansprechendere vermutung über den ursprung der as. dichtersprache hat Collitz in den Public. of the Mod. Lang. Assoc. XVI 123 ff. veröffentlicht. — S. 769 zu s. 26 z. 4. Vgl. über *wel* etc. oben zu s. 146. — S. 770 zu s. 64. Wie kann man aus merk. *fearan* auf »tonerhöhung« des *a* vor dunklem vokal schliessen? — § 771 oben. Über *ædeling* vgl. jetzt Sievers, Zum ags. vokalismus s. 18 ff. — S. 777 zu s. 104 § 72 *β* 3. As. *wethar* Greg. gll. ist zu streichen. — Ib. zu s. 108 § 78, 2 l. mnd. *güst, güt*, da der umlaut durch die lebenden mundarten bewiesen wird. — S. 781 zu s. 253 § 153, 2 anm. 1. Weder Dieter noch Bülbring in seinem Altengl. elementarbuche haben ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die umstellung zweier konsonanten ursprünglich nur in der silbenscheide, also im inlaut, eingetreten sein kann, also z. b. *fis-cas* > *fic-sas*, *fixas*. So kann man sich bei den wörtern auf *-els*, *-ils*, wie *gyrdels, Cynegils*, die metathesis doch nur aus stellungen wie *-il-se* < *-is-le* vorstellen, nicht direkt aus *-isl* mit silbenbildendem *l*. Auch wird *worms* kaum einfach aus *worsm* entstanden sein, sondern zunächst in *wors-me* > *worm-se*, u. s. w. Nur bei dem übergange von *þl* > *ld* macht Bülbring § 522 die bemerkung: »zunächst wahr-

scheinlich in flektierten formen«. Auch me. ne. dial. *xal* = *shall*[1]) muss sich schon uragsame. im satzgefüge, etwa in stellungen wie *hē skal dōn,* entwickelt haben. — S. 782. Dass *sc* in *sclát, scmégende, scnícendan* den š-laut bezeichnet habe, glaube ich nicht; *c* war hier wohl, wie in den gleichartigen ahd., as. und me. schreibungen, ein übergangslaut, vgl. oben zu s. 186 § 117. — Ib. zu s. 258 § 153, 5. Dieter scheint mir seine regel über den schwund des *h* vor kons. durch die polemik gegen B. nicht gerettet zu haben. Wenn es im Ae. *líxan* heisst (D. s. 783), so erklärt sich hier die erhaltung des *h* gegenüber *níosan* doch leicht aus dem danebenstehenden *líhtan* und *léoht.* Ausserdem musste ja ein wechsel von *hs* und *s* in der flexion eintreten, z. b. im präs. **niusju*, **niuhsis*, *-þ* etc., und ebenso bei *líxan*, der verschiedene ausgleichung zuliess. Auch fürs As. würde ich jetzt die regel so fassen: *h* schwindet vor *s* + kons., vgl. in meinem elementarbuche *weslon, thîsla* § 215 und anm. Das nordh. *seistu* erklärt Bülbring in seinem buche § 505 anm. 2 als analoge schreibung. Dass in *ðísl* kein stimmhaftes *s* anzunehmen ist, ergibt sich zur genüge aus nl. *dissel*, ndd. (westf.) *dīsl*, beide mit stimmlosem *s*. Wenn ferner in *blédsian* das *s* stimmhaft war, wie D. meint, wie sollte dann daraus wohl *blétsian* und ne. *bless* geworden sein — im gegensatz etwa zu ne. *adze* aus me. *adese*, ae. *adesa*? Ae. *blédsian* mit sth. *s* hätte nur ein ne. **bledze* ergeben können! Vgl. denselben lautwandel in as. *ēkso* 'besitzer' aus **ēgiso*[2]). Was dagegen die von D. geltend gemachten präterita wie ae. *líesde*, *cýðde* gegenüber *cyste*, *líxte* beweisen sollen, verstehe ich nicht, da doch bei der ersteren gruppe das ganze präsens (mit ausnahme des sgl. imp.) stimmhafte spirans entwickelte, die dann nach der synkope auch auf die prät.-formen übertragen werden konnte, was die erhaltung des *-d-* leicht erklärt. — S. 784 zu s. 272 § 159, III 1. Warum soll as. *sal* (gen.) ein schreibfehler sein, da doch heutzutage *sal* eine ganz gewöhnliche ndd. form ist und schon mnd. häufig ist? — S. 785 zu s. 284 § 165, 2 d). Wadstein liest in den Mers. gll. *uuistlicæ*

---

[1]) Mätzner, Engl. gram.³ I 167, zitiert es aus den Coventry Mysteries und aus Skelton (?); Stratmann führt belege aus den Cov. Myst. und Wright's Songs and Carols I an. Ich kenne es ausserdem noch aus der gereimten heilkunde, herausg. von mir in Anglia XVIII 293 ff.

[2]) Auch as. *blītzea*, *blīzza* 'freude' (< **blīþisia*) zum adj. *blīði* 'froh' und ndd. *lissunge* 'linderung' zu as. *līði* 'gelinde' sprechen gegen den übergang der stl. spiranten in sth. vor der synkope.

(Kl. as. denkm. s. 70 anm. 10). — S. 786 zu s. 322. Die erklärung Hartmann's über die behandlung von ahd. *hs*, worin er sich Dieter anschliesst, ist schon deshalb abzulehnen, weil es im Hd. überhaupt kein stimmhaftes *s* gibt. — S. 787 zu s. 463 § 273: statt *sueuid* ist vielleicht *smeccid* (= nhd. *schmecken*) zu lesen, oder *sueccid* gehört zu einem schw. verbum *swekkian*.

Kiel, im Oktober 1902. F. Holthausen.

---

Christoph Fr. Grieb's *Englisch-deutsches und deutsch-englisches wörterbuch*. Zehnte auflage, mit besonderer rücksicht auf aussprache und etymologie neu bearbeitet und vermehrt von dr. A. Schröer, prof. an der handelshochschule Köln. Zweiter band: *Deutsch-Englisch*. Stuttgart o. j. [1902], Paul Neff (Carl Büchle). XXII + 1192 ss. Preis des ganzen werkes (I. II.) geb. M. 26,00.

Den ersten teil dieses werkes hat unterz. in dieser zeitschrift 20, 304; 23, 183; 26, 112 u. 114 besprochen. Nun liegt auch der deutsch-englische teil vollendet vor. Er ist in derselben weise wie jener unter benutzung der besten hilfsmittel bearbeitet. Was die aussprache betrifft, so ist der lautwert der buchstaben zum besten englischer leser im zusammenhang genügend erläutert. Bei den einzelnen wörtern ist nur die betonung und, wo es nötig schien, die quantität der vokale angegeben; in vereinzelten fällen ist eine transkription angewandt. Dies dürfte völlig genügen. Auch das nötigste aus der grammatik wird in der einleitung mitgeteilt.

Die etymologie ist bei den fremd- und lehnwörtern meist durch beifügung des fremden wortes angegeben (ausnahmen *brief, folter, gaukeln, kalk, keller* u. a.); bei den deutschen wird auf die mhd., zuweilen auf die ahd. form (z. b. *herauch*) zurückgegangen. In zweifelhaften fällen findet sich ein fragezeichen, bei kreuzung zweier etymologien *(antwort, hantieren, morast, kalauer)* das zeichen ×. Tiefergehende aufschlüsse (z. b. zu *adebar*) wird man in einem zweisprachigen wb. nicht erwarten; bei *bestechen* wäre die erwähnung des ehemals gebrauchten zusatzes »mit dem goldenen speer« (d. h. mit geld) von nutzen gewesen. Da nun die angeführten mhd. formen den nhd. in den meisten fällen gleich sind, so scheint ihre aufnahme im ganzen nicht viel etymologischen wert zu haben. Zuweilen jedoch ist nur aus der ältern sprach-

periode die grundbedeutung des wortes (z. b. *mut, zeug*) zu erkennen. Auf diese aber kam dem verf. viel an, weil er sie (und nicht etwa die jetzt gewöhnlichste bedeutung) voranstellen und aus ihr die übrigen in sprachgeschichtlicher reihenfolge, soweit es möglich war, entwickeln wollte. So will er dem leser einen überblick geben über das, was ein wort heissen kann, und ihn in die lage versetzen, die im einzelnen falle passende übersetzung selbst zu finden, statt ihn durch aufzählung einer möglichst grossen zahl bedeutungen eher zu verwirren als zu fördern. Diese schon zum ersten teil dargelegten grundsätze, die man nur billigen kann, sind auch im zweiten teil befolgt. Das verständnis unserer wortbildung wird dem ausländer auch dadurch erleichtert, dass die vor- und nachsilben an ihrer alphabetischen stelle erklärt und abgeleitete wörter in ihre bestandteile (z. b. *be-*, *mitleid* und *-en* hinter *bemitleiden*) zerlegt sind. Hierin scheint mir mehr als in den mhd. formen das etymologische des werkes zu stecken.

Ohne eine unerreichbare und nicht einmal wünschenswerte »vollständigkeit« zu versprechen, hat der verf. auch in diesem teil, bei nur geringer vermehrung der seitenzahl, die reichhaltigkeit des »Grieb« sehr erheblich vermehrt, wozu der raum durch zweckmässigen druck und besonders durch ausscheidung von recht vielem »ballast«[1]) gewonnen wurde. Immerhin hätten einige wörter noch platz finden können. Von den E. Stud. 23, 186 bei Thieme vermissten fehlen hier *beigeordneter* (des bürgermeisters, nach *adjoint* gebildet), *kriegerverein, radmantel, straftat* (gebräuchlicher ausdruck der rechtssprache), *wunderdoktor* (steht bei Muret, kleine ausg.); ferner erwähne ich *beinschwarz, einheitsschule, passiergewicht.* Vielleicht hat der verf. diese letztern und andre wörter als zu technisch ausgeschlossen. Aber *melis?* Und wenn von den turnübungen die *kniewelle* aufgenommen ist, dagegen *armwelle. rückenwelle, rumpfbeuge*, *dauerlauf* nicht, so ist ein prinzipieller grund nicht erkennbar. In der mathematik bringt Schr. die *goldene regel,* aber nicht den *goldenen schnitt.* Auf kirchlichem gebiet fehlen die *Herrnhuter* (Moravians), bei *union* die kirchliche bedeutung des wortes; *schulpflicht* und *schulzwang* sind neu aufgenommen, dagegen fehlt,

---

[1]) Z. b. *guardein, gubst, güdse, guckert, gührig, gunstsucht, gutszwang, haarbeere, haargold, halbklappe, halbkaninchen, halblöhner, halesia, halit, hallengeld, halsung, hammit, harmattan, harmel, harre* (subst.), *hauptsalat, hausbüffel, himmelslehre, himmelsgeiss, -ziege, hofwehr, hofpracht, höhnung, holper, holothurie, holsche, holzgraf, jumarre, kennerling, kennzug, ketzern* (vb.), *keubel.*

wie bei den vorgängern, *kreissekretär*, auch *ortsvorsteher* (Muret zu allgemein; es wird nur bei dörfern oder flecken gebraucht); während *parteinehmer* als kaum gebräuchlich wegbleiben konnte.

In orthographischer hinsicht ist Grieb's falsche schreibung *beutel* statt *beitel* (meissel) verbessert in dem kompos. *lochbeitel*, dagegen stehen geblieben in *kaltbeutel*. Für *Xantippe* (was freilich vorzukommen scheint) hat Muret richtiger *Xanthippe*. Bei *ackermann* steht die veraltete schreibung *plowman*, bei *spitze* point de *Venice* st. p. d. *Venise*, bei *mus* marmelade; unter *jüdeln* to practice st. practise. Verdruckt *Ypress; stapping* st. strapping (unter *drall); fly* st. flap (unter *hosenklappe*). Die form *bratete* verdiente auch als selten nicht aufgenommen zu werden.

Was die richtigkeit der übersetzungen betrifft, so könnten manche der E. Stud. 23, 188—197 bei andrer gelegenheit gemachten bemerkungen hier wiederholt werden; so zu *hammelsprung*, *kabinettsbefehl*, *einzelkrieg(?)*, *kantschu (tawse*, s. Carlyle, Remin. ed. Froude I, 76), *kassenanweisung*, *kirchenväter* (pl.), *nichtsein*, *sonnenhaft;* nach andrer richtung s. zu *streitig*, *scholastiker*, *saalbau*, *reifeprüfung*, *tabakskollegium*. — Trotz der richtigen etymologie von *Rübezahl* ist die falsche übersetzung *Number Nip* (die freilich bei Engländern, z. b. im *Punch*, vorkommt) ohne protest gegeben. (Muret hat Old Nip.) *Zwölflötig* of six ounces; *zehnlötig* of ten (statt five) ounces; auch ten ounces fine. Sachlich richtiges findet man dagegen unter *lötig*. Doch scheint in England der feingehalt der legierungen anders bezeichnet zu werden; s. Muret unter *lötig* und I, XXIII (kleine ausg.). Aus letzterem nachweis erklärt sich auch das *worse* bei Fl.-Schmidt. *To citizenize* (unter *bürger*) dürfte wenig gebräuchlich sein.

In den amtsbezeichnungen und titeln ist Schröer nicht viel über seine vorgänger hinausgekommen, deren gewöhnlicher fehler darin besteht, dass sie die deutschen komposita zerlegen, jeden bestandteil wörtlich übersetzen und so ein sachlich unzutreffendes oder nichtssagendes gebilde hervorbringen. Typisches beispiel: *land* country, *richter* judge; ergo *landrichter* country-judge. So heisst aber bei Schr. auch der altertümliche *dorfrichter*. *Landgericht* entsprechend country-court, bei Muret sogar (u. a.) rural court, als ob das landgericht nur für die landleute da wäre. Auch Schr. verwechselt (wie andre vor ihm) den *amtsrat* (titel für domänenpächter) mit dem *amtsgerichtsrat*, den *kreisdirektor* (ein verwaltungsbeamter, z. b. im Reichslande) mit dem (ehemaligen) *kreis-*

*gerichtsdirektor*. Bei *kreisstadt* country-town möchte man fast einen druckfehler für county-town annehmen; denn jede kreisstadt ist doch nicht eine »landstadt«. Überhaupt wird *kreis* am besten durch *county*, kreistag durch county-council übersetzt, wie ja umgekehrt Gneist in seinem werk über englische verwaltung county durch kreis wiedergibt. *District* ist zu unbestimmt. Dass die preussischen kreise kleiner sind als die meisten englischen und amerikanischen counties, ist nicht wesentlich; und in Baden und Württemberg sind sie ja grösser als in Preussen [1]). Die ehemaligen reichskreise können, wie in englischen werken herkömmlich, *circles* heissen. *Provinziallandtag* könnte, um nicht auch hier county-council zu setzen, etwa provincial diet, council oder assembly heissen. Der einfache *regierungsrat* kommt als titel für professoren und schuldirektoren wenigstens in Preussen nicht vor; diese werden dann gleich »geheime« regierungsräte. Auch wird der titel *rechnungsrat* keineswegs nur an "higher accountants" verliehen. Der *kanzleirat* hat sich wieder in einen feierlichen councillor of chancery verwandelt. Für *schulbehörde* steht nur Board of Education; das vielgenannte school board steht erst bei *schulkommission*, welche doch auch eine schulbehörde ist. *Schulferien* school-vacations; aber der plural passt doch nur, wenn von mehreren ferienzeiten die rede ist, die einzelne freizeit heisst vacation. Von den beamten der provinziellen selbstverwaltung (in Preussen): *landeshauptmann*, *landesrat* (verschieden von *landrat*) ist der erstere mit governor general etc. falsch erklärt, der zweite fehlt. *Hochgericht* soll ausser place of execution auch supreme penal court bedeuten, was ich bezweifle. *Handelskammer* ausser dem richtigen chamber of commerce auch board of trade (= handelsministerium). Auch bei *handelsgericht* steht neben commercial court mit unrecht board of trade. *Handelshochschule* steht im text nicht; auf dem titel ist es durch den wohl neugebildeten ausdruck University of commerce gegeben. Sollte nicht commercial academy genügen? Dies subst. mag durch missbrauch etwas entwertet sein (Boswell senior über Johnson: he keeped a schule, and cau'd it an *acaadamy*, Forster, Life of Goldsmith II 123, Tauchn.); aber abusus non tollit usum. Und würde wohl Schr. auch unsere »technischen hochschulen« als universities bezeichnen? Bei *polytechnikum* braucht er den ausdruck nicht. Bei *kammergericht* der früher gerügte fehler; man scheint es mit dem

---

[1]) *circuit* passt nicht; s. I. teil.

ehemaligen (preussischen) obertribunal zu verwechseln. Dass sein präsident auch *kammerpräsident* heisst, glaube ich kaum. Unter dem *hohen rat* versteht man gewöhnlich nicht das englische Privy Council, sondern das (frühere) jüdische synedrium (Luther einfach rat, Auth. Version council, z. b. Matth. 26, 59).

Von botanischen namen heisst *fichte* bei Grieb nur *pine,* bei Schröer nur *fir* (so auch *tanne*); es sollten beide ausdrücke stehen, die wie die deutschen oft vertauscht werden; keinesfalls darf *pine* ganz fehlen. Von den unterarten ist *edeltanne* richtig übersetzt *(silver fir);* bei dem gleichbedeutenden *weisstanne* wird seltsamerweise auf *weissfichte(?)* verwiesen, und hier findet man wie bei Grieb: Scotch fir, silver fir — also kiefer und edeltanne identisch! (Muret scheint wieder weiss- und edeltanne ohne grund zu unterscheiden und setzt u. a. das mehrdeutige *pechtanne* ein.)

Was bei *unterbau* im anfang steht: building under ground, wird wohl meistens tiefbau genannt. Unter *handelsfach* gibt Schr. mercantile or commercial line, Muret: branch of trade, line of business. Erstere ausdrücke sind generell (= kaufmännischer beruf), letztere spezialisierend. Sollte nicht das wort meist in letzterem sinne gebraucht werden? Noch häufiger freilich das fremdwort *branche.* Bei *schillertaffet* steht ganz wie bei Grieb: watered taffeta, shot taffety; einmal *a,* das andere mal *y.* Aber ersteres ist moiré oder »mohr«; nur *shot* ist richtig. So *(shot silk)* bei *schillerseide.* Einen *spitz* haben to have a jollification. Aber j. ist doch wohl die lustbarkeit, insbesondere lustige kneiperei, die dann den »spitz« zur folge hat. Eine etwas kühne metonymie. *Goldig* nur = golden I.? Es ist (mundartlich) auch ein "term of endearment", etwa wie *precious.* Für *schosssünde* fehlt der bei theologen gebräuchlichste ausdruck besetting sin. Für *handschuhknöpfer* hört man gewöhnlich button-hook (a hook for buttoning gloves or shoes, Funk, Standard Dict.). *Haff* dike on the sea-shore unrichtig; Grieb hier besser. *Hämmerling* Merry Andrew; vielmehr hangman, Jack Ketch. *Hampelmann* nicht tumbler (= stehauf-glas, auch akrobat, schlangenmensch), auch nicht jack-in-the-box (Muret); s. Flügel-Schmidt. *Handbibliothek* nicht portable library; am besten reference-l., was Schr. auch hat. *Handexemplar* fehlt; Muret: copy in use. *Handelspolitik* politics of trade würde neben commercial policy besser wegbleiben. *Handelsvertrag* s. -traktat. Besser wäre die umgekehrte verweisung (so Fl.-Schmidt), da vertrag jetzt das gebräuchlichere wort ist; dass traktat nach dem alphabet früher steht, kommt dagegen nicht in betracht. *Abstreich*

s. E. Stud. 23, 188. Was heisst einen neubau *abnehmen* (s. ebd.)? *Böhmische dörfer* (neben Greek) High Dutch; sollte nicht besser *double Dutch* (s. I. teil) stehen? High Dutch kommt wenigstens in Steele's Spectator einfach im sinne von Hochdeutsch vor. *Eisenbahnspur* gauge of a railway; es ist wohl spurweite (Schr. hat auch spurbreite) gemeint, welche bedeutung übrigens im I. teil unter *gauge* (selten *gage*) fehlt. Bei *kündigen* fehlt to denounce (a treaty); der *damm* (perinæum) ist nach G.-Schr. nur einseitig begrenzt.

Wenn und soweit diese ausstellungen begründet sind, muss man sagen, dass der II. teil nicht ganz auf der höhe des I. steht. Doch soll man ein werk, das aus zahllosen einzelheiten besteht, nicht vorzugsweise nach den verhältnismässig wenigen mängeln, sondern in erster linie nach dem vielen und weit überwiegenden guten, das es enthält, beurteilen. Und dann wird man anerkennen, dass auch im II. teil nicht nur der alte Grieb schön verjüngt ist, sondern dass auch hier die neubearbeitung unter den lexikographischen werken unsrer zeit einen ehrenvollen platz einnimmt.

Kassel, September 1902. M. Krummacher.

---

E. Muret, *Taschenwörterbuch der englischen und deutschen sprache.* Mit angabe der aussprache nach dem phonetischen system der methode Toussaint-Langenscheidt. Zweite bearbeitung. 1902. 44.—45. tausend. Berlin, Langenscheidt. XLII + 452 ss. Preis geb. 3,50 M., in 2 teilen 4,00 M.

Muret's »Notwörterbuch« erscheint hier unter verändertem titel in zweiter, um einige 60 seiten vermehrter auflage. Das buch zeichnet sich durch vortreffliche auswahl des stoffes und vor allem durch die sorgfältige und vollständige aussprachebezeichnung hinter jedem einzelnen wort manchen ähnlichen wörterbüchern gegenüber aus. Der wortschatz wird den anforderungen des täglichen lebens und in der hauptsache auch denen der schullektüre genügen. Das phonetische system ist das des grossen Muret: es sucht die englische aussprache so gut wie möglich durch die nächstliegenden deutschen laute wiederzugeben. Das durcheinander von grossen und kleinen, von deutschen und lateinischen buchstaben wirkt dabei manchmal etwas unruhig und störend; doch ist die bezeichnungsweise im ganzen rationell und praktisch. Bedenklich sind die bezeichnungen *ŏ̈* für das *u* in *but*, *ē* für das

*a* in *date*, ō für das *o* in *note;* in der einleitung findet sich zwar die aussprache dieser laute richtig erklärt, aber die obigen zeichen sind irreführend; statt *ŏ* hätte ein *a*-zeichen, statt *ē ei*, statt *ō ou* gewählt werden müssen.

Druck und ausstattung sind vorzüglich, der preis sehr niedrig. Wir können das buch aufs wärmste empfehlen.

Heidelberg. J. Hoops.

---

H. Baumann, *Londinismen (Slang und Cant).* Wörterbuch der Londoner volkssprache sowie der üblichsten gauner-, matrosen-, sport- und zunft-ausdrücke. Mit einleitung und musterstücken. Ein supplement zu allen englisch-deutschen wörterbüchern. Zweite, verbesserte und stark vermehrte auflage. Berlin 1903 [Okt. 1902], Langenscheidt. CXX, 285 ss. Preis geb. M. 5,60.

Zweck und inhalt dieses werkes ist durch den titel zur genüge gekennzeichnet. Die 1. auflage erschien 1887, die 2. ist in der tat sorgfältig verbessert und erheblich vervollständigt. Die einleitung enthält eine kurzgefasste lautlehre und grammatik des »Cockneydialektes« (die aussprache ist in dem ganzen werke nach dem bekannten Langenscheidt'schen system bezeichnet) und behandelt ferner das wesen und die »vertreter« der volkssprache, d. h. die in betracht kommenden volksklassen und berufsarten, ferner die literatur des Slang und Cant (sehr reichhaltig und bis zur gegenwart ergänzt); herkunft und sprachliche stellung des Cant (besonders die beziehungen zur zigeunersprache); den volkswitz als sprachquelle (hier werden auch scherzhafte zitate aus Shakespeare und der bibel herangezogen), endlich als ganz neue zugabe: den jüdisch-englischen dialekt, teils hebräischen, teils deutschen ursprungs, nach neuen publikationen von Zangwill und Rosenfeld-Wiener. Reichliche sprachproben, darunter zwei gedichte von Baumann selbst, welche seine grosse vertrautheit mit dem Slang beweisen, dienen als willkommnes material für den, der den lexikalischen stoff auch im zusammenhang studieren will.

In dem eigentlichen wörterbuch sind viele neue, zum teil erst seit 1887 in gebrauch gekommene wörter hinzugekommen. Ich führe nur aus wenigen buchstaben an: *gasser, gooby, grabby, Grangerism, grass-comber, greener, greeze, griff, gum-sucking, gup, half-off* etc., *hen-toed, hoof-padder, hooligan, Hoolyism, hornswoggle, moppy, patlander, rorty, sniddy.* Dazu kommen die zahlreichen ausdrücke des "Yiddish" und ziemlich viele obszöne wörter und

phrasen, die in der 1. auflage fehlten, aber in einem derartigen werke wohl nicht fehlen dürfen. Manche artikel sind ausführlicher geworden, z. b. *off.*

Gestrichen sind anderseits, und meines erachtens mit recht: *to pick oakum, upshot, standard (works), vivisect, yis* (eine schon von Walker verzeichnete vulgäre aussprache von *yes), yokel* und das biblische *sufficient unto the day* etc., während die gleichfalls biblischen anspielungen bei *olive-branches, quiver, no rest for the wicked, rib* geblieben sind. Verwandt ist *pickers and stealers,* was Shak. dem katechismus entlehnte, *keep your* (oder *I must keep my?) hands from picking and stealing.* Vielleicht hätten als nichtlondinismen wegbleiben können: *metals* eisenbahnschienen (oder wird dies als technischer Slang betrachtet?), *as plain as a pikestaff, mine host* (archaistisch, auch bei W. Scott), *luminary* auch im bildlichen sinne, *gerund-grinder* (aus Tristram Shandy? die nachbildung *gospel-grinder* ist unverkennbares Cockney-gewächs); das schottische *golf* kann für London höchstens als lehnwort gelten. Als *Turkey-merchant* soll (ob zuerst?) Ch. Lamb seinen vater bezeichnet haben, um seinen vornehmen mitschülern zu verschleiern, dass jener ein plebejischer geflügelhändler war. Oder ist der witz älter? Warum ist *skull and bones* (als emblem einer seeräuberflagge) aufgenommen? es ist doch ganz normales Englisch; anders *Jolly Roger* für diese flagge: das ist echter seemannsslang. Und ob *for manners* (wofür ich die hübschere variante *for Miss Manners* kenne) ein londinismus ist?

*F sharp* entspricht unserm fis, und *b flat* ist unser b (*b* ohne zusatz ist h; *b sharp* ist his, d. h. c); dur und moll heisst *major* und *minor* (nach der grossen und kleinen terz); hiernach ist die erklärung s. 70 zu berichtigen. Die gleichung *imperence = impertinence* ist wegen des verschiedenen accents abzuweisen; ersteres steht ohne zweifel für *impudence.* Zu *ollapod* wäre der zusatz »aus dem span. *olla podrida*« erwünscht. Muss nicht bei *Rag Fair Houndsditch* statt *Shoreditch* stehen? vgl. *Exodus from Houndsditch* bei Carlyle. Sollte *Rotten Row* wirklich jemals mit »faulem holz« (lohe) beschüttet gewesen sein? Man zieht bei reitwegen sonst wohl sand vor; auch ist lohe nicht *rotten.* Die etymologie *route du roi* wird freilich auch bezweifelt. Dass man sich bei schmaler kost die halsbinde fester zieht (s. *Spitalfields breakfast),* habe ich nie gehört; sollte nicht der gürtel (»schmachtriemen«) gemeint sein? Unverständlich ist mir die gleichung *ocean-greyhound = greyhound* statt *= fast steamer* schnelldampfer. Die entstehung des ausdrucks

mag ja richtig erklärt sein. Dass *goody-goody* für gewisse bücher erst in den neunziger jahren aufgekommen sei, möchte ich nach meiner erinnerung bezweifeln, ohne jedoch einen ältern beleg beibringen zu können.

Alles in allem ein treffliches buch, welches jedem, der diesem sprachgebiet nähertreten oder auch nur gelegentlich ein wort aus demselben nachschlagen will, die besten dienste leisten wird.

Kassel, November 1902. M. Krummacher.

---

## STILISTIK.

B. Fehr, *Die formelhaften elemente in den alten englischen balladen.* I. teil: *wortformeln.* Baseler dissertation. Druck von G. Fromm, Zossen b. Berlin, 1900. XX + 89 ss.

Die vorliegende arbeit bildet den ersten teil einer abhandlung, die in ihrer gesamtheit der Baseler philosophischen fakultät zur genehmigung vorgelegen hat. Sie soll ein versuch sein, die formelhaften elemente nach allen seiten hin in der denkbar kürzesten form zusammenzustellen. Die auswahl, die der verfasser aus der ungeheuren menge von material, die die Child'sche sammlung aufweist, getroffen hat, finden wir s. V und VI. Es sind im ganzen 50 nummern.

Um entscheiden zu können, was wirklich formelhaft ist, mussten die in den balladen gefundenen formeln mit denen anderer me. denkmäler verglichen werden. In der mittelenglischen literatur ist bis jetzt immer nur einseitig der alliteration aufmerksamkeit geschenkt worden, während die anderen elemente der formeltechnik jedenfalls ebenso alt sind. Ausdrücke wie *glück und heil, grund und boden, grüner wald, veilchen blau* sind ebenso feststehend wie *kind und kegel, stock und stein, röschen rot* u. a. Für diesen teil der vergleichung hatte der verfasser keine vorarbeiten. Was die alliteration anbelangt, so ist Fehr bestrebt, das zufällige in derselben möglichst zu beseitigen. Von einer wirklichen alliterationsformel kann nur dann die rede sein, wenn sich das nomen mit dem verb verbunden hat, das seine charakteristische tätigkeit oder eigenschaft ausdrückt, wie sich das am deutlichsten und unverkennbarsten in der wurzelalliteration zeigt. Formelhaft sind also ausdrücke wie *die blume blüht, der regen rinnt, der wind weht,* absolut formellos wäre: *der sänger seufzt,* formelhaft dagegen wieder, obgleich alliterationslos: *der*

*hahn kräht, die sonne scheint, der vogel singt* (aber nicht: *der vogel fliegt)*, ebenso wurden in den verbindungen, wo sich zum verb als prädikat das nomen als objekt gesellt, alle diejenigen fälle ausgeschieden, wo beide worte nicht einen einheitlichen ausdruck, eine art von terminus technicus ergeben, den man durch ein einziges wort ersetzen kann.

Eine wichtige rolle in der altgermanischen und speciell wieder in der ae. poesie spielt die paarung sinnverwandter ausdrücke. Das geht besonders aus R. Meyer's interessanter arbeit hervor: *Die altgermanische poesie nach ihren formelhaften elementen beschrieben*, Berlin 1889. Fehr hat nun sämtliche balladen Child's in allen fassungen in bezug auf diese stilfigur untersucht, darauf solche formeln aus allen zeiten der englischen litteratur zusammengestellt und dadurch gezeigt, dass diese stileigentümlichkeit nichts von ihrer bedeutung eingebüsst hat, auch nachdem die stabreimende dichtung untergegangen war. Er teilt die beispiele nach den vier associationsgesetzen ein: 1. nach der ähnlichkeit *(corn and hay, might and main, mock and scorn)*, 2. nach dem kontrast *(dale and down, friend and foe, fight or flee)*, 3. nach der koexistenz im raum oder der succession in der zeit *(back and side, cheek and chin, dance and sing, drink and eat, meet and flee, stand and fight)*, 4. nach einem kausalen verhältnis *(king and crown, game and glee, pale and weary, say or do)*.

Um zu zeigen, wie ein adjektiv das andere zu einer verbindung anzieht, stellt Fehr die zu *knight* gehörenden epitheta zusammen: *brave, good, bold, hardy, stout, strong,* die die eigenschaft der tapferkeit und der stärke hervorheben.

| knight | bold | brave | good | hardy | stout | strong |
|---|---|---|---|---|---|---|
| bold | | bold and brave | bold and good | bold and hardy | bold and stout | bold and strong |
| brave | | | brave and good | brave and hardy | brave and stout | brave and strong |
| good | | | | good and hardy | good and stout | good and strong |
| hardy | | | | | hardy and stout | hardy and strong |
| stout | | | | | | stout and strong |
| strong | | | | | | |

Dasselbe bild zeigt eine zusammenstellung der höfischen eigen schaften am ritter: *fair, free, gentle, good, hend* (vgl. s. IX und X).

Die formelhaftigkeit beschränkt sich aber nicht auf blosse worte und wortverbindungen, ganze sätze, ganze verse und ganze strophen sind zu formeln erstarrt. Von der grössten starrheit sind auch die reden, die die handelnden personen im munde führen, sie stimmen mit dem phrasenschatz des älteren, volkstümlichen dramas überein. Dahin rechnet Fehr die regelmässig wiederkehrenden gefühle des wohlwollens im segen und gruss, des hasses im fluch, ferner den eid und die versicherung.

Im ersten teil, der hier vorliegt, behandelt der verfasser die wortformeln (s. 3—89). Der zweite teil, dessen inhalt schon skizziert ist, soll die satzformeln im munde des sängers und im munde der handelnden personen bringen. Die wortformeln sind eingeteilt in solche mit koordinierung der begriffe und in solche mit subordinierung der begriffe. Zu der ersten abteilung gehören die angehängten tafeln I—XXXIV. Die alliterierenden formeln werden in alphabetischer reihenfolge aufgeführt und darauf mit den formeln anderer denkmäler verglichen (tafel I—XIV), ebenso die wortformeln ohne alliteration, dazu die vergleichung anderer denkmäler (tafel XV—XXXIV). Die wortformeln mit subordienierung der begriffe lassen sich nach den wortarten ordnen, das substantiv und seine näheren bestimmungen, das verb und seine näheren bestimmungen, das adjektiv (adverb) und seine näheren bestimmungen. In allen fällen handelt es sich dann um die formeln mit oder ohne alliteration oder mit annomination.

Die beigegebenen tafeln zeigen, wie viele von den formeln sich bis in die neueste literatur gerettet haben. Am meisten vertreten sind Scott's *Lady of the Lake* und Burns' gedichte. Vertreten sind aber auch Tennyson, Longfellow, Charlotte Bronte, Kingsley u. a. Meistens sind es hier wieder die alliterierenden formeln, die sich erhalten haben, wie *earthe and air* (Scott), *oak and ash, ash and oak* (Scott), *bliss and bale* (Bronte), *banks and braes* (Burns), *barn or byre* (Burns), *dale and down* (Scott), *friend and foe* (ib.), *hart and hind* (Bronte), *firth and fell* (Metr. Chronicle of Scotl.), *house and home* (Wilkie Collins), *hound and hunter* (Scott), *lads and lasses* (Burns), *your land, your law* (Metr. Chronicle of Scotl.), *libertie and lyvis* (ib.). *Brightly and boldly* braucht Tennyson in *Enoch Arden*. Ich kann hier nicht auf alle vor-

kommenden gruppen von formeln aufmerksam machen, die für die moderne literatur von bedeutung sind. Fehr hat mit ausserordentlicher sorgfalt gesammelt und mit grossem fleisse zusammengetragen, so dass wir eine erschöpfende darstellung des themas haben. Wenn der zweite teil erschienen ist, wäre ein generalregister wünschenswert, um die betreffende formel sofort aus der menge herausfinden zu können.

Doberan i. M. O. Glöde.

---

## METRIK.

Robert Bridges, *Milton's Prosody*, and William Johnson Stone, *Classical Metres in English Verse.* Oxford, Clarendon Press, 1901. 175 pp. Price 5 s.

Mr. Robert Bridges's work contains three chapters dealing with the prosody of Paradise Lost, two chapters devoted to the prosody of Paradise Regained and of Samson Agonistes, and besides, nine appendices in which various prosodial questions get more detailed treatment.

The first chapter and Appendices A, B, and C, treat of the supernumerary syllables, i. e. the syllables found in a line in excess of the ten that make up a typical blank-verse line. Among supernumerary syllables the author in the first place reckons the extrametrical syllables, by which he understands the unstressed eleventh (or the eleventh *and* the twelfth, as, for instance, in P. L. IX 249) syllable, and the extra syllable in the middle of the line in cases of what is known as "epic cæsura", of which last, however, there is no instance in Paradise Lost. All other supernumerary syllables fall under *elision* or *contraction.*

All elisions and contractions are *of common speech* or *poetical.* And at the end of this chapter all the poetical elisions and contractions in P. L. are reduced to the following four rules:

1. Open vowels. 2. Vowels separated by the liquids *l, n, r.* 3. Final *en.* 4. The 2nd pers. sing. of verbs.

The only exceptions are: — 1. The word *capital* [and Capitoline]. 2. The word *spirit.* 3. The words *Iron*, *prison*, and *evil*, each once [*evil* twice, in P. L. II 623 and IX 1072]. 4. *I' th' midst.*

I regret to say that unfortunately the author has failed to define the terms *elision* and *contraction,* and has thereby seriously

detracted from the clearness of this first chapter. On p. 111 of his Introduction he says: "My intention throughout has been to provide a sound foundation for a grammar of English prosody." How, I would ask, can a sound foundation be laid without a clear definition of the exact sense in which one uses terms that are indispensable in all discussions on prosody?

What does the author understand by *contraction?* We greatly fear that many students will be sorely puzzled to find that *th'Aonian* (I 15), *adventrous* (I 13), *Heav'n* (I 27) are by Mr. Bridges called "elisions", while *confus'dly* (II 914), *ris'n* (I 211), *commandst* (IX 570), *i'th'* (I 224) figure as "contractions". After mature consideration, I surmise that by a contracted syllable the author understands a syllable that is actually not pronounced as such. If this surmise is correct, the author stands guilty of the inconsistency of numbering among the supernumerary syllables, such syllables as have no actual existence.

In contradistinction to the extrametrical syllable, the supernumerary syllable in the narrower sense of the term, is characterised "by its brevity" (p. 47). In flat contradiction to this characteristic, the author on p. 3 reckons *thou* (X 758) among the supernumerary syllables that fall under elision, and says: "All open vowels may be elided, whether long [!], short, double, or combined."

By "open vowels" — and the author would have done well to say so in express terms, since other persons are accustomed to attach a very different sense to the phrase — Mr. Bridges understands the vowel-sounds of two different syllables (of the same word or of two words) that are not separated by a consonant-sound.

We are not told whether the first or the second vowel is elided, nor does this appear from the examples, since in them both the vowels are italicised. The two vowels separated by a liquid are italicised also, but with regard to these cases we are informed that the first vowel may be elided. The vagueness thus seen to attach to the term "elision", is as such intended by the author. In Appendix B, p. 52, he says: "I used *elision* as a term of no definite meaning," and on p. 51: "I chose a term which should imply nothing, because it could not be taken literally."

According to the author it goes without saying that the elided syllables are to be pronounced: "Milton regarded his open vowels as 'elided' . . . that is, he intended that they should not count in the scansion: yet though he printed *Th'Almighty,* etc., it cannot be supposed that he wished it to be so pronounced. In English the open vowel is always pronounced" (p. 50). And on p. 19 we are told that "we may say generally that Milton's system in *Par. Lost* was an attempt to keep blank verse decasyllabic by means of fictions".

It is my deliberate opinion that Milton has never made use of such fictions.

The question whether the elided syllable was, or was not pronounced, can be settled by an historical inquiry, which, however, Mr. Bridges has not instituted. In Appendix E, p. 64 he says that his knowledge of the English pronunciation of Milton's time is one at second hand only: "I avoided the question of pronunciation in my tract, because I am not qualified to give any opinion on the subject;" and on p. 65, that he thought it needless for him to study it: "The question remained whether the pronunciation in Milton's time differed so from our own as to need attention in an examination of his verse; and I was decidedly of opinion that it did not: and as I was loth to hamper the metrical facts which I wished to notice with anything so unfamiliar and uncertain as restorations of old pronunciation are apt to be, I chose to disregard the whole subject . . ."

And thus it has come about that Mr. Bridges has disregarded the well-authenticated fact that anciently it was quite a common practice, to print in prose, for instance, "thadvoiding of thoppression", and that in the latter part of the sixteenth century there appeared a well-known little book intended to teach "*howe to write or paint thimage of mannes voice*", in which the *e* of the definite article is on system left out before a following vowel.

Thus it has come about also that Mr. Bridges has disregarded the little book which our common colleague J. Jones, M. D. first brought out in 1701 under the title *The New Art of Spelling* etc., in which English speakers are taught how they ought to spell words, by such plain directions as, for instance, the following: "When is the sound of *e* written *ehe?* When it may be sounded *ehe* as in apprehend, misapprehend, sounded apprend, misapprend."

Here we have a couple of examples of Mr. Bridges's "open vowels" that were not or need not be pronounced.

In the same booklet — nothing is farther from Dr. Jones's mind than an attempt to teach his readers how to read poetry — we find it stated in the plainest terms that before the liquids unstressed vowels might or might not be pronounced. Of course this is not the place to produce the evidence for these statements — I can do no more here than point out where some of it may be found.

Again, if Mr. Bridges could have made up his mind just to cast a glance at what sixteenth and seventeenth century writers on prosody tell us about the subject, he would directly have seen that his ideas about elision are a nineteenth century fiction, and that his supernumerary syllables in Milton are absolutely non-existent. As regards this point I would refer him to the second chapter of Van Dam and Stoffel's *Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation (1550—1700).* Heidelberg 1902 [Hoops, *Anglistische forschungen,* nr. 9].

Despite the serious shortcomings of the author's treatment of the syllables, I cannot forbear from expressing my admiration of the remarkable intuition by which one who is wholly unacquainted with the old pronunciation, has — though without being aware of it — by the study of Milton's verse as it were completely discovered this pronunciation so far as the syllables are concerned. Only a few things remain in need of more precise definition; here and there rectifications are necessary, which I must forbear from discussing here; and the term *elision* must be understood in that most literal and matter-of-fact acceptation in which formerly it was generally current in England, and in which it is still current to this day in all other European languages.

Chapter II treats of the variety in the number of stresses. According to the author, the typical line has five full stresses, other lines have only four stresses, or only three full stresses.

I think A. J. Ellis was the first to represent the matter after this fashion. Before him, the generally received orthodox doctrine always was, that every blank-verse and heroic line had five stresses. Of course the difference in formulation originates in the different conceptions of what must be understood by *stress.* The one thing needed in this connection, therefore, is a strict definition of the term *stress,* but in this case, too, Mr. Bridges fails

to give such a definition. And not only does he fail to give a definition, but we regret to say that, besides, the author himself seems sadly to seek so far as the clearness of his notions on this point is concerned. Where he sets forth that there are "lines with only four stresses", he says on p. 12: "It is common for one stress in the line to be absent, or to be so much weaker than the others that it may be considered as failing." The last words of course directly contradict what he wants to prove. In the following line (p. 14)

No líght; but ráther dárkness vísiblè. I 63

the author assumes that "the close of the line will give a conventional stress". The context would here seem to show that by a *conventional stress* we have to understand a decided *stress* though it may be a weak one. But on p. 74 the author in discussing a line of Coleridge's

How drówsilỳ it créw

says: "The second accent or stress is a conventional stress: it does not exist in the language, but in the metre, and has to be imagined because the metre requires it." Here we learn, then, that the author looks upon the "conventional stress" as a stress that is actually non-existent. But this is also in contradiction to what he himself cites as the poet Coleridge's opinion.

We find that on this point A. J. Ellis and Mr. Bridges adhere to the most crude conception of stress, viz. that of prominent sentence stress. But the true characteristic of a stressed syllable is merely its *relative* pre-eminence of pronunciation as compared with the syllable or syllables immediately adjoining it, together with which it is uttered without an intervening pause. In the word *solicitation* Ellis would admit one stressed syllable only, viz. the fourth; all the same, also the second is a stressed syllable, only less markedly so, but still markedly enough to preclude all uncertainty. Now the final syllables of *visible* and *drowsily* in the lines cited are stressed in exactly the same way. He who finds some difficulty in observing this by the ear, because he has never been in the habit of giving his attention to these things, may become convinced of the reality of the fact by noticing the elisions to which words of this class were formerly subject. The syllable which is liable to optional dropping (*am'rous*, *vict'ry* are sometimes found thus printed), is invariably the least audible one. If in these trisyllabic words the medial syllable

may be dropped, then the third syllable *must needs* be a stressed one as compared with the second.

But the conception *stress* is always a purely relative conception in every respect. If I read out

> Visible darkness alights on the earth

the third syllable of *visible* is unstressed, because *visible darkness* must be pronounced as a whole without a break, and the pre-eminence of the syllable *dark-* as compared with *-ble* is of course beyond all doubt.

In the following scansions, Mr. Bridges, again following Ellis or in accordance with him, falls into another mistake with respect to the conception expressed by the term *stress:*

> The níght is chílly, but nót dárk (p. 75)
> And she gót úp from her seát (p. 108)

Two syllables pronounced without a break between them, can never both of them be stressed. One of them must needs have pre-eminence over the other. In the two lines just cited, *dark* and *up* are stressed as against the preceding syllables *not* and *got.* which are unstressed. No normally constituted ear can fail to catch this.

In Appendix J the author devotes some 17 pages to "Rules of stress-rhythms". In essence, these pages furnish us only with certain more or less correct approximations to a definition of the conception *stress,* and they would have been quite superfluous, if the author had in the outset given a strict and exact definition of the term.

Chapter III deals with "inversion of rhythm". The stress is regularly on the even syllables, but it may be shifted on to the odd syllable in any place in the line.

According to the author, the inverted fifth stress is "very rare". He gives of it the three instances following:

> Which of us who beholds the bright súrface (VI 472)
> Of Thrones and mighty Seraphim próstrate (VI 841)
> Beyond all past example and fúture (X 840)

and adds: "Some poets say that this rhythm is impossible, and was not intended; and would accent futúre and surfáce *etc.*"

As a matter of fact, these words ought to be thus accented in these lines, and should therefore have been discussed by the author together with the similar words in Appendix E. An inverted fifth stress is an impossibility. Milton himself says of P. L.: "The

measure is *English* Heroic Verse without Rime", and since in Heroic Verse the tenth syllable bears the rhyme, this syllable must be stressed as compared with the preceding ninth syllable.

"There may be more than one inversion in the same line" (p. 17). The most common double inversions are the concurrent inversion of the first and the third accent, and that of the first and the fourth accent. Of each of these two kinds there are more than a hundred examples in P. L. But the author is silent about these common cases, and adduces only four instances of double inversion of very rare occurrence. Of these the two first are:

> Examples of inversion of 1st and 2nd.
> Únivérsal reproach, far worse to bear (VI 34).
> Bý the wáters of life, where'er they sat (XI 79).

I would premise the remark that the author once more underlies the charge of inconsistency here: according to his notions he ought to call the first two syllables in each of the two lines unstressed ones, and merely cite these lines as examples of the inversion of the second stress, and there an end.

Leaving this aside, however, the main point to be considered is, that these two lines bear a very exceptional character in more than one respect. Hence they have from the first given rise to great difference of opinion, and now and then to lively controversy.

They are exceptional in the first place, because in addition to these two instances, out of the 10 565 lines of P. L. only two more analogous lines can be cited, viz. VIII 299 and XI 377. Line III 586 is not a case in point, because there we must read *invisible,* just as in VII 122.

They are exceptional in the second place, because in the Heroic verse of Milton's contemporaries lines constituted like these are of such rarity as to be practically non-existent.

They are exceptional in the third place, because the inversion of the second accent takes place without a preceding pause, which is against the general law governing accentual inversions, and strikes many critics and students of poetry as productive of an inharmonious effect.

How are these lines to be accounted for? Can they be corrupt? I do not think they are: there are no additional reasons to support this supposition, and there are, besides, a few com-

pletely analogous lines in Paradise Regained and in Samson Agonistes.

John Gower, see, for instance, Conf. Amant. VII 215 and 216:

> Was that matiere universal,
> Which hihte Ylem in special

pronounced *univérsál,* and it is therefore just possible that Milton has once or twice (see also S. A. 175) used this word with this archaic accentuation. But this explanation is not applicable to the three other lines, in the case of which, however, emphatic inversion of the accent is most assuredly not excluded.

To me it seems most likely that these much discussed lines must be accounted for as imitations — presumably wholly unconscious ones — of a frequent type of the Italian hendecasyllable; and this explanation is the more probable in my opinion because Milton himself has composed Italian Sonnets in which lines of this type actually occur, *e. g.*

> Gratia sola di sù gli vaglia, inanti (Sonn. II 13).

In this connection I would also point to the first English blank verse by Surrey, which I have elsewhere shown to be a close imitation of the Italian hendecasyllable, in which the stressed syllables are not tied down to definite places in the line.

However this may be, my objection to Mr. Bridges's method is, that he cites very exceptional verses as ordinary instances without in any way calling attention to their very exceptional character. No grammar of *English* Prosody can be raised on the very unsound foundation of exceptional metrical phenomena, least of all if I should be right in my conjecture that these exceptions are Italian importations of suspicious legitimacy.

At the end of Chapter III the author treats of the cæsura. The break may occur after any syllable of the verse, there may be more than one break in the line, and — the author ought to have added — the break may also be absent, for instance in

> . . . . . . . . . ., we now return
> To claim our just inheritance of old (II 38).

After this we get two chapters in which the author gives the result of his inquiry into the question, "whether Milton was satisfied with the rules by which he had bound himself in his long poem".

The title of the first of these two chapters sufficiently indicates what the author thinks to have ascertained in the course

of his inquiry: "On the Relaxation which is found in *Paradise Regained* and *Samson Agonistes* of the laws of 'Elision' so called in *Paradise Lost*".

As regards Par. Reg., the author thinks himself justified in concluding that there is 'relaxation', because in this poem there are found no less than three (!) cases of 'elision' that 'would not have been admitted into P. L.". They concern the words flour*i*shing P. R. III 80, territor*y* yet P. R. III 375, and pol*i*tic P. R. III 400. Now it so happens that the words *flourishing* and *politic* do not occur at all in P. L. By what supernatural agency then can Mr. Bridges have got at the knowledge that Milton, *if* he had used these words in P. L., would have shrunk from syncopating them? And why, in the name of common sense, would Milton, who had freely admitted *cap'tal* into P. L., have objected to *pol'tic*? In the case of *flour'shing* we are left without sufficient material to base a comparison on, since there is only one word in *-rishing* in P. L., viz. *cherishing* VIII 569. Of other words in *-ishing* we have only *accomplishing, brandishing,* and *languishing,* each of them once, and syncopation of the first of the three has of course always been utterly impossible. That there is no case of synalephe before initial *y* in P. L., is sheer accident. I have elsewhere cited instances from Drayton, Ben Jonson, J. Taylor, Willoby and George Wither, that exhibit this synalephe in print, such as "Th'year", etc. The cause of this synalephe is not the fiction of treating initial *y* as a vowel, but the actual dropping of it in pronunciation. On p. 50 Dr. Jones says that *yea, year,* and *yeast* were pronounced as "ee, eer, eest", and that *ye, yet,* etc. were optionally sounded as "ee, eet, &".

But even if we should admit that these 'elisions' might be looked upon as exceptions, even then Mr. Bridges's hypothesis would not have a leg to stand on. For it should not be forgotten that according to the author's own words (see *ante,* p. 98), P. L. exhibits the following exceptions to the 'laws of elision' not occurring in P. R., to wit: *cap'tal* [3 times], *[Cap'toline], i'th'* [twice], and with following consonant *ir'n, pris'n* and *e'l* [twice]. And from this circumstance the author from his peculiar point of view ought to have drawn the conclusion that in P. R. Milton adhered to what Mr. Bridges calls "his laws of elision" with greater strictness still than in P. L.

The 'relaxation' in S. A. is proved by eighteen instances. Even if all the eighteen were marked by some special peculiarity, the number would be far too small to justify any general conclusions. Considerations of space imperatively forbid a discussion of all the eighteen cases, and I shall accordingly refer to only three of them.

Of *mis'ries* in S. A. 651 the author says that "it contradicts Milton's consistent pronunciation of *misery*". *Misery* and *miseries* occur 17 times in all in P. L.; and there are 7 instances in P. R. and S. A., of which one is the syncopated form *mis'ries*. The number 17 is far too small to justify us in speaking of a 'consistent pronunciation', and *Mr. Bridges in his book repeatedly falls into this same mistake.* If he had made it his business to investigate the practice of other poets in analogous cases, he would very soon have found out the futility of his reasonings. The word *glorious* occurs forty-four times in Shakespearean metre as a dissyllable, and once only as a trisyllable, viz. in Henry the Fifth II 2, 183. Can this fact, in connection with a few others that might easily be adduced, ever in reason do duty as evidence to prove that in Henry the Fifth Shakespeare made use of a special system of prosody? The fact is that he who undertakes investigations of this nature, in the early part of the inquiry at every turn thinks himself justified in drawing certain conclusions. But on proceeding with the investigation on an enlarged scale, the student soon perceives that such exceptional cases repeatedly occur everywhere, and that his premature conclusions turn out to have been a mockery, a delusion, and a snare.

In line 1383 of S. A.

To something extraordinary my thoughts

the author sees a 'novelty', only because his scansion of the line is altogether wrong on account of his being unacquainted with the pronunciation *or'nary* for *ordinary* (see Dr. Jones, p. 78), a pronunciation that is a hopeless vulgarism in our day. Mr. Bridges thinks that "something extraordinary in the sense of the line determined something extraordinary in the prosody of it" (p. 27)! Against the spread of such fantastic notions from Cloudland no warning note can be loud enough. Crotchets like these are the monstrous outgrowths of a method of accounting for prosodic phenomena which has serious drawbacks even as it is.

I, for one, at least confess to a creepy feeling when I read on p. 42:

With lang|uish'd head | unpropt,

a six-syllable line, its shortness is the want of support.

As one | past hope, | aban-(don'd),
And by | himself | giv*e*n o-(ver);

two six-syllable lines, with extrametrical final syllables suggestive of negligence.

In sla|vish ha|b*i*t, ill-fit-|ted weeds

an eight-syllable line with elision in the third foot:

The last of the lines just quoted, l. 122 of S. A., is also the last of the three instances from S. A. to which I would refer. On p. 43, Mr. Bridges says of it: "where Milton puts his hero in rags, he must have been conscious that he was putting his verse into rags;" — and all this on account of the harmless 'elision' in *habit.* Is then this 'elision' really so much more distressing than that in the word *riot* P. L. I 499, to which Mr. Bridges shows no conscientious objection? Even if it is, I rejoice in being able to reassure all simple-minded admirers of Milton's verse. No one, not even Mr. Bridges, has the least right to assume 'elision' in this case. Milton says: "The measure of Verse us'd in the Chorus is of all sorts," — and so as a matter of fact it is. And therefore the second syllable of *habit* may as such quite possibly belong to the "measure" intended by Milton.

There is one more point to which I would draw attention before I have done. Mr. Bridges very justly will have nothing to say to the old notion that a line of verse consists of iambuses, dactyls, etc. Following the example set by Prof. Skeat in the Introduction to his edition of Chaucer's works, Mr. Bridges in Appendix J operates with *stress-units* instead of the time-honoured *feet* of their predecessors. If, however, we look closely into the matter, we find that these *stress-units* represent the same erroneous notions that underlie the conception *feet.* Like the latter, they are mere phantasms, as may be clearly seen from the way in which in this system polysyllables are cut up into stress-units. On p. LXXXIX of Vol. VI of his Chaucer, Prof. Skeat thus scans the five syllables following in three stress-units: *.with. hĭs-háber. geóun.*; and on p. XCI the six following syllables thus: *.hăd-dóm. ĭná.cĭóun.* What reason is there, not to scan *hĭs-há. bĕrgeóun.* and *hăd-dómĭ. ná. cĭóun*, or perhaps some other way still? Both scansions are equally artificial and equally arbitrary.

English verses are not made up of feet or of stress-units. English verses consist of stressed and unstressed syllables. In certain kinds of verses the number of syllables and the distribution of the stressed and unstressed syllables over the verse-line are tied down to very strict rules, in other kinds this is not the case. The first group of verses roughly corresponds to what Mr. Bridges calls *syllabic verse;* the second to what he styles *stressed or accentual verse.* The old blank verse was always *syllabic* from the first. And it is again utter unacquaintance with the old pronunciation of English that in the latter half of the nineteenth century has given currency to the opinion — to which also Mr. Bridges gives in his adhesion on p. 66 — that Shakespeare should have written his earlier plays in *syllabic verse,* and used *stressed verse* in his later ones.

The whole of Mr. Bridges's book may fittingly be described as a stringing together of the erroneous conceptions of prosody prevailing at the time when it was first composed, for I see from the Preface that the present is the third or fourth edition; and it is by no means unlikely that for this very reason also in its present form it will meet with a favourable reception at the hands of English critics.

William Johnson Stone's posthumous paper on *Classical Metres in English Verse* attempts a vindication of genuine English hexameters, in principle wholly independent of the distribution of the stressed syllables over the verse-line. The writer would have the poet regulate himself exclusively on the phonetic condition of the syllables with respect to length and brevity, just as in the classical metres. Of course the task thus laid upon the poet bristles with enormous difficulties, for this phonetic status of syllables is far from easy to determine. Three centuries ago there were well-meaning enthusiasts who had exactly the same thing in view. But at that time the task was a good deal easier, for there was no such thing as a received spelling, and a poet was therefore quite free to write *divellish* or *divelish* according as he wished the second syllable of this word to count as long or short; or he was at liberty to write *me* if he wanted the word to be short, and *mee* if length in this word suited his purpose. To such things, which in our day we can only look upon as somewhat dreary jokes, Mr. Stone will have nothing to say: he in soberest earnest sets about laying down definite rules for the determination of the

phonetic condition of syllables, but by his own confession his rules are neither final nor complete.

I have but little to add to this. As soon as the said rules shall have been definitely elaborated by English scholars, and the genuine English hexameter shall have burst upon an astonished world, I shall be found ready to report on the results obtained.

Still, it must be said that William Johnson Stone possessed two great virtues very rarely met with in English writers on prosody. His views were marked by strict consistency, and his knowledge of the history of his subject was minute and extensive.

The pity of it all is, that he, of all men, should have seen fit to waste his working powers on a manifest and palpable impossibility!

The Hague. B. A. P. Van Dam.

---

## LITERATUR.

A. B. Gough, *The Constance-Saga.* (Palæstra 23.) Berlin, Mayer & Müller, 1902.

Der von Hermann Suchier in die literaturgeschichte eingeführte ausdruck »Constantia-sage« bezeichnet einen bestimmten sagentypus, der in den literaturen der meisten europäischen und sogar einiger aussereuropäischer völker in sehr mannigfaltigen formen begegnet. Den grundstock aller dieser sagen bildet die erzählung von einer keuschen jungfrau, die auf der (in verschiedener weise motivierten) flucht vor ihrem unnatürlichen vater in ein fremdes land gelangt und vom fürsten dieses landes zur gemahlin erkoren wird. Während der abwesenheit ihres gatten wird sie fälschlicherweise beschuldigt, einem tierischen wesen das leben gegeben zu haben, und mit ihrem neugeborenen kinde verbannt. Am schluss stellt sich die unwahrheit obiger beschuldigung heraus, und das fürstliche ehepaar wird wieder vereint.

Schon in seiner Kieler dissertation von 1900 hatte Gough eine der jüngern fassungen der Constantia-sage, den me. versroman *Emare* (14. jahrhundert) auf form und inhalt untersucht. 1901 erschien eine von ihm veranstaltete ausgabe dieses kleinen epos (bd. II von Morsbach's und Holthausen's *Old and Middle English Texts*). Das vorliegende buch knüpft also an die früheren

arbeiten des verfassers an. G. stellt darin dar, wie weit das gesamte verbreitungsgebiet der Constantia-sage sich erstreckt, was für verschiedene fassungen der sage in den einzelnen literaturen vorhanden sind, in welchem verhältnis diese fassungen zu einander stehen, endlich, von welcher art die beziehungen zur geschichte sind, die uns aus einigen fassungen der sage entgegentreten.

Der erste teil der untersuchung, den G. "Mutual Relations of the Literary Versions" betitelt hat, schliesst sich, wie der verfasser auch selbst zugesteht, aufs engste an eine grundlegende arbeit Suchier's an. Dieser gelehrte bietet im vorwort zu seiner ausgabe der poetischen werke Philipp's von Beaumanoir (*Société des anciens textes français* XVIII, Paris 1884), in dessen epos, *La Manekine* eine der vielen versionen der Constantia-sage zu erkennen ist, eine treffliche einführung in den ganzen sagenkreis, mit all seinen vielen verzweigungen. Aus obigem vorwort übernahm G. nicht nur Suchier's abkürzende bezeichnungen der einzelnen fassungen der sage, sondern überhaupt dessen ganze untersuchungsmethode. Die verschiedenen von G. vorgeführten einzelformen der Constantia-sage werden sämtlich schon in dem oben erwähnten vorwort Suchier's genannt. Enthält somit der erste teil von G.'s buch, im verhältnis zu Suchier, wenig neues, so gebührt dem verfasser doch immerhin das verdienst, jene methode seines vorgängers, durch die innerhalb einer einzelnen gruppe des ganzen sagenkreises die dieser eigentümlichen züge mit geradezu mathematischer genauigkeit bestimmt werden, auf alle fassungen der sage ausgedehnt zu haben. Indem G. die einzelnen sagen gleichsam in literaturgeschichtliche formeln auflöst, gewinnt seine darstellung an übersichtlichkeit; sie erhält dadurch freilich auch etwas sehr trockenes, was das durchlesen seines buches nicht gerade zu einer annehmlichkeit macht.

Wertvoller als der erste teil des werkes scheint mir der zweite "Relation to History". Auch hier konnte sich G. auf eine wichtige vorarbeit Suchier's stützen; dieser hatte 1877 in einem aufsatz (PBB. IV 500 ff.) »Über die sage von Offa und Þryðo« den geschichtlichen kern, der in jener zum Constantia-sagenkreise gehörigen sage steckt, aus seiner poetischen hülle herauszuschälen versucht. G. zeigt sich im zweiten teil seines buches viel unabhängiger von Suchier als im ersten. Es ist ihm gelungen (s. 35), Suchier ein nicht unbeträchtliches missverständnis nachzuweisen. Er geht in seinen historischen erörterungen

weit über den umkreis von Suchier's untersuchung hinaus, wobei er eine genaue kenntnis der verschlungenen pfade angelsächsischer geschichte an den tag legt. G. behandelt nicht nur die geschichtlichen grundlagen der *Vitae duorum Offarum* und der mit der *Vita Offae II.* stofflich zusammenhängenden Thrytho-episode im Beowulf, in der sich stark verblasste erinnerungen an die historische gestalt der königin Cynethryth von Mercien erhalten haben, sondern geht auch ausführlich auf das verhältnis der northumbrischen sage von Ælla und Eadwine zur geschichte ein, und bespricht ausserdem noch die frage, ob in einer bestimmten gruppe des Constantiasagenkreises, in welcher der vater der heldin den namen Konstantin führt, spuren der geschichtlichen persönlichkeit des königs Konstantin II. von Schottland (900—943) nachweisbar sind. Auf Ælla und Konstantin hatte freilich auch schon Suchier in dem oben erwähnten vorwort zu Beaumanoir's werken hingewiesen, aber die sich hier darbietenden geschichtlichen probleme nur flüchtig gestreift.

G. kommt zu dem ergebnis, dass die wahrscheinlichkeit einer einwirkung der geschichte von Ælla und Eadwine auf die Constantiasage grösser sei als die einer beeinflussung dieser sage durch die geschichte des schottischen königs Konstantin II. Diese behauptung des verfassers scheint mir bedenklich. Der fall liegt gar nicht so, dass wir uns unbedingt nur für Ælla oder für Konstantin zu entscheiden haben; es ist sehr wohl möglich, dass mehrere historische persönlichkeiten, selbst wenn sie zeitlich einander recht fern stehen, in ein und derselben sage zu einer einzigen verschmelzen, falls eine gewisse gleichartigkeit ihrer charaktere oder schicksale vorliegt. Die übereinstimmungen der gruppe $\delta^*$ der sage mit der geschichte Konstantin's (vgl. G. s. 48) scheinen mir doch zu auffallend, um zufällig zu sein. G. weist darauf hin, dass der Konstantin der sage nirgends beziehungen zu Schottland habe, und meint, Konstantin hätte als könig von Schottland nicht der held einer aus England stammenden sage werden können, — ein einwand, der mir bei der unmittelbaren nachbarschaft der Engländer und Schotten, trotz aller ihrer gegenseitigen feindschaft, kaum stichhaltig zu sein scheint. Konstantin's schwiegersohn Anlaf war ausserdem als könig von Northumbrien ein Engländer, und wenn auch der Konstantin der sage nirgends selbst als könig von Schottland auftritt, so wird er wenigstens im französischen versroman *La belle Helene de Constantinople* (13. jahr-

hundert) als verbündeter eines schottischen königs vorgeführt. Eine mittelbare beziehung des Konstantin der sage su Schottland lässt sich also doch feststellen. G. gibt selbst zu, dass der historische Anlaf von Northumbrien besser als Ælla zu der form der sage passe, die in der anglofranzösischen chronik von Trivet und danach in Chaucer's *Man of Lawes Tale* niedergelegt ist, insofern als Anlaf, im gegensatz zu Ælla, sich schliesslich zum christentum bekehrt. An stelle der ursprünglichen gestalt des Schotten Konstantin konnte allerdings, nachdem dieser im laufe der zeit aus dem gedächtnis der nachwelt entschwunden war, leicht in der sage durch die einwirkung der kreuzzüge ein byzantinischer kaiser gleichen namens treten, der z. b. in der eben genannten chronik Trivet's vorkommt.

Abgesehen von obigem einwand, der freilich von grundsätzlicher bedeutung ist, können wir uns mit G.'s gründlicher historischer analyse im zweiten teil durchaus einverstanden erklären.

Wenn auch die beiden teile von G.'s buch von ungleichem werte sind, so ist die arbeit als ganzes doch eine willkommene bereicherung der sagenforschung; sie legt von der gediegenen methodischen schulung des verfassers zeugnis ab.

Freiburg i. Br. Eduard Eckhardt.

---

Jessie L. Weston. *The Legend of Sir Lancelot du Lac. Studies upon its Origin, Development, and Position in the Arthurian Romantic Cycle.* London, Nutt, 1901. XII + 252 ss. 7/6. (The Grimm Library XII.)

Die durch verschiedene beiträge zur untersuchung des ursprungs und der entwicklung des Artussagenkreises bekannte verfasserin will in dem vorliegenden buche nur einen versuch zur lösung der schwierigkeiten im richtigen verständnis des Lancelotromans liefern und verzichtet von vornherein darauf, eine abgeschlossene darstellung hierüber zu geben. Der bisherigen forschung nach ist nun Lancelot erst später in den kreis der ritter von der tafelrunde eingetreten. Im *Erec* des Chrétien von Troyes wird er nur dem namen nach angeführt, tritt uns aber bereits im »Karrenritter« desselben dichters als einer der wichtigsten helden entgegen. Miss Weston schliesst sich nun den gelehrten an, welche den namen auf germ. ursprung zurückführen und die schöpfung dieser gestalt auf kontinentalem boden suchen. Als nächste frage

von bedeutung hebt sie dann die nach der herleitung des beinamens *du Lac* hervor (s. 10). Eine andeutung hierauf findet sie in Ulrich von Zatzikhoven's *Lanzelet*, der den helden als kind von einer wasserfee in das *Meide-lant* entführen lässt. Gegenüber W. Foerster ist dann Miss Weston der ansicht, dass dieses gedicht trotz seiner verworrenen darstellung ursprünglichere züge enthalte als der »Karrenritter«, da es vermutlich auf eine reihe noch nicht völlig miteinander verknüpfter lais zurückgehe. Anderseits meint sie, dass die züge, welche der Lanzelet mit Parzival gemeinsam hat oder die in beiden ähnlich sind, Ulrich Wolfram's gedicht entlehnt habe, wagt jedoch nicht, ein bestimmtes urteil über die beziehungen beider zu fällen.

Im nächsten kapitel (s. 30 ff.) geht dann die verf. auf ein abenteuer Lanzelot's mit einem weissen hirsche ein, das allerdings nur in einem weiter noch zu erwähnenden holländischen Lancelot erhalten zu sein scheint, und das sie in verbindung mit dem lai von *Tyolet* und gewissen Tristanversionen, namentlich der des Gottfried von Strassburg, bringt. Es folgt dann (s. 40 ff.) die erörterung der bedeutung des *Chevalier de la Charette* für die entwicklung der Lanzelotsage, welches gedicht zuerst deutlich vom liebesverhältnis des helden zu Guinevere, der gemahlin des königs Artus spricht, während Ulrich nur von einer entführung der königin zu erzählen weiss, bei deren befreiung Lanzelot eine blosse nebenrolle spielt. Im weiteren verlauf ihrer darlegungen (s. 55 ff.) tritt dann Miss Weston abermals den ansichten W. Foerster's entgegen, indem sie nachzuweisen sucht, dass, wenn auch der romantische bestandteil der Artussage kontinental sein mag, der mythische jedenfalls insularen ursprung habe und erst allmählich »arthurisiert« worden sei.

Die folgenden kapitel (s. 89 ff.) sind dann der betrachtung der 'Prose Lancelot' — man ersieht erst aus dem zusammenhang, dass der franz. prosaroman damit gemeint ist — gewidmet, von dessen zahlreich vorhandenen texten allerdings eine kritische ausgabe noch fehlt. Miss Weston's ausfuhrungen hierüber sind daher, wie sie selbst zugibt, nur als vorläufiger versuch zu betrachten. Was die kindheit des helden anlangt, wiederholt sie im wesentlichen das bereits früher über das verhältnis dieser dichtung zum *Parzival* gesagte, aus dem die »dümmlings«-geschichte entlehnt sei, und geht auch auf die beziehungen des Lanzelot zum *Bel Inconnu* ein. Die liebschaft zur königin soll erst eine spätere zu-

tat sein[1]); ursprünglich habe Gawain in diesem verhältnis gestanden (?), dann sei diesem Mordred gefolgt und endlich Lanzelot, vielleicht nach dem vorbilde Tristan's in dieser gestalt eingefügt. Bezüglich Lanzelot's suche nach dem heil. Gral (s. 119 ff.) bemüht sich die verf. dann, die hiervon abweichenden ansichten E. Wechssler's bekämpfend, darzutun, dass Galahad, der sohn jenes helden, als gewinner des Grals erst eingeführt wurde, als Lanzelot, wie die andern Artusritter, bereits mit jenem unternehmen in zusammenhang gebracht war, und zwar, weil letzterer wegen seiner sündhaften liebe zu Guinevere nicht selbst Gralkönig werden konnte.

Ein umfangreicher raum (s. 147—205) ist dann der besprechung des schon genannten holländischen Lanzelot, eines unendlichen gedichtes aus dem anfang des 14. jhs. von Jonckbloet 1850(?) herausgegeben, zugeteilt. Um die wichtigkeit dieses von den übrigen forschern angeblich übersehenen denkmals für die untersuchung der Lanzelotsage ins rechte licht zu setzen, vergleicht Miss Weston einzelne stellen daraus mit den entsprechenden von fünf andern bearbeitungen desselben gegenstandes: dem franz. druck vom jahre 1533; dem vom jahre 1513 nach den angaben O. Sommer's über denselben in seinem vergleiche mit Malory's text, mit *Malory's Morte Arthur*; mit der '*Queste del Saint Gral* ed. Furnivall' (ausgabe?) und der wallisischen '*Queste*' (ed. R. Williams). Da die darstellung der verglichenen abschnitte nicht immer klar genug ist, um sie ohne zuhilfenahme der obigen quellen verstehen zu können, und da den zitaten meist seiten- oder verszahl fehlt, ist es nicht leicht möglich, sich ein bestimmtes urteil über die folgerungen der Miss Weston zu bilden, zumal sie auf eine erschöpfende untersuchung des ganzen ihr zu gebote stehenden stoffes verzichtet. Indessen scheint doch so viel daraus hervorzugehen, dass Malory weit weniger selbständig ist, als Sommer annahm, da für manche züge parallelen aus den übrigen erwähnten texten, besonders aus dem mnl. gedicht, nachgewiesen werden (z. b. s. 155; vgl. jedoch s. 158 u.).

Als praktische ergebnisse ihrer studien stellt dann die verf. auf s. 212 folgende punkte zusammen: a) die geschichte von Parzival sei früher zu datieren, als bisher angenommen; b) varianten in der erzählung seien schon früh, zum teil vor Chrétien's versionen,

[1]) Schon von G. Paris, Romania X 465 ff., so dargestellt.

eingeführt worden; c) die geschichte von Parzival sei von besonderer wichtigkeit in der allgemeinen entwicklung des Artuskreises; d) in den gegenseitigen beziehungen zwischen der geschichte von '*Perceval-Grail*' und der von Lanzelot liege der schlüssel für die definitive gestaltung des gesamten kreises. Als 'appendix' folgt hierauf (s. 215—247) eine knappe inhaltsangabe des II. buches (das I. ist nicht erhalten) des vorhin bezeichneten holl. Lanzelot, über 42 000 verse umfassend, worauf ein 'index' das buch beschliesst.

Obwohl Miss Weston's untersuchungen mancherlei nützliche beobachtungen und anregungen bieten, werden sie anderseits auch manche bedenken und widersprüche hervorrufen, worauf bereits ein paarmal kurz hingewiesen ist, auf die aber hier kaum der ort ist weiter einzugehen, da von den Lanzelot- und Graldichtungen in engl. sprache einzig Malory in betracht gezogen ist: weder der von Skeat (E. E. T. S., Or. Ser. 6) herausgegebene *Lancelot of the Laik*, noch Lonelich's '*History of the Holy Grail*' (ed. Furnivall, E. E. T. S., Extr. S. XX, XXIV etc.) werden genannt. Möglich, dass sie für die behandelten fragen von untergeordneter bedeutung sind; indes hätte dieser umstand wenigstens ausdrücklich vermerkt werden müssen. Selbst Tennyson's umdichtung hätte, wenn sie für die forschung nach der herkunft der sage auch unberücksichtigt bleiben muss, doch jedenfalls bei einer abschliessenden darstellung des gegenstandes etwas mehr als die abweisende notiz auf s. 114 verdient, da wir aus der behandlungsweise des modernen dichters den poetischen wert des Lanzelotstoffes ermessen können.

Aber auch sonst ist das vorhandene einschlägige material keineswegs von der verf. hinreichend ausgenutzt worden, was um so mehr hervorgehoben werden muss, als Miss Weston auf ihre vorgänger geringschätzig herabblickt (z. b. s. 150 anm. 1), weil sie sich jenen holl. Lanzelot haben entgehen lassen. So ist ihr z. b. Ulrich Füeterer's prosaroman, kritisch von A. Peter bereits 1885 herausgegeben, ganz unbekannt geblieben; ebenso manche abhandlungen über Ulrich von Zatzikhoven und sein verhältnis zu Hartmann's Erec (A. Gruhn, Zschr. f. d. alt. XLIII, 265 ff.) und zu Wolfram's Parzival (S. Singer, Bemerkungen zu W.'s Parz., i. Festgabe f. Heinzel, Halle 1898), von älteren schriften, wie z. b. von der J. Bächtold's, zu geschweigen. Zum vielzitierten mnl. Lanzelot findet man genauere angaben als bei Miss Weston bequem in Paul's Grundriss II 1, 458 f. (Jan te Winkel); neuer-

dings führt der jahresbericht über germ. phil. für 1900 auf s. 425 f. (XII 44) bemerkungen J. Franck's an — allerdings ohne notiz des fundorts. Ein mnl. spiel von 'Lanseloet van Denmarken' (l. c. 476) scheint allerdings mit unserer sage nichts zu tun zu haben. Für die romanischen literaturen überlasse ich andern rezensenten die nachlese.

Auch in andrer hinsicht fehlt es dem vorliegenden buche, selbst innerhalb der von der verf. sich selbst gesteckten grenzen, an eindringlichkeit und abrundung. So wird der anscheinend altertümliche zug vom ursprung des beinamens *du Lac* zwar wiederholt als solcher angeführt, aber nicht weiter verfolgt. Dies wäre besonders deswegen von wichtigkeit gewesen, weil der nachweis einer irischen oder wallisischen quelle dafür auch den des insularen ursprungs der gestalt Lanzelot's, der, wie erwähnt, geleugnet wird, in sich geschlossen hätte. Ebenso fehlt es der form und darstellung an sorgfalt. Die bibliographischen notizen sind, ausser an den schon angedeuteten stellen, auch sonst unvollständig (z. b. s. 117 anm.); öfters wird derselbe gedanke in unnötiger breite wiederholt (vgl. s. 97 u. 124, 145 u. 184, 159 anm. u. 198 anm, 208 anm. u. 210 u.). Andere flüchtigkeiten (?) finden sich s. 80 anm. 2 *Aginon* f. *Aymon*, 123 *viâ* f. *via* (nom.); 127 anm. *Comites* f. *Comitis (?)*; selbst im engl. ausdruck: s. 19 (2) *a isle*, s. 135 (vorl. satz) erg. *do* vor *not;* s. 154 (oben) *Lancelot proposes that each of the six knights . . . shall each ride forth* etc., — die wohl nicht alle als druckfehler zu entschuldigen sind.

Man sieht, dass Miss Weston nach ihren eignen leistungen kaum ein recht hat, auf s. 150 anm. 1 zu sagen: "... *The result of my examination . . . has been to seriously shake my belief in the soundness and reliability of foreign criticisms of the Arthurian cycle.*"

Gr.-Lichterfelde, August 1902. J. Koch.

---

F. J. Snell, *The Age of Chaucer (1346—1400).* With an Introduction by J. W. Hales. London, Bell, 1901. XLVIII + 242 ss. 8°. Pr. 3/6.

Das vorliegende buch gehört zu der vom verf. der einleitung herausgegebenen sammlung von 'Handbooks of English Literature', von denen bereits einige (Masterman's Milton, Garnett's Dryden, Dennis' Pope, Herford's Wordsworth und Walker's Tennyson) mehr-

fach aufgelegt und zum teil auch schon früher in dieser zeitschrift besprochen worden sind. Dieser umstand, verbunden mit den, soweit mir bekannt, meist günstigen urteilen über diese erscheinungen, beweist, dass diese einem in England vorhandenen bedürfnisse entsprechen, zumal sie sich, von jedem gelehrten beiwerk frei, an einen grösseren leserkreis wenden.

Hier in Deutschland werden wir aber bei der einschätzung dieser Handbooks, besonders des 'Age of Chaucer', einen etwas anderen massstab anlegen müssen, da sie weniger für ein allgemein gebildetes publikum als für den studierenden und den lehrer der neueren sprachen bedeutung haben, denen nicht nur mit inhaltsangaben und allgemeinen betrachtungen gedient ist, sondern die auch positivere angaben und literarische nachweise verlangen. Da diese, bis auf gelegentliche vermerke, aber prinzipiell ausgeschlossen erscheinen, so will ich gleich von vornherein hervorheben, dass das hier zu besprechende buch für ernstere studienzwecke nicht ausreicht, will jedoch gleich hinzufügen, dass es sonst das wissenswerteste in ziemlich übersichtlicher und anregender darstellung zur anschauung bringt, wenn auch wesentlich neue gedanken darin nicht auftauchen.

Am bedeutendsten scheint mir die 'Introduction', in der uns Hales in grossen zügen die geschichtlichen verhältnisse, die soziale lage und die sprachliche entwicklung Englands zur zeit Chaucer's vor augen führt. Er legt hier dar, dass unserm dichter mit unrecht der name eines vaters der engl. poesie beigelegt werde, da er vielmehr nur ein bindeglied zwischen der älteren engl. literatur und der der neueren zeit bildet. Gegenüber jener noch immer verbreiteten auffassung dünkt es mich nicht unwesentlich, dass die kontinuität im werdegang des engl. schrifttums nachdrücklich betont wird. Weiter zeigt uns dann Hales, dass die politische bedeutung, welche England unter Eduard III. erlangte, nicht am wenigsten dem umstande zu danken sei, dass adel und bürgertum, Normannen und Sachsen einmütig dem gemeinsamen feinde gegenübertraten. Namentlich trug auch das rasche emporblühen des handelsstandes, dessen vertreter immer grösseres ansehen gewannen, hierzu bei. Endlich ist dies auch die periode, wo die landessprache sich von der rivalität eines ausländischen idioms zu befreien wusste, so dass nun Englisch auch für den schulunterricht und allgemein für die '*Inglis lede of Ingland*' gefordert wurde, was der verf. durch längere zitate aus dem Cursor Mundi, dem Pricke of Con-

science, aus Trevisa, Robert Mannyng u. a. nachweist. Er schliesst dann diese einleitung mit einer hindeutung auf den einfluss, den Chaucer auf spätere geschlechter ausübte, indem er ein paar stellen aus Spenser's dichtungen als beredte zeugen dafür anführt, in welcher achtung damals der ältere der beiden poeten noch stand.

Für weniger gelungen halte ich den hauptteil dieses buches in seiner ganzen anlage. Dass Chaucer's zeitgenossen — dem Gawaindichter, Langland, Barbour, Huchown, dem sog. 'Maundeville', Trevisa, Wyclif und Gower — eine eingehendere betrachtung gewidmet wird, ist natürlich und notwendig, um das damalige geistesleben und die verschiedenen literarischen geschmacksrichtungen im vergleiche mit den eigenen bahnen, die unser dichter einschlug, zur darstellung zu bringen. Bis auf den letztgenannten autor sind diese jedoch ohne jede merkliche einwirkung auf Chaucer geblieben, während manche namenlose erzeugnisse der zeit — wie romanzen, legenden, geistliche und weltliche lieder, soweit uns solche erhalten sind, — in weit engerer berührung mit gewissen seiner werke stehen. So bleibt z. b. der 'Sir Thopas' unverständlich, wenn man die damals so beliebten ritter- und abenteuergedichte, einen Sir Libeaus Desconnus, einen Sir Ipomadon, Orfeo, Launfal, Torrent, Gowther u. a., unbeachtet lässt. Die erzählungen der priorin und der (zweiten) nonne erscheinen isoliert, wenn man nichts von der reichhaltigen legendendichtung, die sich durch das ganze mittelalter in England verfolgen lässt, erfährt. Die besprechung der erzählung der frau von Bath wie auch des '*Sir Gawayn and the Green Knight*' hätte einen ausblick auf den Artussagenkreis nahegelegt — u. s. f. Aber ausser in wenigen andeutungen übergeht Snell alle diese erörterungen, für die das nähere eingehen auf die Robin Hood-balladen und die 'Tale of Gamelyn' zu anfang des I. buches keinen hinreichenden ersatz bieten kann. Ebenso vermisst man gänzlich den hinweis auf die einwirkung Chaucer's auf die gleichzeitige und die spätere englische literatur: Thomas Usk wird zwar in der 'Introduction' zitiert, Henry Scogan als die person genannt, an welche unser dichter eins seiner 'Envoys' richtete, aber nirgends ist von ihrer, wenn auch nur unbedeutenden eigenen schriftstellerei die rede. Hoccleve, Lydgate, könig Jakob I., Clanvowe etc. werden, wenn überhaupt, nur so nebenher genannt. Demgegenüber räumt der verf. den *Miracle Plays* ein vollständiges, 25 ss. umfassendes kapitel (IV.) ein, obwohl diese in der uns erhaltenen

gestalt zumeist dem 15. jh. angehören, und obwohl die dichtungen Chaucer's, bis auf eine anspielung in der '*Miller's Tale*', nichts mit dramatischen aufführungen zu tun haben. Auch dürfte die frage berechtigt sein, ob nicht in einem buche, das wesentlich der belehrung dienen soll, ein wenig mehr über den zustand der auswärtigen literaturen des 14. jhs., sofern sie stoffe und ideen für die englische geliefert haben, und über die wissenschaftliche bildung der zeit zu sagen gewesen wäre, als hier geschieht. Wird z. b. wohl dem nachdenklichen leser die blosse anführung von namen wie Deschamps, Machault und Froissart und einzelner ihrer schriften genügen? Kurz, Snell scheint sich entweder über die anforderungen bei der ausführung des von ihm bearbeiteten themas nicht recht klar geworden zu sein oder bei beschränktem raume das wichtige vom unwichtigen nicht scharf genug geschieden zu haben.

Bei seinen weiteren ausführungen muss man anerkennen, dass er bestrebt gewesen ist, die neuere forschung auf dem gebiete der me. literatur und sprache zu berücksichtigen, und dass er gelegentlich auch der tätigkeit deutscher gelehrter hierin gedenkt. Dass er hierbei mancherlei übersehen hat, anderes falsch beurteilt, soll dem verf. eines mehr populär gehaltenen buches nicht als schwerer vorwurf angerechnet werden; doch ist es wohl dienlich, etwaige benutzer desselben zu einiger vorsicht zu ermahnen. Ein paar beispiele — ich habe allerdings nicht jede angabe nachgeprüft — hierfür mögen genügen.

Bezüglich der echtheit der Barbour zugeschriebenen legenden und der fragmente des Trojanerkriegs ist die stellung Snell's (s. 16—17) schwankend. Wären ihm die abhandlungen von P. Buss (Angl. IX) und E. Köppel (E. St. X) bekannt gewesen, so hätte er wissen müssen, dass dem dichter diese stücke nicht nur auf grund von reimen, wie S. meint, mit recht abgesprochen werden. Wenn dagegen G. Neilson Barbour auch als verfasser eines Alexanderbuches darstellen möchte, so wären demgegenüber doch die untersuchungen A. Herrmann's (Berl. dissertation 1893, programm 1898) zu beachten gewesen.

S. 20 gibt Snell an, dass das unter dem titel *Pearl* bekannte gedicht so erst in jüngster zeit benannt sein soll, während es schon in Morris' ausgabe von 1864 so heisst und meines wissens stets unter diesem titel zitiert wird. Auffällig ist es dann, dass er sich unsicher über den verfasser dieser dichtung ausdrückt, ob-

wohl er die vermutung von I. Gollancz, der an Strode denkt, für unerwiesen ansieht, während die sonst herrschende annahme (so bei ten Brink, Brandl und Körting), dass die *Perle*, wie auch *Cleanness* und *Patience* vom Gawaindichter herrühren, ganz unerwähnt bleibt. Dass Snell die entsprechende stelle in ten Brink's literaturgeschichte kennt (I 435 ff.), geht daraus hervor, dass er diese dort geäusserte ansicht über die vorbilder der *Perle* anführt. Oder zitiert er nur nach Gollancz?

Auf s. 28 wird A. Brandl die anregung zugeschrieben, dass auch *St. Erkenwald* von demselben dichter verfasst sei, während diese idee tatsächlich von M. Trautmann (vgl. Angl. V, anz.) ausging und später von Fr. Knigge bestätigt wurde. Dass Snell nicht alle texte, deren inhalt er anführt, selbst gelesen hat, geht aus dem in rede stehenden abschnitt hervor, der eine fast wörtliche übersetzung aus Brandl's Me. literatur in Paul's Grundriss ist (II 663).

Auch das kapitel über das drama — wenn wir dessen ausführliche darstellung hier einmal gutheissen wollen — gibt zu manchen ausstellungen anlass. So werden z. b. die Digby-spiele auch nicht einmal dem namen nach neben den York-, Towneley-, Chester- und Coventry-plays (s. 82) angeführt. — S. 84 wird der ausdruck *Wakefield plays* gebraucht, und s. 86 folgt erst die erklärung, dass diese bezeichnung mit 'Towneley-pl.' identisch ist. — S. 89 werden die titel von ein paar moralitäten kurz zitiert, aber ohne die angabe, dass man diese 'Moralities' zu benennen pflege, und ohne irgendwie auf die unterscheidungsmerkmale von den 'Misteries' und 'Miracle plays' einzugehen. — Ebensowenig vermag sich Snell in die denkweise des englischen volkes im 14. und 15. jh. hineinzufinden, wenn er s. 92 von dem *bad taste* statt vom köstlichen humor des schäferspieles spricht, oder wenn er s. 95 sagt: '*Miracle plays were a marvellous mixture of irreverence and childishness.*'

Zur datierung von Gower's *Confessio Amantis* (s. 115) wäre nunmehr H. Spies' aufsatz in E. St. XXVIII 2 zu vergleichen, von dem auch Snell hätte notiz nehmen können.

Auch über Chaucer und seine werke will ich mich mit einigen zerstreuten bemerkungen begnügen. Zunächst halte ich es für einen fehler in der anordnung, wenn Snell die besprechung seiner prosaischen schriften vorwegnimmt und sie im zusammenhange mit denen andrer prosaiker, zwischen Trevisa und Wyclif, s. 55 ff., erörtert.

Wenn sich im allgemeinen auch gegen eine vom rein stofflichen oder formellen ausgehende einteilung nichts einwenden lässt, so hätte dieser standpunkt doch auch bei den dichtungen Chaucer's beibehalten werden müssen, so dass z. b. die Canterbury-geschichten mit der Confessio Amantis, die balladen mit denen Gower's in ein und demselben kapitel zu behandeln gewesen wären, mit denen sie überdies auch sonst einige berührungspunkte aufweisen. Wenn Snell dann, s. 55, das urteil fällt, Chaucer sei *a tolerably bad prose-writer*, so fehlt dafür eine hinreichende begründung. Vielmehr dürfte die schwerfälligkeit des ausdrucks im Boethius mehr auf die schwierigkeiten der übersetzung als auf des dichters unfähigkeit, sich gewandt und klar in prosa auszudrücken, zurückzuführen sein; vgl. z. b. M. Liddell's bemerkung zum 'Astrolabium', Globe Ed., p. LIII.

Im übrigen fehlt es in den vom verf. vorgetragenen ansichten an bestimmtheit und entschiedenheit; so hält er es noch für nötig, die von Morley willkürlich angesetzte jahreszahl 1332 für Chaucer's geburtsjahr anzuführen (s. 125); so bringt er verschiedene bereits von Sir Harry Nicolas als unerwiesen hingestellte tatsachen aus der jugendgeschichte des dichters wieder als möglicherweise richtig hervor, so: dass Ch. in Oxford, Cambridge und in Paris studiert habe; so die prügelei eines mönches in der Fleet street etc. (s. 127—28). Auch bezüglich des datums seiner heirat, über die verwandtschaft seiner frau und seines angeblichen sohnes Thomas fehlt es Snell an einer sicheren überzeugung (s. 130 ff.); doch wenn er die auch von mir vertretene ansicht, dass Chaucer erst von 1374 an als ehemann gelten könne, als 'guess' bezeichnet, so lässt sich mit mindestens demselben rechte die gegenteilige ansicht eine blosse vermutung benennen, da es hier nur darauf ankommt, welcher auslegung von gewissen dokumentarischen angaben man die grössere wahrscheinlichkeit zugestehen will. Damit steht dann auch im zusammenhang, dass der verf. die liebesklagen Chaucer's in der *Compleynte to Pite* u. a. als konventionell (s. 132 ff.) darstellt, während ich mit Furnivall, ten Brink u. a. guten kennern den innigsten gefühlsausdruck herauslese. Wenn er in seiner jugendzeit nur erkünstelte empfindungen hervorbringen kann, wo soll sich denn sonst sein wahres poetisches fühlen zeigen?

Um zu einem andern kapitel überzugehen, scheint es mir bedenklich, die in 7zeiligen strophen abgefassten erzählungen der C. T. von der erörterung der übrigen loszulösen und sie ohne

weiteres zu den früheren dichtungen zu stellen, wie Snell es tut (s. 152 ff.). Denn mögen sie zum teil auch vor erfindung der jene verknüpfenden rahmenerzählungen bearbeitet worden sein, einen sichern beweis dafür haben wir nur in der 'Cäcilie', die bekanntlich im prolog der legende von den Guten frauen unter den damals vorhandenen werken Chaucer's aufgezählt wird. Wären die *Griseldis* und die *Constanze* gleichfalls schon geschrieben gewesen, so hätte gewiss der dichter nicht verfehlt, sie dem ihn tadelnden liebesgott als verherrlichungen der frauentugend entgegenzuhalten. — Sodann bemerke ich, dass der inhalt der *Clerkes Tale* nicht immer richtig und klar wiedergegeben ist. Nicht nachdem beide kinder geboren sind, lässt Walter sie entfernen, sondern dies geschieht alsbald nach der geburt eines jeden von ihnen. Ferner muss der ausdruck *the blood of Janicle* (s. 154) jedem leser unverständlich bleiben, da der verf. es unterlässt anzugeben, dass Janicle der vater der Griseldis ist. Auch erhielt Walter nicht wirklich den päpstlichen dispens, sondern die absendung seiner boten zum römischen hofe war nur ein scheinmanöver.

Die angabe, dass der park im *Parlament der vögel* (v. 125) mit grünen steinen umwallt gewesen sei, bezog Hales in einem artikel aus dem jahre 1882 auf den park zu Woodstock, aber obwohl Furnivall und Skeat bedenken hiergegen äusserten, hat Snell diese durch nichts verbürgte annahme hier (s. 174) wieder aufgewärmt und scheint sie durch den hinweis, dass der fragliche Thomas Chaucer jenes schloss im jahre 1411 besass, stützen zu wollen!

Weiter unten (s. 208) befremdet dann das urteil, dass Chaucer's darstellung in der erzählung der frau von Bath derjenigen Gower's in seinem *Florent* an wert bedeutend nachstehen soll. In bezug auf die quelle dieses stückes sei der verf. auf die auch in dieser ztschr. besprochene sorgfältige untersuchung von Maynadier aufmerksam gemacht; in bezug auf die quelle der Parson's Tale auf die abhandlung der Miss Petersen, die an gleichem orte anerkennend angezeigt ist.

Indem ich ein paar fernere bemerkungen unterdrücke, will ich noch darauf verweisen, dass der auf. s. 236 beginnende *Index* mancherlei lücken enthält; so sollte zu *Bath, Wife of* ausser s. 198 noch s. 206—7, bei *Thopas, Sir* ausser '222—23' auch s. 5 u. 25; *Chaucer, Thomas* ausser 130, 131 auch s. 174, etc. zitiert werden. — Endlich kann ich mich mit der modernisierung

der me. zitate durchaus nicht einverstanden erklären. Denn auf diese art muss der leser eine irrige vorstellung vom reim und versbau der dichter des 14. jhs. erhalten; ich will ein paar solcher fälle anführen: s. 15 (aus Barbour's *Bruce*) *manère*: *lavender*; s. 60 (aus Chaucer's *Gentilesse*, v. 3) *follow* verdirbt das metrum, es müsste *folw(e)* heissen; s. 137 (Leg. G. W.) l. *translat* st. *translated*; s. 178 (Troilus V 1843) sollen *buy*: *say*: *lay* reimen, ebenso s. 151 (C. T., E 36 f.) *particular*: *here*; s. 182 (H. F. II 137 ff.) *glad*: *made*, *country*: *thee* etc. Doch scheint Snell selbst mit sprache und versregeln nicht recht vertraut; so will er s. 90 (Miller's T., v. 3543) *haddë* vor *a* mit gesprochenem *e* lesen, während es statt dessen *hadde had* heissen müsste; ähnlich s. 117 (C. T., B. 3781) *there-innë* vor vokal; der vers ist vielmehr neunsilbig; s. 115 (aus Gower) st. *A bookë(!) for Englondës sake* l. *A book for Engëlondës s.*; s. 180 (H. F. v. 53) st. *Well worthë(!) of this thing great clerks* l. *W. worth . . . gretë clerkes* etc.

Ein paar druckfehler mögen den beschluss machen: s. 28 (mitte) l. *finds* f. *find*; s. 34, 2. abs. l. *alterations* f. *alteration*; s. 138 (unten) l. 5810 st. 8810 (verszahl im Rom. R.); s. 141 (oben) l. *de Meung*; s. 210, letzter absatz: ein *of* ist zu streichen!

Das buch bedarf also einer gründlichen durchsicht, um selbst nur dem 'general reader' empfohlen werden zu können.

Gr.-Lichterfelde, August 1902. J. Koch.

---

George Neilson, '*Huchown of the Awle Ryale*', *the alliterative Poet: A Historical Criticism of Fourteenth Century Poems ascribed to Sir Hew of Eglintoun.* Glasgow, James Maclehose & Sons, 1902. XV + 149 pp.

J. T. T. Brown, *Huchown of the Awle Ryale and his Poems, examined in the Light of recent Criticism.* Glasgow 1902. Private circulation. 27 pp.

Mr. Neilson's aim in '*Huchown of the Awle Ryale*' is twofold: first, to identify the poet and, second, to decide as to the works of which he was the author. That he was the "gude Syr Hew of Eglintoun", mentioned by Dunbar is antecedently probable, on the supposition that he was a Scotsman; but (1) Mr. Neilson supplies for the first time a detailed biography of Sir Hew Lord of Eglinton and (2) endeavours to find in his

biography a key to the interpretation of some of the principal poems, and corroboration of his theory that they are by the same author. As for the poets works, Mr. Neilson has far outstripped the conjectures of all previous writers together; and seeks to assign him no less than sixteen important alliterative poems, of which only ten have hitherto been claimed — not without dispute — as Scottish, and only one is the undisputed work of Huchown. His thesis he seeks to establish by proving "unity and correlation where others have failed or denied"; and he endeavours further to clinch his argument by the production of what he takes to be Huchown's copy of "Geoffrey of Monmouth" — one of the Hunterian MSS. — with rubrications which he supposes to be in Huchown's handwriting. As Mr. Brown points out — in his, so far as it goes, very fair and impartial examination of Mr. Neilson's argument — the handwriting cannot be tested; but Mr. Neilson rests his argument on the character of the annotations. Whether Huchown's or not, they are of remarkable interest; but can they fairly he claimed as necessarily "fragments of the alliterative poems in the making"? Might they not be the work of a critic who had read the *Morte Arthur?*

In an argument so elaborate, and dealing with so many obscure details as that of Mr. Neilson, there must be occasional defects and slips, and several of some importance are noticed by Mr. Brown. In the case of alliterative poems the argument from parallel lines must also be always weak, for the simple reason that alliteration greatly limits the choice of phraseology; and the argument from similar seemingly rare allusions is apt to be deceptive, from our limited knowledge of ancient literature and customs. Such considerations necessarily detract from the cumulative force of Mr. Neilson's ingenious and able rationale; and he also gives but a cursory attention to matters of language and style. No doubt those who have already devoted detailed consideration to the individual poems, will have something to say on his startling theory; but whether his conclusions be accepted in their entirety or not, his contribution to the discussion must be regarded as one of prime interest and importance.

T. F. Henderson.

F. Mebus, *Studien zu William Dunbar*. Dissertation. Breslau 1902. Kommissionsverlag von Preuss & Jünger. 103 ss. notenbeilage.

Die vorliegende, noch auf Kölbing's anregung entstandene promotionsschrift versucht im sinne des grossen verstorbenen (vgl. Engl. Stud. XX 439 ff.) einen teil der philologischen arbeit zu leisten, deren die werke des bekannten schottischen dichters trotz der hervorragenden ausgabe Schipper's noch bedürfen. Natürlich konnten — das verbot schon der beschränkte rahmen einer dissertation — nicht alle gedichte Dunbar's berücksichtigt werden. Es war also auswahl geboten, und diese ist von dem durchaus zu billigenden standpunkt aus getroffen worden, »zugleich verschiedene seiten der dichterischen wirksamkeit des autors nach möglichkeit hervortreten zu lassen« (s. 5 oben). So werden folgende neun gedichte besprochen: 1) *To the Princess Margaret on her arrival at Holyrood*, 2) *Beauty and the Presoneir*, 3) *To a Ladye*, 4) *To a Ladye quhen he list to fayne*, 5) *Inconstancy of Luve*, 6) *To the Queen Margaret*, 7) *To the Merchantis of Edinburgh*, 8) *In honour of the City of London*, 9) *The Merle and the Nychtingaill*, und zwar in der weise, dass bei jedem einzelnen gedichte erst über entstehung und form gehandelt wird, worauf dann die anmerkungen folgen.

Besonders angenehm berührt überall die selbständigkeit des urteils. An solchen stellen, wo auseinandergehende meinungen vorliegen (Schipper und Gregor), erfolgt eine gründliche prüfung derselben, wobei M. sich nicht selten der ältern ansicht Gregor's anzuschliessen genötigt sieht. Auch in der auffassung der stimmung manches gedichtes weicht er von Schipper ab. So meint der Wiener gelehrte, dass das gedicht *To a Ladye quhen he list to fayne* vom standpunkt der resignation aus in heitrer selbstironie geschrieben ist; M. dagegen behauptet und beweist auch, dass der ton des gedichtes durchaus ernst sei. Freilich hätte er ebendarum auch noch einen schritt weiter gehen und nach der feststellung, dass unser gedicht im stile jener typischen resignationsgedichte abgefasst ist, wie sie damals mode waren, ihm nicht autobiographischen charakter zuerkennen sollen, denn die schliessende wendung: "Quod Dunbar quhone he list to fayne" besagt doch nichts (vgl. auch O. Hoffmann's von M. nicht herangezogene dissertation: Studien zu Alexander Montgomerie, Altenburg 1894, s. 10 anm.).

Nicht minder interessant ist die vorliegende arbeit durch die reiche fülle von bemerkungen über Dunbar's technik, sowie sein verhältnis zu seinen vorgängern, zeitgenossen und nachfolgern (über Montgomeries abhängigkeit von ihm hat auch O. Hoffmann a. a. o. s. 24 gehandelt) und empfiehlt sich besonders durch die mit viel belesenheit und fleiss zusammengetragenen parallelstellen und zitate. Eine ausserordentlich dankenswerte beigabe ist der photographische abdruck der notenhandschrift zu dem ersten gedicht *To the Princess Margaret* etc.; dass — nebenbei bemerkt — die vom text freien noten am schlusse des liedes für eine nochmalige absingung des refrains bestimmt waren, wie M. (s. 8) vermutet, scheint mir weniger wahrscheinlich als die annahme, dass es sich um ein einfaches nachspiel handelt.

So bilden diese gründlichen studien ein wertvolles ergänzungsheft zu Schipper's ausgabe. Möchten sie bald in der veröffentlichung der ja bereits fertiggestellten besprechungen von *The Thrissil and the Rois* und *The Goldin Terge* eine ebenso schöne fortsetzung finden!

Pr. Stargard. M. Weyrauch.

---

Hermann Stanger, *Der einfluss Ben Jonson's auf Ludwig Tieck. Ein abschnitt aus Tieck's leben und dichten.* II. teil. *Der "Anti-Faust" 1801.* (Sonderabdruck aus den »Studien zur vergleichenden literaturgeschichte«, herausgegeben von Max Koch. Zweiter band, heft 1, pp. 37—86). Berlin, Duncker, 1902.

Der zweite teil der vorliegenden arbeit behandelt eine phase in Tieck's leben, die uns in den grundzügen bereits bekannt ist durch Rudolf Köpke's Erinnerungen, buch 3, kap. 1. Der spott der romantiker über die herrschende geschmacksrichtung in der literatur und ihre vertreter hatte die letzteren zu heftigen angriffen veranlasst, wobei namentlich Tieck so schlecht wegkam, dass er, in seiner eitelkeit verletzt über das geringe verständnis, das seine humoristischen komödien fanden, und durch die schmähungen geärgert, zur feder griff, um mit einer streitschrift die gegner zu vernichten. Doch »der augenblickliche zorn verrauchte, und jene blätter blieben unvollendet liegen, bis ihm später die lust kam, die unverbesserlichen philister mit dichterischem scherz anzugreifen. Im Sommer 1801 entstand der plan eines umfassenden humoristischen lustspiels, das er *Anti-Faust* nannte. Die fabel war aus

Ben Jonson's *The devil is an ass* entlehnt.« Auch dieses zweite stück blieb fragment und weiteren kreisen unbekannt, bis es mit der erwähnten streitschrift in Tieck's nachgelassenen schriften von Köpke publiziert und jetzt von St. zum gegenstand seiner abhandlung gemacht wurde. Fleissig und geduldig trägt St. eine menge material zusammen, um zeit und umstände der abfassung des *Anti-Faust* zu beleuchten. Das englische muster wird mit dem Tieck'schen stück verglichen und viele mühe darauf verwendet, auch den einfluss Goethe's ins nötige licht zu setzen. Als specimen eruditionis verdient die arbeit anerkennung; eine bereicherung der wissenschaft bildet sie nicht. Die breite darstellung und aufgewandte mühe stehen ausser allem verhältnis zu dem geringen interesse, welches das Tieck'sche fragment für uns noch haben kann. Etwas wesentlich neues bietet die ganze arbeit nicht.

Ist schon der wert des Tieck'schen stückes überschätzt, so ist das noch mehr der fall mit Ben Jonson selbst, wie aus den am schlusse der arbeit nur lose angefügten allgemeinen bemerkungen über den Engländer hervorgeht. Beim lesen des satzes (St. p. 85) »Wie durch Shakespeare unser drama eine neue blütezeit erlebte, so könnte durch die 'ewigen und grossen werken Jonson's' vielleicht unser lustspiel . . . . einmal zu ehren kommen« muss man wirklich lachen. Hoffentlich geht der wunsch nie in erfüllung! Ein englischer kritiker hat geschrieben: »The humour of Jonson has force and raciness enough, but will be most relished by those who are most amused by dancing-bears and other shows of that class.« Der mann hat nicht unrecht. Jonson machte den versuch, in England die römische komödie einzubürgern, und hielt sich streng an die muster eines Plautus, Terenz und Seneca, sowie an die die römischen komiker nachahmenden Italiener. Wie diese ist er geistreich, witzig und beredt, scharf in der zeichnung der haupt- und nebenfiguren, geschickt in der durchführung der intrigue bis in alle einzelheiten. Aber selbst in den gländendsten partien, wo wirklich die echte poetische glut durchbricht, ist er hart und eckig, geschraubt und übertrieben, selten natürlich, frei und ungezwungen. Wenn man auch nicht sagen kann, dass die charaktere unnatürlich seien, so stellen sie doch meistens zufällige auswüchse und abnormitäten, also spezialfälle der menschlichen natur dar. Sie entbehren daher der allgemeinen wahrheit und des allgemeinen interesses. Die derbe und groteske komik, die neigung zu obszönitäten erhöhen ihre geniessbarkeit auch nicht. Jonson's

komödien hinterlassen einem ganz den gleichen eindruck wie die italienischen des 16. jahrhunderts. Man liest sie aus literarhistorischem interesse, aber sie lassen einen kalt und vermögen nie ein herzliches lachen in uns zu erwecken.

Da St. die absicht hat, Jonson's lustspiele breiteren kreisen zu übermitteln (St. p. 86), und uns eine »nächste fortsetzung« seiner untersuchung in aussicht stellt, worin er beweisen will, dass »Jonson Molière vollständig kongenial und in vielen (was?) überlegen ist« (St. p. 84), so ist zu wünschen, dass er selbst sich zuerst über Jonson's stellung und wert besser orientiere.

Winterthur, 12. März 1902. E. Frey.

---

F. H. Pughe, *Studien über Byron und Wordsworth.* (Anglistische forschungen, hrsg. v. Johannes Hoops. Heft 8.) Heidelberg, Winter 1902. VIII + 167 pp. Preis M. 4.80.

That the stream of Poetry has run continous in England since the days of Chaucer has always been one of our proud boasts. No long and ravaging civil war, no red glare of the stake, no great social upheaval has ever trodden out and crushed the promise of seedling and flower. Yet two periods stand out as more creative than the rest, the age of the great Tudor Queen and the age of the last struggle with France.

The fact that Byron and Scott were writing at the time when the greatest and least merciful of conquerors was safe in English chains had a good deal to do with their vast continental vogue. It is scarcely too much to say that the study of Byron led foreigners or at any rate children of the south to find something in Shakespeare more than "a drunken barbarian". Besides being almost the first Englishman to enter into the whole life of Europe by sympathy and feeling, he was the first to teach the whole of Europe to grasp and love English letters. Before him certain French writers had been deeply affected by our thinkers but not much by our poets. Lastly his war against all despots and his death in a noble cause set the seal on the homage which was paid to the minstrel and the man.

That his genius was almost as wonderful as that of the Corsican himself became the belief of his contemporaries. Even Goethe in his old age lavished praise that was boundless; he did not

rebuke his daughter-in-law for setting the poetry of Byron on a level with his own. But "Où sont les neiges d'antan?" is the question that forces itself in the face of the critical reaction which hasgone so far. Did a whole continent once grow mad, to enlarge a great prelate's deep and imperishable words of wonder?

Dr. Pughe deals candidly with the matter and combines it with the no less interesting study of Wordsworth and his after-growth. He handles the environment of the two poets, their relation to old and new streams of thought, their views of nature and life, their value for their countrymen and the world. He has taken a good deal of trouble to consult good writers and opinions and has gathered helpful material.

No mention is made of one of the most notable essays ever written on Byron from the pen of Joseph Mazzini the famous Italian patriot. Neither Goethe nor Taine have borne better witness to his genius and social and political force. That essay was written at a time when many young men were shutting his pages at the counsel of Carlyle, and Newman was treating him as the champion of the special phase of unbelief against which it was his duty to wage battle. Nor is there any lack of grandeur in the scornful pages of the Apologia, sweeping Byron and the doubts of the natural man all at once aside, as shadows that need not trouble such as have found certainty and peace on the sacred and stormproof rock.

But Byron's foes of to-day dwell more on his æsthetic than his moral and speculative failings. That Byron was a slovenly artist at times can be doubted by none that combine a ripe knowledge of the language with a sense of poetry and style. The scribe (cited on page 114) who calls him the greatest "form-genie" in the whole range of human letters can only be asked to restore the balance between his learning and taste or carry both to the back-woods. Nor is Byron the only genius among world-poets who his left some such bad verses behind him.

Nevertheless *Childe Harolde* may be rated as a continuous work as high as any English poem since the days of Milton. Neither *The Prelude* nor *Hyperion* nor *Prometheus Unbound* weigh so heavily in the scale of Rhadamanthus in the shades. Yet the three poets so clearly surpass Byron in the pure lyrical and inward gift that they may be called greater singers and bards in the strict sence.

So much has been written and talked about Byron before that Dr. Pughe's study of Wordsworth is more helpful to his purpose of spreading a knowledge of English on the banks of the Danube. Many German readers have been known to put aside Wordsworth as dull because they approach him in the wrong way and begin with his least great poems. Thus Dr. Engel in his manual (which is not wanting in merit) underrates Wordsworth absurdly: others do him a disservice by hiding his diamonds in his wool. As no poet in less even such as may wish to get a taste for him should buy his lyrical extracts and sonnets rather than his whole works.

Though Wordsworth was at no time popular and was overshadowed by his follower as a laureate and craftsman, it is scarcely the case that he fell into critical disfavour (page 158) in the years after his death. Writers like George Eliot and Charles Kingsley were soaked in his teaching: Edward Thring is said by old pupils to have read and cared for little else: as far as my knowledge of Cambridge and my father's old friends goes back the star of Wordsworth was as clear-shining as that of Byron sub nebula. It would not be hard to appeal to greater thinkers and judges than Dr. Pughe cites.

Few or no essays on Wordsworth surpass Walter Pater's graceful and critical leaves of appreciation. The fact that he was of Dutch lineage and free from all insular restraints in his view of letters and art might tempt foes and sceptics to read it and pass from mockery to prayer. He lays stress on Wordsworth's gift of showing the ideal that lurks under the garment of common-life and suggests that the landscape of Surrey might have suited him still better than his northern hills and mists with their glimpses of grandeur.

A good deal has been said of the return to nature which is usually bound up with the names of Wordsworth and Rousseau. But it must not be forgotten that Claudius the quaint old poet of Holstein (whose harvest and other hymns are sung in all free churches of the world) did the some battle against formalism on the side of freshness ond life. Then Burns with his high-land Mary and heather and Scotch drink and rude impress of peasant-life was no less a protest against the spirit which saw no beauty in green-fields beside the glories of Fleet Street.

Yet in one sense this return bore the stamp of a fresh and

original idea. We do not in fact find much worship of nature with the old Greeks and Socrates (in a passage of the Phædrus) shows that he was as bad as Dr. Johnson. Flowers had no mystic meaning to them and rocks and rivers were not able to console. Even in the great chorus in the Oedipus Coloneus it is the patriotic strain that is dominant. The narcissus and the golden-gleaming crocus are fair because the goddesses wore them that kept guard over Attica: even the sparkling sea owes no little of its charm to the goodly steeds that bound and sport through the meadows on its edge. It is well-known that Madame Maintenon was bored by the wonders of the Pyrenees and sighed for the straight alleys of Versailles. Nor is the love of wild nature as common as that of gardens and herbs and palaces and gems among the romance nations. Take even Voltaire's lines "O maison d'Aristippe, o jardin d'Épicure" in sight of the snowy Alps and the calm blue lake at Ferney which left room for some one else to crown Mount Blanc with a diadem and hear the soft chiding of a sister in those magical waters.

Dr. Pughe is conscious of this point of contact (page 75) between Byron and Wordsworth discrepant as they were in other ways. One was indeed stirred to more glowing depths of passion by such scenes; his Muse sometimes seems to resemble the strange vintage that is reared on the slope of a red old volcano. The other returned from his reverie with a soul more cheerful and loving to his daily interests and tasks. Both forms of thought may be found blended in the great nature-poems of Goethe in a larger and more lasting synthesis. Not only had he left the grim phantoms of death and doubt utterly behind him but viewed "the garment of Godhead" with eyes not tired by the mists of gray old dogmas and creeds:

> Ist denn die welt nicht übrig? Felsenwände,
> Sind sie nicht mehr gekrönt vom heiligen schatten?
> Die ernte, — reift sie nicht? Ein grün gelände,
> Zieht's sich nicht hin am tal durch wies' und matten?

Then a few stanzas further we come to those lines which reach to the root of the religious instinct (as far as we know it) in Man:

> In unseres busens reine wogt ein streben,
> Sich einem höhern, reinern, unbekannten
> Aus dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
> Enträtselnd sich den ewig ungenannten;
> Wir heissen es fromm sein, — solcher seligen höhe
> Fühl' ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

The vague insinuation of Pantheism has sometimes been made against this species of thought. Carlyle (as is well known) smiled and jested at the label and a living theologian notes in it "atheism grown sentimental". But Wordsworth seldom goes much further than a certain "laid petit Juif parlant le Grec des Syriens" in his speech on the hill of Ares in the city that had been "the eye of Greece". To say that "we live and more and have our being in God" is not the same thing as saying that God and Nature are terms to be interchanged by caprice. Thus the protest of Cato against praying in the desert (Juppiter est quodcumque vides quocumque moveris) must not be confused with the idea in the mystical hymn of St. Francis that the rain and the moon and the flowers bore witness to the Love that dwelt within them and was none the less their source and fount. Wordsworth in his Odes to Lucy has only the same touch of so-called Pantheism as St. Francis; he would not at any time have yielded to the ethical teaching of Spinoza (page 90) nor denied the obligation of each of us to bear our part in the fray. Goethe in the same way bids Man look up to "the Higher Beings whom we surmise" as Nature so clearly shed her bounties on all earth-born alike and gave no basis for conduct.

Yet Wordsworth was too deeply rooted in a long sacred tradition to treat such questions as open, however much he may have preferred the lessons of the fourth gospel to the darker tenets of Calvin. Like Arndt he could hope to be crowned in fields of bliss by his Lord with a faith that was little less than knowledge. And thus it is his privilege to sing like his own skylark in the clear blue, "soaring" but never "roaming" with the sceptics, still less dreaming of the day when he should fade like a famous "cloud" into the endless "azure of the past". At the same time he has been so helpful to many that stand outside all churches and chapels as well as to such as say long prayers, that he throws fresh light on the meaning of Cromwell's mighty words "So to be a seeker is to be of the next best sect to a finder; happy seeker, happy finder." It is easy to find poets whose wood-notes have been sweeter or more fanciful and wild; but none (as has been well said) brings more to rest on and makes us wiser and better in the heat and burden of the day.

For this reason we must welcome all attempts to convert the world to his charm. If Dr. Pughe's style is perhaps a bit cum-

brous and his matter not always in the best shape, his judgments are thoughtful and rest on no small knowledge and work. One or two lances must be broken with him in all kindness and good-will.

On page 38 he attributes a certain phrase to Disraeli which properly belongs to Canning. The famous line "A friend of every country but his own" is to be found ln the Anti-Jacobin along with certain other pieces whose humour has annoyed or escaped sundry German critics and readers.

On page 50 he is mistaken in suggesting that Byron's knowledge of ancient letters and thought was as slender as that of Keats. Though Byron was hardly an exact scholar he had read as much Latin and Greek at school and college as most men, certainly as much as most Germans who are not specialists in that field. Keats (as we all know) never studied in the technical sense of the word.

The criticism cited on page 65 "In part converted by Shelley in part by Wordsworth as preached by Shelley" is nearer to the truth than the suggestion that Wordsworth had much direct hold over Byron. The two men were too unlike to exchange photographs (so to speak) and gain a deep mutual influence, although they may have taken hints and phrases here and there from each other. The parallel passages brought forward (pages 94—101) are more curious than convincing of the point they were meant to prove; the phrase »sogar gesichert« is at any rate too strong.

To speak of Byron as "a thinker" in the face of Goethe's pithy saying that as soon as he thought he was a child is certainly questionable. But to quote Mrs. Oliphant's opinion (page 160) in the same breath or paragraph with that of so great a writer as Taine is more chivalrous than critical. If Dr. Pughe had ever learnt the spell of Florence and its treasures he would feel that certain household books may have a value of their own but must not be blended with the best master-works of scholarship and taste.

Still less final in such matters (although not utterly worthless) are the thumb-marks of workmen and shopmen (page 161) in the home of a great living statesman. Tried by the same test in Germany Rotteck would at one time have found more readers than Ranke; even nowadays it is certain the man in the street holds heresies about the rank and order of his poets.

Dr. Pughe seems shocked (page 156) that a brilliant critical causeur should have ranked Wordsworth above Schiller. But he must not forget that the world has never set the same store on Schiller as some of his countrymen: on modern æsthetical canons it is more than ever fashionable to slight him. The late Sir J. Seeley in his Essay on Milton many years back showed that the same fate had fallen to both poets in this respect; he thought the world looked chiefly at the artist and his countrymen at the moral fibre of the man. That Schiller's dramatic talent was less subtle than imposing, that he fell too much into the pitfalls of fever and flatness and unreality, that he was more of a rhetorician than a true poet are common criticisms from outside. Even such of us as feel more respect for him and find true poetry in »Sehnsucht« must allow that he has often been surpassed on the pure lyrical side. His voice is not of West Winds nor skylarks, nor sunflowers nor harpists nor moonlight, nor Rhine-rocks nor nightingales nor sea-foam. Beyond doubt Voltaire was a greater "esprit" and Lessing a greater critic than "the homely poet of Rydal" (as he is known); but they can scarcely be set beside him as poets at all. For Victor Hugo, a far stronger case can be brought against the claim that is urged by the son of an old friend of the Lakist. No neutral scholar will deny that Hugo is great as a lyrist and far more creative and inventive than any German except Goethe in the realms of drama and romance; only his lack of the highest wisdom and balance and art makes us hesitate to rank him with the great "sage-poets" of the world as the last of our own singers called them.

That Byron's boyhood belonged to an age of struggle and unrest would be more historical and clear than the language on page 162. In the same way Alfred de Musset in the burning pages of his Confession shows how the sands of Egypt and the snows of Moscow stirred the young spirits of the classroom. The remark that Tennyson's muse was the mirror of an age of peace and inward happiness and content must be modified in dealing with his master-piece Maud. It begins with the bitter conflict that was raging between feudalism and commerce in the heart of the nation and greets at the close the outbreak of "War in the Baltic" as likely to heal such sores for a while and bring back something of the older and more heroïcal virtues. Kinglake at

the outset of his well-known work on the campaign in the Crimea deals with this matter in detail.

One point more. Few passages are more unforgettable than that in which J. S. Mill speaks of his own deep debt to Wordsworth; but the account that is given of that influence on page 167 is not quite true to fact. At the period of his mental agony and the cheerful deliverance he had neither become tired of life nor an apostle of progress; he was simply a young man struggling against the tenets of his father. But the solemn suggestion of the oft-cited but less read philosopher Kant is Dr. Pughe's serious mistake. As J. S. Mill had a duel with a disciple of Kant on a question that lies at the root of this special dilemma, the sudden shock of that name just here is not happy or well-judged. Strange to say Treitschke fell more deeply into the same error of hinting at German influence in Mill who did not read German at all (as Brandes from a dialogue makes certain) and held metaphysics in low repute. Such knowledge as Wordsworth himself owned of German thinkers came filtered through the intellect of Coleridge and not from the source: as a Tory and strong church-man he would have relished Mansell's sharp bit of satire on the school "from over the sea".

To stir a middle course between impressionism and the rank overgrowth of research should be the aim of a good critic. If anything Dr. Pughe is apt to trust too much to other scholars and is not self-reliant enough. But he is a soldier in a good cause and deserves sympathy and respect. Many may learn from his zeal and toil and pure love of truth.

Frankfurt a. M., April 10th 1902.

Maurice Todhunter.

---

Alfred Austin, Poet Laureate, *Alfred the Great, England's Darling.* 5th Ed. London, Macmillan 1901. XX und 94 ss.

Dieses unter dem titel *England's Darling* im Januar 1896 zuerst erschienene und im verlauf des gleichen jahres noch dreimal aufgelegte drama ist verflossenen sommer zur millenniumsfeier König Alfred's des Grossen neu gedruckt und unter erweitertem titel in einer billigeren ausgabe veröffentlicht worden. Die kritik, die Austin's grösseren werken gegenüber ihren weihrauch von

jeher sparte, hat auch *England's Liebling* nicht gerade wie einen liebling empfangen[1]): man wagte ihm etwas am zeug zu flicken und ihm namentlich seine zweifelhaften dramatischen qualitäten vorzurücken. Selbstverständlich ergriff der aus dem *genus irritabile vatum* in der neuen vorrede die gelegenheit, seinen liebling von jenem flecken reinzuwaschen, indem er erklärte, er habe überhaupt kein drama, sondern ein erzählendes gedicht in dialogform schreiben wollen.

Diese äusserung scheint uns verwunderlich, wenn wir bedenken, dass der dichter damit die bühnenaufführungen seines werkes von vornherein von der hand weist, sich also des in unsern zeiten unmittelbarsten und wirksamsten mittels, populär zu werden, feierlich entäussert. Nun dürfte aber popularität weder Alfred dem kleinen noch Alfred dem grossen schaden; denn die vornehme zurückhaltung[2]), des ersteren ist kaum geeignet, ihn dem volke näherzubringen, und dass des letzteren angedenken seit einem jahrtausend in ununterbrochener überlieferung fortlebt und in den herzen seiner landsleute festgewurzelt ist (p. VII), dürfte eine kleine poetische hyperbel sein.

Zum glück ist Austin grossenteils in selbsttäuschung befangen; denn sein erzählendes gedicht in dialogischer form ist wesentlich dramatisch empfunden und leidlich bühnengerecht dargestellt. Wahrlich, *oleum ot opera* wären nicht verloren gewesen, und es hätte nur weniger federstriche bedurft, um den anforderungen der bühne auch an solchen stellen gerecht zu werden, an denen die szenenführung etwas lax wird: in I 3, wo der schauplatz launenhaft zwischen der stube und dem platz vor der hütte wechselt; dann in den ersten drei und in den beiden letzten auftritten des III. aktes, welche ohne weiteres in je éine szene verschmolzen werden könnten, wobei auch die bühnentechnisch etwas schwierige kahnfahrt umgangen würde. Damit bekämen wir ein drama, das — bei aller freiheit im ortswechsel — doch ein bühnengerechtes drama wäre und dem englischen publikum Alfred's des Grossen heldengrösse tausendmal eindringlicher verkündete, als es dem buch jemals gelingen wird.

---

[1]) Vgl. Academy, Febr. 1896; Review of Reviews, Febr. 1896.

[2]) Eine gebildete Engländerin schrieb mir vor kurzem: *We do not think much of Mr. Austin. No one does:* ein mit wenig worten viel sagendes urteil.

Die sprachlichen eigentümlichkeiten dieses von einem deutschen literarhistoriker als 'sprachkuriosum' bezeichneten werkes sind in früheren berichten eingehender erörtert worden, z. b. von W. Mangold im *Archiv* 96, 411, woselbst auch über Austin's leben und schaffen einiges mitgeteilt ist. In dem bemühen, den personen seines sächsischen dramas[1]) nur germanisches sprachgut in den mund zu legen, erblicke ich einen auswuchs des heutzutage allmächtigen bestrebens streng realistischer schilderungsweise. Dass bei alledem des dichters bemühen ein verlorenes liebesmühen war, insofern er eben doch romanische wörter einfliessen liess, ist nachgewiesen worden; dass es zu einem solchen werden musste, ist unschwer nachzuweisen. Wie seltsam muten im kontext dieser schwerter- und schlachtensprache zwei liebliche liedlein an, die mit strophischer gliederung, mit den zierlichsten reimlein, refrains und sogar mit modernen klangeffekten ausgestattet sind! Man höre:

Sing, throstle, sing,
  On the hornbeam bough;
But tell not the King
  Of a maiden's vow.
When the heart is ripe,
  Then the days are fleet:
Pipe, throstle, pipe!
  Sweet! Sweet! Sweet!

Es wird nicht anders sein: Schipper muss sich in seiner altenglischen metrik einige versehen haben zu schulden kommen lassen —! Das lied des harfners im IV. akt ist allerdings in stabreimversen abgefasst, doch bleibt auch hier unerklärlich, warum die alliteration nicht konsequent durchgeführt ist.

Hiermit habe ich mich auf das metrische feld verirrt. Da in den mir bekannten referaten das verstechnische element im *Alfred* noch nicht berührt wurde, so will ich versuchen, hierüber einige kurze bemerkungen anzureihen. Vom stabreim ist auch im blankvers häufig und recht glücklich gebrauch gemacht, so z. b. wenn vom s*ound and* s*ense and* s*oul of things un*s*een* die rede ist (p. 80), von der zeitepoche, b*ig with* bl*ows of* bl*ade and* b*attle-ax* (p. 26) oder von dem flinken Dänenmädchen, *too* f*leet for* f*eeble* f*eet to* f*ollow* (p. 22); auch hübschen tonalen effekt weiss Austin durch die alliteration zu erzielen, wenn er z. b. von der drossel

---

[1]) Beiläufig bemerkt, fehlen unter den *Personages* zwei redende personen: die eines gewissen Werewulf (p. 2) und die von Alfred's freund und biographen Asser (p. 48).

*silvery syllables of song* spricht (p. 6), oder von den wildbrausenden meereswogen *that, rolling round (the) rough irregular shore, run out and in* (p. 15) u. s. w. — Einer richtigen skansion seiner verse kommt der dichter durch kurzschreibungen wie *'twill, there's, you'll* entgegen; in andern fällen, namentlich beim artikel und bei den zeitwortformen *have* und *are*, geschieht dies nie, so dass verse wie die folgenden

By the rood! they are wise enough. O true Archbishop (p. 4).
Over the waste they have made. Thank Heaven! you are safe (p. 37).

leicht verlesen werden können. — Im allgemeinen verdient der versbau des dichters als elegant und flüssig gelobt zu werden. Weniger glücklich geratene verse laufen nur selten unter. Unvollständige fünfheber sind merkwürdig oft, besonders am rede- oder szenenschluss, vertreten; aber man zerbreche sich hierüber nicht den kopf: es ist nichts als eine regung vornehmer nonchalance, welche den poeten den griffel beiseite werfen lässt, sobald er seine szene beendigt hat, unbekümmert, ob er mit einem normalvers oder mit einem metrischen krüppel schliesst!

Die dichterische sprache ist edel, aber schlicht und jedenfalls nicht mit bildern überladen; ihre metaphern sind gern dem leben der pflanzen entnommen, was von seiten des passionierten gärtners und landwirts, des sängers so vieler gartenlieder zu erwarten ist. Hieraus findet auch der umstand seine erklärung, dass gerade die idyllischen szenen und die lieblichen gestalten, wie die Dänenmaid Edgiva, dem dichter am besten gelungen sind.

Um den gesamteindruck, den die lektüre des dramas auf den berichterstatter gemacht, in kurze worte zusammenzufassen: *Alfred the Great* ist ein schlichtes epigonenwerk, das mit ehrlicher begeisterung geschrieben ist, das eines gewissen dramatischen zuges nicht entbehrt und viele einzelschönheiten aufweist, aber keinerlei höhere prätensionen erheben darf. Dass aus den wertvollen rohstoffen der geschichte ein erhabenes bauwerk hätte gezimmert werden können, steht für mich ausser frage. *Sēc gif þū dyrre!*

Ansbach, Februar 1902. Armin Kroder.

## NEUERE ERZÄHLUNGSLITERATUR.

Leonard Merrick, *When Love flies out o' the Window.* Tauchnitz Edition, vol. 3572. Leipzig 1902. Preis M. 1,60.

Mrs. W. K. Clifford, *Woodside Farm.* Desgl., vol. 3584. Preis M. 1,60.

"When Poverty comes in at the door, Love flies out of the window," sagt ein englisches sprichwort, das offenbar Leonard Merrick vorschwebte, als er sich für den pretiösen titel seines jüngsten romans entschied. Er hat es auf den kopf gestellt und uns damit die frage aufgegeben, wie wir den vordersatz wohl zu ergänzen haben. "When Love flies out o' the Window" . . . ja, was geschieht dann? Tritt dann die armut zur tür herein? Der roman zeigt das gegenteil. Meenie Weston, die ehemalige chantantsängerin in Paris, gelangt in New York zu geld und ansehen; ihr mann, Ralph Lingham, früher winkelblattkorrespondent an der Seine, erringt mit seinem nach einem roman zugeschnittenen drama am Hudson einen grossen erfolg ("biggest kind of a hit" nennt ihn die amerikanische revolverpresse). Es bleibt uns nur eine ergänzung übrig: »Fliegt die liebe zum fenster hinaus« — so tun eheleute am besten daran, auseinanderzugehen, denn die trennung verrichtet manchmal wunder oder, wie der volkstümliche dichter des *Long, long ago* sagt: "Absence makes the heart grow fonder." Im ernst, Leonard Merrick, der verfasser des *Actor-Manager,* ist zu geschmackvoll, um uns solche platitüden vorsetzen zu wollen. Der sinn seines buches kann nur der sein: Künstlerehen sind ein gebrechlich ding und tragen häufig den keim zu zerwürfnissen in sich. Im *Theaterdirektor* war derselbe vorwurf mit ungleich grösserer folgerichtigkeit behandelt. Hier war die verschiedenheit der charaktere von mann und frau wirklich eine zwingende veranlassung zur trennung. Der anständige bühnenleiter musste seine hohle gattin, die nach paraderollen ausschaute, gründlich verachten. Und wie es meistens zu geschehen pflegt, wenn man eine ansprechende geschichte wiederholt: der zweite aufguss fällt dünner, matter aus. Meenie und Ralph brauchten nicht auseinanderzugehen, denn die liebe ist gar nicht zum fenster hinausgeflogen; lediglich der gedanke, dass seine frau mehr verdient als er, schafft dem schriftsteller vorübergehend unbequemlichkeiten. An die stelle des psychologischen zwanges ist also die laune, der psychologische zufall getreten. Danach kann es keinem zweifel unterliegen, dass

uns *Der theaterdirektor* künstlerisch höher stehen muss. Die formelle geschicklichkeit des minderwertigeren buches soll deshalb nicht unterschätzt werden. Leonard Merrick ist ein angenehmer unterhalter, der nie dem fluch der langeweile verfällt. Zudem weiss er in der welt oder doch in seiner welt, dem kulissenreich, gut bescheid und führt uns gleich gewandt in Paris, London und New York herum. Verdrossen hat mich nur der wink mit dem zaunpfahl (s. 122), der sich an die adresse von baron Tauchnitz richtet: wir lassen uns auch durch die neuerung einer reklameseite nicht beeinflussen — wie Leonard Merrick aus diesen zeilen ablesen mag.

Auf die bekanntschaft mit Mrs. Clifford war ich eigentlich gespannt; ich dachte in ihr eine englische Mrs. Craigie zu finden. Jetzt, nachdem ich *Woodside Farm* genossen, halte ich es mit dem ehrbaren landvolk von Chidhurst: "Writing books, which was not work at all, but the sort of thing that people did when they had nothing else to do." Und noch ein andrer satz aus ihrem eignen roman scheint mir auf die verfasserin wie gemünzt: "There are a whole heap of women who want to do things for the sake of getting a little more money than they really want, or because they like being talked about, or for some other reason that doesn't hold water, and they do it under easy conditions, and snatch the chances from the women who do it for their bread and butter. I think they are an immoral lot myself." Sollte es sich hier um eine selbstcharakteristik handeln, so verdienen der mut und die schärfe dieses bekenntnisses unsre hochachtung. Der roman selbst macht einen erschreckend dilettantischen eindruck. Er läuft auf die verschiedenheit zweier temperamente hinaus wie Rhoda Broughton's *Foes in Law*. Aus den feindlichen schwägerinnen sind stiefschwestern geworden: Hannah puritanisch fromm, sittenrichterlich und prüde, Margaret ein holdes landkind, freidenkerisch, mit gesunden trieben. Diese wesenskluft wird noch erweitert dadurch, dass ein mann zwischen beide tritt und sich von Margaret's natürlicher art angezogen fühlt, obwohl er es anfänglich auf Hannah abgesehen hatte. Mrs. Clifford steht selbstverständlich mit ihren sympathien durchaus auf Margaret's seite. Der aufgeklärte Engländer, der seine zeit nicht mehr wie Francis Bacon für eine zeit der "corruptela theatri" hält, fühlt sich einer Hannah Barton gegenüber gewiss als überlegenes wesen, die verfasserin des romans mag ihm sehr fortschrittlich scheinen. In wirklichkeit ist sie recht rückständig, sonst brauchte sie es nicht für der mühe wert zu halten,

solche karikaturen an den pranger zu stellen. Das ist ja überhaupt das elend der zeitgenössischen belletristik in England, dass noch kaum ein hauch von moderner weltanschauung bis zu ihr gedrungen ist. Alle erfindungen der neuzeit kommen diesen menschen zu gute; sie handeln modern, aber sie denken häufig noch wie die romantypen des 18. jahrhunderts. Und denken sie einmal modern, wie etwa in Hardy's *Jude the Obscure*, so gebricht es ihnen an mut, die konsequenzen ihres denkens auf sich zu nehmen: sie betrachten sich als opfer ihrer eignen ideenwelt.

Berlin, 10. Dezember 1902. Max Meyerfeld.

---

## METHODIK DES UNTERRICHTS.

Otto Jespersen, *Sprogundervisning.* København, Det Schubotheske Forlag, 1901. 186 ss. kl. 4°.

Otto Jespersen, der bekannte phonetiker und sprachgelehrte, ist der hauptführer und vorkämpfer der reformbewegung im neusprachlichen unterricht für Dänemark wie für ganz Skandinavien. Mit dem Norweger Western und dem Schweden Lundell begründete er 1886 bei der philologenversammlung zu Stockholm eine kleine gesellschaft, die die neuen, von Deutschland ausgehenden gedanken aufnehmen, fortführen, den skandinavischen verhältnissen anpassen und die neue unterrichtsmethode praktisch ins schulleben verpflanzen sollte. Seitdem hat er nicht gerastet, immer und immer wieder für sein ziel zu kämpfen und es immer weiteren kreisen verständlich zu machen. In dem vorliegenden schönen buche, das mit grosser gewandtheit, begeisterung und einer gewiss auch viele nichtfachleute anziehenden frische und lebhaftigkeit geschrieben ist, legt er nun, nachdem er vorher schon oft in abhandlungen, kleinen einzelschriften und lehrbüchern diese und jene sonderfrage behandelt, in zusammenfassender form seine anschauungen und erfahrungen über den neusprachlichen unterricht nieder. Obwohl es für deutsche schulmänner, die an der reformbewegung anteil genommen haben, kaum viel neues bringt, ist es doch ein sehr schätzenswertes buch, vor allem auch deswegen, weil es sich von übertreibungen, an denen gerade manche der neueren deutschen schriften leiden, fernhält, dem lehrer in der anwendung der neuen methode sehr grosse freiheit lässt und ganz besonders hohen wert auf mannigfaltigkeit und vermeidung jeder

einseitigkeit legt. Aus diesen gründen und ausserdem, weil es wegen seiner abfassung in dänischer sprache bei uns doch wohl nur wenige leser finden dürfte, glauben wir gut zu tun, wenn wir an dieser stelle über seinen inhalt berichten, um nachher einige eigene sachliche bemerkungen daran anzuknüpfen. Ist doch das interesse an diesen fragen gerade in jüngster zeit wieder ganz besonders rege geworden.

Die einleitung gibt eine kurze geschichte der reformbewegung in Dänemark und handelt dann über die verschiedenen namen, die man ihr gegeben hat; ein besonders schöner war uns bisher unbekannt: Quousquistik, im anschluss an Vietor's schrift *Quousque tandem*, die zugleich den namen für jenen ersten, obenerwähnten skandinavischen reformverein hergegeben hatte. Auf den namen aber komme es gar nicht an; viel wichtiger sei der zug ihres wesens, dass sie nicht, wie sämtliche früheren methoden, das werk eines einzelnen mannes sei, sondern dass sie dem zusammenwirken vieler ausgezeichneter geister, schulmänner wie gelehrter, ihr dasein verdanke. — Über die zwecke, die überhaupt beim erlernen fremder sprachen verfolgt werden, äussert er sich sehr sachgemäss, indem er die sprache als das vollkommenste, reichhaltigste und beste bindeglied und verkehrsmittel zwischen den menschen auffasst. Daraus ergibt sich, dass die sprachen nicht um ihrer selbst willen gelernt werden, sondern dass sie nur als mittel zu dem höheren zwecke dienen, »zugang zu eröffnen zu dem innersten verständnis der besten gedanken und einrichtungen fremder nationen, zu ihrer literatur und kultur, im weitesten sinne zum geiste dieser völker«.

Als ausgangspunkt für die entwicklung der neuen gedanken nimmt er die bekannten und berüchtigten lehrbücher alten stils mit ihren oft geradezu sinnlosen einzelsätzen, mit vielen falschen oder überflüssigen formen und wörtern und mit ihren stilwidrigkeiten und würdigt sie unter vorführung zahlreicher beispiele nach gebühr. Nicht einzelsätze, sondern verständige, zusammenhängende stücke müssen für den unterricht gewählt werden, und zwar gleich von vornherein. Kinderreime sind dabei ganz gut verwendbar, nur sollen sie echt und nicht in übermässiger zahl vorhanden sein. Auf die einübung des grammatischen systems ist nicht der hauptwert zu legen, sondern auf das verständnis. Die sogenannten unregelmässigkeiten dürfen nicht besonders stark eingepaukt werden; veraltete formen *(skimlede fortidsrester)* sollen ganz unberücksichtigt

bleiben. — Ein ganzer abschnitt ist ferner den ausführungen gewidmet, die nachweisen sollen, dass auch das übersetzen nicht das hauptziel des unterrichts ist, sondern dass das unmittelbare verständnis, ja das denken in der fremden sprache als enderfolg angestrebt werden müsse. An stelle des übersetzens soll vielmehr anschauungsunterricht treten, unmittelbarer oder mittelbarer an bildern. Wortbedeutungen sollen aus dem zusammenhange erfasst, erklärungen wesentlich durch umschreibungen in der fremdsprache gegeben werden. Wie das durchzuführen sei, wird an einer sehr hübsch ausgearbeiteten lehrprobe gezeigt. Ganz braucht indessen auf das mittel der übersetzung doch nicht verzichtet zu werden. Als prüfstein, ob das verständnis wirklich erreicht ist, kann man sie verwenden, doch sind andere übungen, lesen, singen, chorsprechen, auswendiglernen, variationen u. dgl., immer vorzuziehen. Als schriftliche übungen dienen diktate und freie arbeiten. Auch fragen und antworten sind sehr vorteilhaft, schliesslich auch grammatische variationen. Die grammatik ist überhaupt das schwierigste kapitel bei der neuen methode. Ganz kommt man doch nicht um sie herum, und Jespersen hat sich sehr gut mit dem problem, wie man sie da treiben muss, abgefunden (abschnitt VIII u. IX); es geschieht in genauerer ausführung der schon oben angedeuteten grundgedanken. Das vorletzte kapitel endlich beschäftigt sich eingehend mit der frage, ob phonetik und lautschrift in die schule gehören. Jespersen bejaht sie, betont aber durchaus, dass man nur die allerwichtigsten tatsachen vorbringen und eine ganz einfache umschrift verwenden solle; allen einwänden, die man dagegen erhoben, weiss er diese oder jene gründe entgegenzusetzen. Der schlussabschnitt handelt noch kurz von der lektüre, sowie von den sprechübungen, die damit zu verbinden sind, und wendet sich dann sehr scharf gegen die dänischen, allerdings überaus schematischen und kleinlichen prüfungsvorschriften, indem er zu einer gründlichen reform auch in dieser beziehung auffordert. Zuletzt werden sodann die hauptgedanken, die in dem buche niedergelegt sind, noch einmal ganz knapp und treffend zusammengefasst.

In allen wesentlichen dingen erklären wir uns mit Jespersen's ausführungen einverstanden, da er nicht in die einseitigkeiten der fortgeschrittensten reformer verfällt und vor allem nicht in der äusseren sprach- und sprechfertigkeit das hauptziel des neusprachlichen unterrichts erblickt, sondern die allgemeine und die Ver-

standesbildung in gleichem masse berücksichtigt, während die neueste errungenschaft auf unserem gebiete sich in einem erlass des französischen kultusministers G. Leygues bekanntlich folgendermassen ausnimmt: "*On ne doit pas en* (d. i. der neusprachliche unterricht) *faire un instrument de culture littéraire ou de gymnastique intellectuelle* [1])". Gleichwohl lässt sich über manchen punkt in Jespersen's buch noch dies oder jenes bemerken. Zunächst möchten wir da feststellen, dass jene geistlosen einzelsätze, wie sie etwa die methode Ollendorff gepflegt, wenigstens bei uns in Deutschland aus den schulen längst verschwunden sind; auch der so oft mit hierher gerechnete gute alte Ploetz hat infolge moderner bearbeitungen ein ganz anderes, zweckmässigeres gewand erhalten. Bei der grossen und wichtigen frage nach dem wert und unwert der übersetzungsübungen behauptet Jespersen, dass die mit dem übersetzen verbundene gedankenarbeit die kraft der kinder weit übersteige. Dass dies wirklich so sein sollte, dem scheint mir die alte praxis, insbesondere im klassischen sprachunterricht, entschieden zu widersprechen; denn die erfolge, die man damit erreicht hat, sind nicht ganz schlecht, wie man allgemein, so z. b. auch in dem erwähnten französischen ministerialerlasse, anerkannt hat, und ich meine gerade, dass die schwierigkeiten, die zweifellos damit verbunden sind, ein ausgezeichnetes mittel zur schärfung des verstandes und zur übung der aufmerksamkeit sind. Andererseits stehe ich noch immer auf dem standpunkt, dass auch die reformmethode tatsächlich nicht um diese schwierigkeiten herumkommt. Denn in den weitaus meisten fällen ist das sogenannte unmittelbare beherrschen der fremden sprache, das denken in ihr sicherlich nicht vorhanden, sondern es handelt sich dabei immer nur um ein unwillkürliches, überaus geschwindes übersetzen in sie. Dass das denken in der fremden sprache in der schule erzielt werden könne, glaube ich nicht. Wenn der reformschüler gewisse, vielleicht selbst recht zahlreiche phrasen und wendungen scheinbar unmittelbar gebrauchen lernt, so ist das im grunde nichts anderes, als wenn der humanistische gymnasiast schliesslich mit gleicher sicherheit *ut* und *cum* mit dem konjunktiv konstruiert. Gerade auch die richtigkeit des vergleiches, den Jespersen s. 48 vorbringt, im fremden lande gewöhne man sich sehr bald so an die fremde

---

[1]) S. Zeitschr. f. franz. u. engl. unterricht I, s. 65 ff.

währung, dass man sich die preise gar nicht mehr in die heimische umzusetzen brauche, um ihre angemessenheit richtig abzuschätzen, möchte ich aus eigner erfahrung und beobachtung entschieden in abrede stellen; selbst in Deutsch-Österreich, wo doch für den Reichsdeutschen nur die verschiedenheit der währung, nicht auch der sprache in betracht kommt, dauert es recht lange, bis man sich an den tatsächlichen wert des guldens gewöhnt hat; man ist nur allzu geneigt, seinen wert, da man immer die mark im sinne hat, zu gering anzuschlagen. — Was Jespersen s. 45/6 über das Lesen fremdsprachlicher bücher sagt, dass man sich da nicht jedes wort übersetzt, ist völlig richtig. Um aber dieses ziel zu erreichen, bedarf es der neuen methode nicht. Ich habe z. b. Jespersen's buch auch gelesen, ohne es mir wort für wort ins Deutsche zu übertragen, und doch habe ich nur so verschwindend wenig gelegenheit gehabt, dänisch zu sprechen, dass das überhaupt nicht zu rechnen ist, und gar dänisch gedacht habe ich sicher nie. Meine ganze übung besteht nur im lesen, und die bringt es zu demselben ziel, zu dem nämlich, dass einem beim erblicken des gedruckten wortes alsbald der begriff, für den es das zeichen ist, aufgeht. Der beweis, dass es sich bei mir wenigstens dabei doch um ein »gedachtes« übersetzen handelt, scheint mir darin zu liegen, dass ich auf die aufforderung, sogleich, ohne noch einmal ins buch zu sehen, den inhalt eines gelesenen satzes anzugeben, dies deutsch auf der stelle und ganz gut, dänisch aber nur herzlich schlecht fertig brächte. Die s. 49 aus Polle, *Wie denkt das volk über die sprache?* angezogene tatsache, dass wendische bauern stets behaupteten, nicht aus dem Wendischen ins Deutsche übersetzen zu können, und dabei doch eine wendische erzählung genau so gut in deutscher sprache wiedergeben können, beruht höchst einfach, wie Polle selbst angibt (2. aufl. s. 53), darauf, dass es den leuten nur unklar ist, was denn eigentlich übersetzen ist. Auch bei den s. 62 erwähnten beispielen, wo der schüler aus einer gegebenen reihe von begriffen (monatsnamen und zeiteinheiten) selbst — angeblich unmittelbar — neue entwickeln kann, liegt meiner ansicht nach implicite auch eine übersetzung vor; denn da ihm die begriffe, die den neuen, fremden wörtern zu grunde liegen, längst bekannt sind, so tauchen sicher bei der ermittlung der bedeutung und bei der vergewisserung darüber in seinen gedanken zunächst die gewohnten heimischen zeichen der muttersprache auf. — Das anschaulichmachen von neu zu lernenden wör-

tern hat in der schule doch auch seine recht bedenkliche seite; wenn der lehrer vormacht, was *panting* und *puffing* ist (s. 70), so dürfte das keine geringe heiterkeit erregen; bei den handschuhen (s. 57) waren Jespersen selbst solche bedenken gekommen, aber er meinte, bei raschem verfahren würde kein grosses unheil angerichtet. Auch mit einigen andern pädagogischen eigenheiten Jespersen's kann ich mich nicht befreunden; dass man, wenn schon übersetzt wird, schlechte ausdrücke in der muttersprache im fremdsprachlichen unterricht nicht oder nur flüchtig rügen soll, finde ich nicht angemessen. Gerade hinweise auf die unterschiede zwischen verschiedenen sprachgebräuchen halte ich für sehr wichtig und fruchtbar. Im übrigen könnte man ja danach ebensogut sagen: auf ein paar schlechte oder falsche wendungen in der fremden sprache kommt es erst recht nicht an, und ganz flüchtiges hinweggleiten über solche wird tatsächlich s. 109 empfohlen. Prämien für besonders gute leistungen auszusetzen (s. 77) stimmt nicht mit unsern pädagogischen grundsätzen überein, ebensowenig dass etwa einer fremdsprachlichen gesangsübung zu liebe ein stück einer pause geopfert wird (s. 81), und noch viel weniger, dass französische und englische geschichte und geographie in der fremden sprache erteilt werden (s. 174 anm. 2). S. 85 scheint mir der beweis erbracht und vom verfasser ausdrücklich zugegeben zu werden, dass die hauptsache bei der neuen methode doch das gedächtnis ist, dass es bei ihr im wesentlichen und zunächst nur auf auswendiglernen hinausläuft: Wenn irgend eine beabsichtigte variations- oder sonstige übung nicht geht, so ist der text, um den es sich handelt, noch dreimal im chor zu lesen, dann wird es schon gehen (ähnlich s. 92), und auf s. 86 finden wir einen widerspruch gegen sonstiges: Wenn bei einer variationsübung grössere als ganz einfache abweichungen zum vorschein kommen, so wird man sich allzu häufig genötigt sehen, solche sätze vom schüler übersetzen zu lassen, da man sonst nicht sicher sein kann, ob sie verstanden sind. Dass fragen und antworten mitunter, besonders im anfangsunterricht, ebensowenig geistreich ausfallen können wie jene viel gescholtenen einzelsätze, zeigen die beispiele s. 91. — Grammatische paradigmen, formeln, reihen usw. sind doch nicht so ganz psychologisch wertlos, denn es werden ja zahlreiche vorstellungen, und zwar von grammatischen zusammenhängen, dadurch erweckt. Die schöne kindliche scherzfrage

(s. 105): »Muss man sagen 5 und 7 ist 13 oder 5 und 7 macht 13?« hat nichts mit der pädagogik zu tun, sondern gehört ausschliesslich in die psychologie des volkswitzes; denn es handelt sich dabei um eine vom fragesteller beabsichtigte ablenkung gewöhnlicher assoziationsreihen in andre bahnen, ein bequemes mittel, dessen sich der volkswitz unzählige male bedient, z. b. in der gleichwertigen scherzfrage, ob man die anekdote vom alten Fritz und vom bahnwärter kenne. — Das »unbewusste« aneignen von sprachgesetzen, von dem s. 106/7 gesprochen wird, ist und bleibt mir für die schule eine höchst problematische geschichte; der vergleich mit der muttersprache ist falsch; denn selbst wenn man, wie in unsern reformschulen im französischen anfangsunterricht, zehn wochenstunden zur verfügung hat, so ist das noch längst nicht geeignet, mit dem, was das kind in seiner muttersprache hört und leistet, auch nur annähernd verglichen zu werden[1]). Wenn es s. 111 heisst, man müsse theoretische erklärungen so sehr wie möglich vermeiden, so sehe ich den grund auch nicht recht ein; Jespersen ist sonst so weitherzig und räumt viele mittel ein, die andre reformer nicht wollen. Warum sollen denn nun nicht auch theoretische, systematische erklärungen und regeln, von denen sich die meisten dem kindlichen gedächtnis ausserordentlich leicht einprägen, mit benutzt werden, um das sprachverständnis zu erleichtern und zu vertiefen? Was den in gewissem sinne durchaus richtigen satz unsres deutschen hauptreformers Wendt in Hamburg anlangt: »Es ist wichtiger, dass der schüler überhaupt spricht, als dass er richtig spricht,« so kann man ihn fürs praktische leben ungefähr so umändern: »Es ist wichtiger, dass man eine sprache überhaupt kennt, als dass man sie sprechen kann«; denn man wird schwerlich über die von Koschwitz angeführte tatsache hinwegkommen, dass in 99 (oder sagen wir immerhin auch in 90) von 100 fällen von einer fremden, lebenden sprache immer nur das gedruckte oder geschriebene wort gebraucht wird[2]). Gegen die s. 112 angeführten autoritäten, die von den guten erfolgen der reformmethode sprechen, verweise ich auf die weniger günstigen von Koschwitz[3]) und Fr. Baumann in seiner hübschen, kleinen schrift *Reform und antireform im neusprachlichen*

---

[1]) Vgl. Zeitschr. f. franz. u. engl. unterricht I, s. 75 unten.

[2]) Zeitschr. für franz. u. engl. unterricht I, s. 68.

[3]) Ebd. s. 83/84.

*unterricht* s. 22[1]). Goethe's zeugnis aus *Dichtung und wahrheit* (s. 113) passt doch nicht recht; denn es heisst darin, dass er sich auf seine weise die sprachen so aneignete, dass er sich ihrer mit leichtigkeit zum schreiben und schwätzen bediente. Leicht schwätzen können ist doch aber nicht das ziel des modernen schulunterrichts. Die s. 119 anm. 2 angeführten übungen Walter's, denen gegenüber sich Jespersen mit recht ziemlich kühl verhält, sind so ziemlich das schlimmste, was an mechanischem und rein gedächtnismässigem einpauken geleistet werden kann. Die sonst von Jespersen angegebenen grammatischen übungen sind ganz trefflich, aber auch ohne reformmethode möglich. Was endlich die frage anlangt, ob phonetik und lautsprache in die schule gehören, so halte ich mit J. eine elementare, ganz einfache unterweisung in lautphysiologie und phonetik (natürlich ohne dass man diese namen zu nennen braucht) für ausserordentlich angemessen; auch ich habe dabei stets die besten erfahrungen gemacht. Auf die lautschrift dagegen kann man, wenigstens was die verwendung durch die schüler anlangt, m. e. ruhig verzichten; mir schien der versuch, den ich auch damit gemacht, nicht derart gelungen, dass ich daran festgehalten hätte. Ich glaube dasselbe zu erreichen, wenn ich die schüler auf das in unsern lehrbüchern benützte system zur bezeichnung der aussprache aufmerksam mache, so dass sie sich damit zurechtfinden, und verwende bei den schriftlichen übungen sofort die übliche rechtschreibung.

Wir schliessen mit der bemerkung, dass unsre ausführungen keiner andern auffassung entstammen als der, dass der neusprachliche unterricht eine recht hohe, vielseitige und wertvolle aufgabe an unsern schulen zu lösen habe. Wir wünschen nicht, dass er rein und ausschliesslich »utilitaristischen« bestrebungen verfalle, wie dies bei uneingeschränkter weiterentwicklung der reformbewegung in den bisher betretenen bahnen zweifellos der fall sein würde (vgl. Frankreich); er soll vielmehr die ideale aufgabe lösen, allgemein bildend zu wirken, und er soll den sinn der jungen menschen für das gute und schöne, das fremde völker geleistet haben, empfänglich machen. Dass Jespersen dasselbe hohe ziel im auge hat, geht aus seinem buche unzweideutig hervor. Nur daraus, dass man über die wege, es möglichst vollkommen und

---

[1]) Berlin, Weidmann, 1902. (Erweiterter abdruck aus Zeitschr. f. gymnasialwesen, 1901.)

sicher zu erreichen, überhaupt noch nicht zu völliger klarheit und einigkeit gelangt ist, erklärt es sich, dass wir in einigen punkten, die jedoch den innersten kern der sache nur verhältnismässig wenig berühren, etwas andrer meinung sind als er[1]).

Breslau, Juli 1902. Hermann Jantzen.

---

C. Alphonso Smith, *English in the Secondary Schools*. Reprinted from the Proceedings of the Memphis Meeting of the Southern Educational Association, Memphis, Tenn. December 27—29, 1899. 12 pp.

Für den lehrer lebender fremdsprachen ist es von nicht geringem interesse, die bewegungen auf dem gebiete der muttersprachlichen methodik des auslandes zu verfolgen: man erhält dabei mancherlei anregung, in vielen punkten werden die ansichten bestätigt, in anderen korrigiert, mancher zweifel wird gelöst, mancher neue entsteht. Der vorliegende aufsatz bestätigt dies, obwohl er nicht mehr als zehn druckseiten umfasst. Er behandelt zwei fragen: 1. Wie erwirbt man literaturkenntnis? — 2. Wie gelangt man zur beherrschung des schriftlichen gedankenausdrucks?

Beide fragen sind auch in Deutschland lebhaft erörtert worden, und die erste ist durch die deutschen lehrpläne bereits im sinne des verfassers entschieden worden. Man hat längst den irrtum erkannt und glaubt nicht mehr, dass durch einen kursus von literaturgeschichte die literaturkenntnis gefördert werden könne: "Formal histories of literature are powerless in themselves to develop literary taste." Nichts hat in der that einen fruchtbaren unterricht mehr gehemmt, als die verwechslung von literatur und literaturgeschichte. Deren schulmässiger betrieb ergiebt, "that the pupil's only idea of standard literature is that it consists of about three hundred names of authors, about six hundred dates (two

---

[1]) Beiläufig noch zwei bemerkungen zu unsrer muttersprache: Das wort »fledermaus« (s. 51) erzeugt auch jetzt noch mit seinem ersten bestandteil eine bestimmte vorstellung; denn »fledern« = flattern ist noch nicht ganz verloren gegangen; vgl. auch »flederwisch«. — S. 152: Die je nach der stellung vierfach verschiedene aussprache unseres *g* als velarer oder palataler, stimmloser oder stimmhafter spirant ist ausschliesslich norddeutsch; für das übrige Deutschland, auch für die gute bühnenaussprache in Norddeutschland, gilt durchaus der satz: Im inlaut stimmhafter, im auslaut stimmloser verschlusslaut.

for each author) and not less than a thousand names of so-called masterpieces." Wenn nun Smith sagt: "There is a place, and it is an important one, for the history of literature, but it should come late: It should follow an intimate acquaintance with literature itself," so bestätigt das nur den grundsatz, dass in deutschen schulen für die systematische literaturgeschichte fremder nationen überhaupt kein platz, sondern das nötige im anschluss an die lektüre darzubieten ist, und dass die wirkliche kenntnis eines meisterwerkes weit höher bewertet werden muss, als das wissen von hundert namen und zahlen, die man zwar im examen stolz abfragen kann, bei denen leider nur immer das geistige band, die kenntnis der sache fehlt, um die man sich mit ein paar äusserlichkeiten herumdrückt. Die aufgabe des literaturunterrichtes ist eine ganz andere: unsere höheren schulen bereiten keine neuphilologen vor, es sind allgemeine erziehungsanstalten, die ihr lehrziel in hinsicht auf die gesamtheit ihrer zöglinge festzustellen haben: "The function of literature is to broaden the pupil's horizon, to enlarge his sympathies, to discipline his faculties, and to enrich his character" und "The essence of literary instruction is not accumulation (of facts about literature) but assimilation."

Einen grossen mangel in unserem erziehungswesen berührt Smith mit wenigen worten: "Perhaps nothing connected with the elementary teaching of literature is more neglected than the systematic training of the imagination and the memory. The imagination not only creates literature; it interprets literature." Der schüler muss dahin gebracht werden, dass er in dem litteraturerzeugnis nicht eine unzahl aneinandergereihter wörter erblickt, sondern dass seine phantasie ihm alles gegenständlich vor ihn hinzaubert, und dies kann — soweit fremde sprachen in betracht kommen — nach erklärung sachlicher und sprachlicher schwierigkeiten nur durch den kunstgerechten vortrag von seiten des lehrers oder eines ausländers geschehen. Auch aus diesem grunde verdienen die von prof. Hartmann in Leipzig ins leben gerufenen fremdsprachlichen rezitationen als eine wertvolle unterstützung der arbeit unserer lehrer der neuern sprachen willkommen geheissen zu werden.

Für die wahl der lektüre muss in erster linie das in betracht kommen, was den schüler fesselt und anzieht: "You may force upon the pupil's mind certain facts about literature, you may impale him on dates and biographical details; but to assimilate

literature, it must be thought through and felt through. And this cannot be done unless the selection in itself is interesting."

Weit weniger sind für den fremdsprachlichen unterricht die grundsätze anerkannt, nach denen die schriftlichen übungen in der fremdsprache geleitet werden sollten, und selbst in den neuen preussischen lehrplänen kommt noch nicht oder doch nicht genügend zum ausdruck, dass die rezeption fremden sprachgutes der reproduktion vorausgehen, dass man vom sprechen zum lesen und erst dann zum schreiben fortschreiten muss, und dass für die schriftlichen übungen nicht das übersetzen aus der muttersprache in die fremde, sondern die reproduktion, umformung und nachahmung des fremdsprachlichen stoffes im mittelpunkt stehen muss, sowie dass die produktive tätigkeit des schülers im sprechen und schreiben notgedrungen hinter der rezeptiven (lektüre) zurückstehen muss. "The problem in composition work is not to give the pupil information on the topic chosen, but to teach him how to arrange and present the information already in his possession . . . . Exercises in composition should not be intented to teach new facts, but to teach how to systematize and present facts already known."

Wenn selbst für den Engländer der satz aufgestellt wird: "The printed page is the supreme teacher of composition," und vom lehrer gefordert wird: "He should strife to develop in the pupil, at the earliest possible stage, the habit of close observation of what he reads," um wie viel entschiedener muss das erst vom fremdsprachlichen unterricht gefordert werden, bei dem die fremde sprache nur stundenweise an den schüler herantritt, wie berechtigt ist die forderung, dass in dieser kurz bemessenen zeit die fremde sprache allein herrsche. Die schriftlichen arbeiten müssen aus dem unterricht heraus sich ergeben, und zwar unmittelbar, nicht durch das medium einer andren sprache oder gar von büchern: "There are too many media interposed between the learner and the thing to be learned. The old way was to lead the pupil all around a topic, . . . modern methods demand that he get a handgrip on it at once."

Es ist lebhaft zu wünschen, dass die verständigen ansichten, die dr. Smith in seinem aufsatz ausspricht, beachtung finden, und dass man in Deutschland die naheliegende nutzanwendung für den unterricht in den neuern sprachen ziehe; der unterricht kann dadurch nur gewinnen.

Dresden. Konrad Meier.

---

# MISCELLEN.

## CONTRIBUTIONS TO ANGLO-SAXON LEXICOGRAPHY[1]). II.

*foresecgan.* Bosw.-Toll. gives as the meaning of this word 'to fore-say, foretell, predict, announce', and gives only casually an instance of *foresǽd* = 'aforesaid', thus leaving an impression as if the word were used in this sense only in the form of the Past Participle. Now this is not the case as is proved by the following quotation: And he hi gefrefrode, swa swa we her *foresædon.* Bibliothek der angelsächsischen prosa III. VI, Ælfric's Homilie über Joh. XVI 16—22. l. 138, to which may be added: *ib.* IX 24: þæs Cyres sunu, þe we ær *foresædon.*

*þrēo, fēower* = three, four times occur *ib.* XII 29: and se earma man wile drincan *đreo* swa feala, ge *feower* swa feala, swa his nead wære.

*gestandan* occurs in the expression *mæssan gestandan* = *mæssan healdan, ib.* XI 73. And hy scylon embe þa nigođan tide heora *mæssan gestandan* and æfter þam heora æfenþenunga. Cp. Dutch *gestand doen.*

*drīfan. Godes riht drīfan* in the following line:

> Nu secge ic þe, leof man, þæt me is lađ to tælenne
> agenne godes freond, gyf he *godes riht drifđ.*
>
> *ib.* II 8, 9.

may be compared with such idiomatic expressions as: *drīfan drȳcræft, wōh drīfan* etc. (cp. Dutch *bedryven,* German *treiben* in similar combinations!) *Godes riht* is common.

*libban* with dativus commodi occurs in the following line:

> þæt se man beo afandod on fægerum þeawum
> and leahtras forbuȝe and *lybbe him* rihtlice.
>
> *ib.* I 277, 278.

Cp. V 23; IX 308.

---

[1]) Vgl. Engl. Stud. 26, 125.

*Forþ.* The use of this word in the following line deserves separate mention:

> Ðæt, þæt ic eow secge, þæt ic secge eallum mannum,
> forþan ðe he lærde hi, and hi lærdon oðre *forð,*
> oð þæt hit becom to us endenextum mannum.
>
> *ib.* I 115—117.

*Lærdon oðre forð* may be translated by: 'handed down to others'. Cp. E. Walker, *Epictetus' Mor. In praise of Epictetus:* Every word . . . Your hearers have receiv'd as from an Oracle., And handed down to us. (H. E. D. i. v. hand down). Cp. And he hit þa cydde ardlice hire And heo þam cyninge *forð, ib.* VIII 116 (Esther) where it may be rendered by 'again'. Very interesting is the use of *forþ ðæt* in the sense of *ōþ ðæt* in the following passage of the Gospel of Nicodemus from the Vespasian MS. (Max Förster, Zum altenglischen Nicodemus-evangelium, Archiv CVII 311 f.): He onbad on Jerusalem *forð þæt* se hælend wæs ahangen. The Cambridge MS. has: & he geanbidiende wæs Godes ryces, *oð-þæt-ðe* Cryst wæs ahangen.

In the following line *wel forð* denotes that there was not the slightest limitation to the opportunity given to Judith, that her way was wholly cleared:

> Judith geseah þa, þa þa he on slæpe wæs,
> þæt hire wæs gerymed to hire ræde *wel forð.*
>
> *ib.* IX 300, 301.

*gifu. Under godes gyfe* = under God's dispensation:

> Ac þæt is nu manfullic ænigum menn to donne
> On þam cristendome, þe Crist sylf astealde
> On þæs godspelles timan nu *under godes gyfe.*
>
> *ib.* II 73—75.

Cp. *under Moyses ǣ* in the next line!

*andian* is sometimes followed by *ongēan* (*on* is mentioned in Bosw.-Toll.):

> ne seo læsse ne sceal laðlice *andigan*
> *ongean* þa maran. *ib.* III 417.

Cp. Wülfing, Syntax § 1073.

*Gewisse. Tō nānum* — (*to nāne wisse N). Tō wissum,* — *wissan* are duly registered in Bosw. Toll. but this expression is not mentioned.

> Forðan ðe we nyton to *nanum gewisse,*
> hwænne se welwillenda Crist us wile habban to him.
>
> *ib.* IV 121, 122.

Cp. *to gewissan þinge:*

sæde, þæt heo wiste *to gewissan þinge,*
þæt þæt Israhela folc swa yfle wæs gehæfd etc.
*ib.* IX 248, 9.

*dōn* is used in the sense of *give* with *edlēan* for object (v. Bosw.-Toll. s. v. *dōn*). It is used in the same sense with *mete* (as is incidentally mentioned in Bosw.-Toll. under *mete*), and with *bīleofa.*

Hwæt wenst đu la, hwa is getreowe þeow and snotor,
þone đe se hlaford sette ofer his hirede,
þe him *do heora mete* on rihtne timan?
Ælcum hlaforde gedafenaþ, đæt he *do* his mannum
symle *heora bigleofan* on gesettum timan.
*ib.* IV 124—128.
þe him *do heora mete* on rihtne timan. *ib.* 18.

*dēad weorþan* = to die. Bosw.-Toll. incidentally quotes s. v. *weorþan: Đa dēade ne weorđaþ* (qui non gustabunt mortem) Luke, Skeat 9. I quote below two instances of this interesting expression, which occurs in later English in the form *to be dead* fully treated by Dr. C. Stoffel in a paper in Taalstudie IX, 98—100. The earliest instance adduced there is from the Chron. 1140 *(wœrd ded).*

and he swa hreoflig wunode, ođ đæt *he weard dead*
for þære dyrstignysse. *ib.* 187, 188.
And Adam *weard þa dead,* for þam deopan gylte. *ib.* 220[1]).

*befrīnan*, *to question, ask* is hardly illustrated in Bosw.-Toll.

Se cyning þa sona swiđe weard geyrsod,
þæt heo hine forseah on swylcere gegaderunge,
and *befran* his witan — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
hwæt him þuhte be þam. *ib.* VIII 44—49.

*berǣdan.* Bosw.-Toll. gives only: 'to dispossess, deprive of'. *Hall* gives as second meaning: 'to betray' from the Early Glosses. *Sweet* gives as last of the four senses mentioned by him 'get the better of'. — Two passages are interesting as illustrating the word in this sense:

Hit gelamp þa siđđan æfter litlum firste,
þæt twegen his burđena mid bealuwe afyllede
woldon *berædan* swiđe unrihtlice
heora cynehlaford and hine acwellan. *ib.* VIII 109—112.

Heo đa on ærne mergen to þam weardum becom,
sæde, þæt heo wolde gesecan þone ealdormann

[1]) On þæm bedde reste drihtnes lichoma on scetan bewunden þa he *wæs dead* for us. Martyrology, ed. by Herzfeld, 52, 10.

and hine gewissian to his agenum willan,
hu he eađelice *mihte* þæt manncynn *berædan.*
*ib.* IX 236—239 (Judith).

I take the word in the same sense in Boethius IV 3. (Cp. Wülfing I, p. 169.)

*For.* A good example of *for* indicating "the presence of an obstacle or hindrance" (Murray, 23 c) will be found in the following passage:

Ac heo ne moste na *for* Mardocheo nateshwon
hire cynn ameldian, ne þam cyninge secgan,
hwilcere mægþe hire magas wæron. *ib.* VIII 91—93.

Cp. Wülfing, Syntax II, p. 349, ll. 2—4 from top.

*For* = 'in the character of, as equivalent to, as' is not mentioned in Bosw.-Toll. Murray s. v. *for,* 19, has a quotation from Béowulf (after *habban*) and one from Ælfric; here follows another example:

And he hi geforđode on fægerum þeawum
æfter godes æ and his ege symle
and *hæfde* hi *for* dohtor. *ib.* 83—85.

Cp. Wülfing, Syntax, § 655.

*Be þǣm þe* = 'as, according as', is mentioned in the dictionaries but hardly illustrated. Cp.

Men đa leofostan, we synd gemyngode
þurh đyses dæges wurđmynt, þe we wurđiađ
to lofe þære eadigan Marian, eow nu to secgenne
sum đing be hyre, *beþam đe* us to onhagađ. *ib.* III 1—4.

Se cyning bebead þam gebeorum eallum,
þæt hi bliþe wæron æt his gebeorscipe
and þæt ælc mann drunce þæs deorwurđan wines
*beþam þe* he sylf wolde and him softost wære.
*ib.* VIII 20—23.

*āsittan, ūt* —, to starve out, is mentioned by Sweet and Hall but no place given. The following instance is from *Judith*:

Hwæt, þa Holofernus wolde hi *ut asittan*
and he heora wæterscipe mid weardmannum besette
twentig daga on an on æmn đære byrig. *ib.* IX 171—173.

*magan* with dative = *magan ongēan, wiþ,* prevail against:

And ne *mihte* nan mann naht *þisum folce,*
swa lange swa hi heoldon heora god on riht.
*ib.* IX 120, 121.

*cweþan tō,* to resolve, agree to.

Ac gif þe swa geþincđ, leof, gesette þisne dom,
þæt ealle Medas *cweđađ* anmodum geþeahte
and eac þa Persican leoda *to* þisre dæde,
þæt etc. *ib.* VIII 60—62.

*geāscian* = 'hear of, be told' with *be* is not in the dictionaries.

Đonne ure wif *geaxiađ be* þisum wordum æt ham,
hu seo cwen forseah hire cynehlaford,
þonne willađ hi eac us eall swa forseon.

*ib.* VIII 55—57.

Late *a* for *on* is mentioned in all the Dictionaries, but only Bosw.-Toll. illustrates it, though sparingly. As the form is not devoid of importance I add a quotation from Ælfric:

And eac forđan þe he wile đæne unscyldigan *a woh* bereafian.

*ib.* XII 112.

*āsettan*. Bosw.-Toll. mentions the use of *settan* in the sense of 'to appoint (a day etc.)'. The following quotation contains an instance of *āsettan* used in the same sense.

Ic wurđige minne god
eac swilce mid þe and *on asettum timan*
ic sceal me gebiddan gebigedum cneowum to him.

*ib.* IX 254—256.

*afyrht* is followed by *for*.

þonne beođ eowre fynd *afyrhte for* eow,
þonne hi heafodleasne heora ealdorman findađ.

*ib.* IX 352, 353

with which cp.

þæt þa Iudeiscan for his micclan cynescipe
beon ealle on friđe and *unforhte to* þam dæge,
þe Aman him gecwæþ to heora agenum slege.

*ib.* VIII 300—302.

Amsterdam 1902. A. E. H. Swaen.

## LITERARHISTORISCHE MISCELLEN.

1.

### Amor und tod.

Den in der zeitschrift *Euphorion*, bd. III—VI, verzeichneten bearbeitungen dieses themas seien hier einige weitere aus dem bereiche der englischen Dichtung angereiht. An Alciati's 154. emblem 'Errabat socio Mors iuncta Cupidine: secum' (1531)[1]) und, enger noch, an Du Bellay's verse 'Mutarunt arma inter se Mors, atq. Cupido' (1558) ist Geffrey Whitney's emblem *De morte, & amore:*

[1]) Auf die übertragungen Alciati's ins Englische (darüber H. Green, *Andrea Alciati and his Books of Emblems*) gehe ich ebensowenig ein wie auf die prosaversionen des motivs, die man in verschiedene sammlungen der äsopischen fabeln eingeschwärzt findet.

*Iocosum* angelehnt [1]). Eingestandenermassen von Whitney abhängig ist die version in Peacham's *Minerva Britanna* (1612): 'Death meeting once with Cupid in an Inne'. Dass übrigens Shakespeare mit dem motive vertraut war, lassen einige anspielungen darauf in seinen werken erkennen [2]); auch Massinger spielt einmal deutlich darauf an [3]). Zu einer maske sehen wir das thema 1653 von J. Shirley ausgestaltet: '*Cvpid and Death.* A Masque. As it was Presented before his Excellencie, the Embassadour of Portugal, Upon the 26 of March, 1653', *etc.* Die beiden letzten bearbeitungen, die ich augenblicklich anzugeben weiss, sind wieder lyrischen charakters; sie zeigen, dass das hübsch ersonnene motiv auch im 18. jahrhundert noch seine anziehungskraft auf englischem boden zu bewahren vermocht hat:

*Cupid and Death. By R— Cr—, Esq.* [4])

"Cupid by chance one sultry summer-day,
Quite spent with heat, and having lost his way,
Enter'd, he thought, a pleasant cool retreat,
To seek for sleep, and shelter from the heat:
The place he thought so sweet, was death's dark cave,
Dark as the night, and silent as the grave.
Death's pois'nous arrows lay upon the floor
Pav'd with dead bones, and black with putrid gore.
The gloomy cave sunk deep beneath a grove
Of baleful eughs, no proper place for love.
Here weary Cupid lay; thick mists arise,
And balmy sleep ties down his drowsy eyes.
Awaking from his nap, (strange luck to tell)
His pointed arrows from the quiver fell:
Not quite awake, he stretch'd his arm around
To gather up his arrows from the ground,
He chose his darts, he thought, but chose in vain,
So like he could not tell his own again:
Cupid took some of Death's which he could find,
And left some part of his for Death behind.
Hence many a spritely youth in blooming state
Struck with the darts of *death* submits to fate:
Whilst old grey fools, just ready for their graves,
Smit with *love's* bolts become his doting slaves."

---

1) *A Choice of Emblemes* (1586, p. 132).

2) S. Malone's ausgabe XX 67 (hier auch der hinweis auf Sanford's *Garden of Pleasure* und auf Joh. Secundus [El. 2, 6]); Green, *Shakespeare and the Emblem Writers*, p. 400 sq.

3) Gifford's *Massinger* I 91.

4) *The Gentleman's Magazine* VII 694.

*Cupid and Death. A Fable*[1]).

"Once Cupid in a sultry day,
Fatigu'd with love, and tir'd with play,
Sought out a cool retreat;
A neighb'ring wood's kind gloom invites
The am'rous god to its delights,
As a defence from heat.

Just in the center of the wood,
A wild unhewn-out grot there stood;
The cave of Death it show'd:
A gloomy horror sat around,
Death's shafts lay scatter'd on the ground
And spoke it his abode.

Cupid, quite fainting, enters low,
Drops down his quiver and his bow;
His darts with those of Death
In undistinguish'd mixture lay;
Unheeding takes both darts away,
Recov'ring now his breath.

O fatal chance! 'tis thus we see
Youth in its bloom and gaiety,
Feel Death's unerring dart;
'Tis thus we see old hoary age
In Love's forgotten heats engage,
And pining with its smart."

Ich will noch bemerken, dass Tennyson's gedicht *Love and Death* mit unserm motive nichts zu tun hat.

2.

## Machiavelli in England.

Die folgenden anspielungen auf Machiavelli finde ich weder bei Edward Meyer, *Machiavelli and the Elizabethan Drama*[2]), noch in der gehaltreichen besprechung dieses buches von Koeppel (Engl. Stud. 24) angemerkt:

'They caused traitor Lethington
On her still to attend,
That this false *Machivilian*,' etc.

(*A Rhime in defence of the Queen of Scots against the Earl of Murray*, XI° Decembris 1568; Scot. Text Soc. XX 73)[3]);

---

[1]) *The Weekly Magazine, or Edinburgh Amusement* XV 306 (1772).

[2]) Tatsächlich beschränkt sich ja Meyer's schrift durchaus nicht aufs drama.

[3]) Stevenson druckt in seiner (freilich höchst unzuverlässigen) ausgabe der *Sempill Ballates* (1872, s. 43): 'That this false mache vilian', etc.

'A Scuruie Schollar of *Machiauellus* lair'
(*The Bird in the Cage*, 1570; ibid. 160);
'The wraith of God is lyke to gang aganis ȝow
For spairing men of *Macheuillus* Scuillis'
(*My Lord Methwenis Tragedie*, 1572; ibid. 208);
'Maitland, Melwill, and *Matchevellous*,
Learned never mair knaifrie in a scholehous,'
'Gude Matchewell had mist his meir,'
'Thair Matchewell had bene mischevit'
(*The Legend or Discourss of the Lyfe and Cōversatione and Qualiteis of the Tulchene Bischope of Sanctandrois. Set furth by R[obert] S[empill]*; 1583 (?); ibid. XXIV 353, 5, 60)[1]).

Mir schienen diese belege namentlich auch deshalb einer erwähnung wert, weil sie ein beweis dafür sind, dass Machiavell den 'popular pamphlets of the day' nicht so völlig fremd geblieben ist, wie es E. Meyer a. a. o. 17, anm 2. hinstellt.

3.

## Zur englischen lyrik.

a) Nr. VII in N. Yonge's *Musica Transalpina* (1588), "In vayne he seekes for beautie that excelleth", schliesst mit dem verse: '[that knowes not . . .] how she sweetly speakes and sweetly smyleth'. Wenn Ch. Burney in seiner geschichte der musik (III 121) dazu an Horazens 'Dulce ridentem Lalagen amabo, dulce loquentem' erinnert, so übersieht er, dass das ganze gedicht nur eine übertragung des zweiten teils von Petrarca's 108. sonett ist: 'Per divina bellezza indarno mira', etc. Der erste teil des genannten sonettes erscheint bei Yonge als nr. XIII: 'From what part of the Heauen, from what example'. Als eine weitere anleihe bei Petrarca (son. 42) erweisen sich die nummern 52 und 53 der *Mus. Transalp.*: 'Zephirus brings the tyme that sweetly senteth'.

b) Das im 18. jahrhundert sehr beliebt gewesene liedchen "When Fanny, blooming fair, First met my ravish'd sight" (z. b. in *A complete Collection of old and new English and Scotch Songs*, London 1735, I. 6) findet man gemeiniglich dem lord Chesterfield zugeschrieben. In wirklichkeit hat es — wie der musikkatalog des Britischen museums ausweist — einen T. Phillips zum verfasser. Die besungene schöne war die auch aus einem gedichte Pope's bekannte lady Frances oder Fanny Shirley (1702—1778).

[1]) Für die bezeichnung Maitland's of Lethington († 1573) als '*Mitchell Wylie* of Scotland' verweist Cranstoun (STS XXVIII 59) auf die biographie Skelton's (p. 320), welches werk mir leider nicht zugänglich gewesen ist.

4.

## Zu Measure for Measure, III 1, 32 ff.

Dass der sinn dieser schwierigen Stelle von Johnson richtig angegeben ist[1]), erhellt, wie ich glaube, nicht nur aus der parallelstelle im *King Lear* I 2, auf die Malone hinweist ("This policy, and reverence of age, makes the world bitter to the best of our times; keeps our fortunes from us, till our oldness cannot relish them"), sondern auch aus der übereinstimmung mit dem folgenden epigramme des Johannes Secundus, in dem vielleicht Shakespeare's 'quelle' zu suchen sein dürfte:

*Senex dives de se.*

Pauper eram iuvenis, nunc tandem aetate senili
Ditesco: hei misero tempore utroque mihi.
Uti cum poteram, numorum copia deerat:
Copia nunc superest larga, sed usus abest.

Shakespeare konnte das epigramm — das übrigens nur eine übertragung aus der Anthol. gr. I 66, 1 darstellt — u. a. aus Timothe Kendall's *Flovvers of Epigrammes* (1577), p. 131 kennen:

*The riche old man, of hym selfe.*

When yong I was, then poore I was:
now in my latter dayes,
With riches I abound: (ay mee)
vnhappie wretche both wayes.
When as I knewe some vse of goods,
I wanted euermore:
And now I know no vse of goods,
of goods I haue great store[2]).

5.

## Zu Gray's *Agrippina*, v. 98 f.

"The silken son of dalliance, nurs'd in ease
And pleasure's flow'ry lap."

[1]) 'Shakspeare declares that man has *neither youth nor age;* for in *youth,* which is the *happiest* time, or which might be the happiest, he commonly wants means to obtain what he could enjoy . . . And, when *he is old and rich,* when he has wealth enough for the purchase of all that formerly excited his desires, he has no longer the powers of enjoyment,' etc.

[2]) Ich will nebenher bemerken, dass die fragliche szene von *Measure for Measure* Claude Tillier bei den reflexionen im ersten kapitel seines *Mon Oncle Benjamin* vorgeschwebt haben könnte. Ebensowohl denkbar ist es allerdings, dass Tillier von selbst auf diese ja nicht zu fern liegenden gedanken gekommen ist.

In seinem teilweise fast überreich scheinenden Graykommentar verweist D. C. Tovey *(Gray's English Poems,* etc. 1898, p. 115) für den ausdruck 'silken son of dalliance' auf die *New Dunciad,* IV [297—298]:

> "To where the Seine, obsequious as she runs,
> Pours at great Bourbon's feet her *silken sons*"

und auf *Heinrich V.*, II chor. 2:

> "And *silken dalliance* in the wardrobe lies",

berührt aber mit keinem worte die frappante ähnlichkeit unserer stelle mit diesen zwei versen aus dem ersten gesange der *Night Thoughts* (258, 261):

> "What numbers, once *in fortune's lap high-fed* . . .
> Ye *silken sons of pleasure,*" etc.

Gray wird in erster linie diese worte vor augen gehabt haben; ein sekundärer einfluss von jenen andern seiten, zumal von der zweiten derselben her, bleibt daneben sehr wohl annehmbar.

6.

## Zu Chatterton's *Ælla.*

Das zweite minstrellied des Ælla hat man mit einem verse der Chaucer'schen *Nonne-Preestes Tale* in verbindung bringen wollen (Jantzen in HA CVI. 353[1]). Hält man es überhaupt für nötig, Chaucer zu bemühen, so weist einen, glaube ich, die Erwähnung von 'Adam im Paradiese' eher in die region der *Marchantes Tale:*

> "A wyf is Goddes yifte verraily . . .
> He which that hath no wyf I holde hym shent;
> He lyveth helplees and al desolat . . .
> And herke why, I sey nat this for noght,
> That womman is for mannes helpe ywroght.
> The hye God whan he hadde Adam maked,
> And saugh him al allone, bely naked,
> God of his grete goodnesse seyde than,
> 'Let us now make an helpe unto this man,
> Lyk to hymself'; and thanne he made him Eve.
> Heere may ye se, and heerby may ye preve,
> That wyf is mannes helpe and his confort,
> His Paradys terrestre, and his disport . . .
> O flessh they been," etc. (E 1311; 1320 ff.).

---

[1]) L. c. übersieht Jantzen, dass sich die — nur zu naheliegenden — von ihm zu Helene Richter's *Chatterton* 'nachgetragenen' parallelen zu zwei stellen des *Ælla* bereits bei H. Richter (und vor ihr) verzeichnet finden.

Wenn es in demselben liede bei Chatterton heisst:

"Wommen bee made, notte for hemselves, botte manne,"

so erinnert das an Butler's bekannte zeile:

"For women first were made for men;"[1])

und der passus:

"Albeytte, wythout wommen, menne were pheeres
To salvage kynde, and wulde botte lyve to slea,
Botte wommenne efte the spryghte of peace so cheres," etc.

wurzelt zweifellos in der zum 'household word' gewordenen stelle des 'Geretteten Venedig':

"O woman! lovely woman! Nature made thee
To temper man; we had been brutes without you," *etc.*[2]).

7.

## Zu Cowper's *Task*, I 749.

Zu der geflügelten zeile 'God made the country, and man made the town' werden gewöhnlich Cowley's 'God the first garden made, and the first city Cain' und Varro's 'Divina natura dedit agros, ars humana aedificavit urbes' herangezogen. Sehr nahe kommt ihr des weiteren ein vers in *The Fire-side: A parody on the second epode of Horace. By Isaac Hawkins Browne, Esq. (The Poetical Calendar,* 1763, IX 14):

"I have said it at home, I have said it abroad,
*That the town is man's world, but that this* (d. h. das land) *is of God.*'

8.

## Burnsiana.

### a) Zu *Song—Composed in August.*

Die wesentlichsten quellen, aus denen Burns' herbstlied geflossen ist, glaube ich in meinen *Quellenstudien zu Robert Burns, 1773—1791,* s. 44 ff., zusammengestellt zu haben. Ich möchte hier nur noch auf ein lied aufmerksam machen, das in stoff und komposition gewisse analogien zu unserm lyrikum bietet, so dass sich die vermutung nicht abweisen lässt, dass es gleichfalls einen — wenn auch weniger ins gewicht fallenden — einfluss auf dasselbe geübt habe:

---

[1]) Vgl. 1. Kor. 11, 7. In einem *Fragment of Chaucer. By J. Harris, Esq.* (Dodsley's Coll. V 316) finde ich die verse:

"Right wele of lernid clerkis is it sed,
That womenhud for mannis' use is made."

[2]) Vgl. Voltaire's *Ingénu:* 'Il faut convenir que Dieu n'a créé les femmes que pour apprivoiser les hommes.'

*The Decline of Autumn. By W. W.*[1]).

"The bosom of earth is all matted with leaves,
The honours of autumn decay;
Brown Ceres no longer exhibits her sheaves,
To the golden-eyed monarch of day.
With dissonant guns hills and valleys resound,
The swains thro' the coppices rove;
The partridges bleed on the arable ground,
The pheasants lie dead in the grove . . .

O! see while I speak, from the gun's levell'd aim,
Death pierces the birds of the air!
Ye rovers, will nothing your conduct reclaim,
And move your hard bosoms to spare? . . .

To others such barbarous sports I resign,
And fly to my Florimel's arms;
Her sanctified love shall be totally mine,
For virtue adds force to her charms," *etc.*

b) Eine sehr interessante, weil augenscheinlich höchst 'zersungene' version des für Burns so wichtigen liedes *Nanny O* steht bd. I, bl. 36 r° der sog. Herd Mss. (Brit. museum):

"As I came in by Edinburgh toun
And in by the banks of the City O
And there I heard a young man cry
And was nae that great pity O
And still he cry'd his Nannie O
His weelfar'd comely Nannie O
And a the warld shall never know
The Love that I bear to my Nannie O.

For I'd rather hae Nannie in her Smock
Because she's blythe and bonny O
Before I'd hae Jean with 500 mark[2])
Besides a she cou'd gie me O
and still *etc.*

Go saddle to me the Black the Black
The Broun was ne'er so bonny O
And I'll gae thro' yon misty muir
And see gin I meet my Nannie O

O Gather weel and fill your Criel
And all for the love of my Nannie O,

---

[1]) *The Poetical Calendar*, 1763, X 5; *The Wood-lark* (London 1781), p. 128 u. s. w.

[2]) S. meine *Quellenstudien zu Robert Burns, 1773—1791*, p. 8.

A man that loes his mistress weell
Dear Vow but he thinks her bonny O."[1])

Im *Centenary Burns* geschieht dieser version merkwürdigerweise keine erwähnung. — Bd. III, s. 311 des genannten werkes vermisst man einen hinweis auf das lied *Bonny Jamie O* ("Where new mown hay on winding Tay")[2]), dessen *Chorus* gleichfalls eine variation des älteren liedchors bietet:

"My bonny bonny Jamie O,
My bonny bonny Jamie O,
I care not tho' the World shou'd know
How dearly I love Jamie O."

c) Zu *A Winter Night.*

Als modell für die einkleidung der vision in diesem gedichte ist in erster linie eine elegie von J. Tait anzusprechen, die ich in bd. 26 des von mir für meine *Quellenstudien* (s. 162) noch nicht verwerteten *Weekly Magazine, or Edinburgh Amusement* (s. 113)[3]) gefunden habe:

"Slumb'ring I lay: I mus'd on human hopes:
Vain, vain, I cry'd, are all the hopes we form . . .

While thus I spoke, a voice assail'd my ear,
'Twas sad — 'twas slow — it fill'd my mind with dread!
Forbear, it cry'd — thy moral lays forbear . . . . .

I heard no more — The cock, with clarion shrill,
Loudly proclaim'd th' approach of morning near —
The voice was gone — but yet I heard it still —
For ev'ry note was echo'd back by fear . . .

Oft then, O mortals! oft this dreadful truth
Should be proclaim'd — for fate is in the sound,
'That genius, learning, health, and vigorous youth,
May, in one day, in death's cold chains be bound.'"

---

[1]) Vgl. die schlussverse von Burns' liede *Here's to thy health, my bonie lass:*

'For the man that loves his mistress weel,
Nae travel makes him weary.'

[2]) Hook's *Vaux-Hall Songs*, 1778, p. 4; Samuel Thompson's *Pocket Companion for the German Flute* (ca. 1780), p. 70; *The Wood-lark* (1781), p. 86 u. s. w.

[3]) Dass sich auch aus andern gedichten von Burns deutliche spuren seiner bekanntschaft mit dieser zeitschrift herauslesen lassen, denke ich an andrer stelle darzutun. Das Britische museum, auf dem ich das *Weekly Magazine* eingesehen habe, besitzt leider nur die jahrgänge 1772—1774.

d) Zu *On the Late Captain Grose's Peregrinations thro' Scotland.*

Die strophen V—VIII dieses gedichtes beruhen auf Dr. Thomas Hancock's *List of Curiosities* (*The Poetical Calendar,* 1763, VIII 91 u. ö.), aus der hier ein paar stellen mitgeteilt seien:

"Of curious things of every kind . . .
First, I have drops of the same shower
Which Jove in Dánae's lap did pour;
From Carthage brought, the sword I'll send
That help'd queen Dido to her end:
The snake-skin, which, you may believe,
The serpent cast who tempted Eve;
A fig-leaf apron, 'tis the same
Which Adam wore to hide his shame;
But now wants darning; sir, beside,
The jaw (*Var.* club) by which poor Abel died . . .
The pigeon stuff'd which Noah sent,
To tell him where the waters went;
A ring I've got of Samson's hair,
The same which Dalilah did wear . . .
A lawyer's conscience, large and clear,[1])
Fit for a judge himself to wear . . .
It is my wish, it is my glory,
To furnish your nicknackatory," *etc.*[2])

e) Zu *Thou Ling'ring Star.*

Neben den von mir bereits in den *Quellenstudien* (s. 208 f.) herangezogenen vorstufen zu diesem gedichte verdient auch das folgende liedchen, dessen starke abhängigkeit von dem a. a. o. zitierten Thomson'schen *Song* in die augen springt, beachtung[3]):

"Tell me thou dear departed shade,
Ah tell me whither art thou flown,
to what delightfull place convey'd
what distant world to me unknown?

Say does thy airy flight extend
far back as our once fav'rite bow'r?
dost thou my lonely walks attend
or visit me at midnight hour?" *etc.*

---

[1]) Man glaubt hier den matten vorklang von einigen der beissendsten verse *Tam o' Shanter's* (*The Centenary Burns,* I 440) zu spüren.

[2]) Eine ähnliche, aber durchaus ernst gemeinte aufzählung s. in *The Pilgrim's Progress* (Glasgow 1836, p. 164).

[3]) *The Ladies' Collection of Catches, Glees, Canons* . . . Selected . . . by John *Bland.* Continued & sold by R[t]. Birchall . . . [Nr. 2, p. 146; ca. 1787?].

f) Zu *The Cares o' Love.*

Als Burns' hauptvorlage erweist sich neben den in meinen *Quellenstudien* (s. 237) angeführten Dryden'schen versen das folgende lied aus der sammlung *The Hive,* IV 224 (London 1732)[1]:

*The Inference.*

"The cares of lovers, their alarms,
Their sighs, their tears, have pow'rful charms:
And if so sweet their torment is,
Ye gods! how ravishing the bliss!
So soft, so gentle is their pain,
Tis ev'n a pleasure to complain."

g) Zu *From Esopus to Maria,* v. 23 f.

"The hero of the mimic scene, no more
I start in Hamlet, in Othello roar;
*Or, haughty Chieftain, 'mid the din of arms,*
*In Highland bonnet woo Malvina's charms.*"

Der dichter spielt hier[2]) vermutlich an auf die ihrer zeit vielgegebene 'ballettpantomime' *Oscar and Malvina; or, the Hall of Fingal* (zum ersten male aufgeführt im Covent Garden Theatre am 20. Oktober 1791). Der inhalt des von Ossian angeregten stückes ist folgender: Zur hochzeitsfeier von Oscar und Malvina haben sich die clane, denen beide angehören, in der halle Fingal's versammelt. Ein bote berichtet, dass der mächtige häuptling Carrol mit seinen leuten herbeiziehe, um Malvina's hand für sich zu verlangen. Bald darauf tritt Carrol selbst auf. Da er anscheinend über die bevorstehende feier in unkenntnis ist, wird ihm das nötige mitgeteilt; er gibt sich, wiederum nur dem anscheine nach, zufrieden und 'assumes the garb of friendship'. Nachdem es ihm auf diese weise geglückt ist, seine wirklichen, auf den besitz Malvina's hinzielenden absichten zu verschleiern, setzt er, in der verkleidung eines pedlar, seinen anschlag ins werk. Es gelingt ihm, Malvina zu rauben und Oscar in fesseln zu werfen; am ende jedoch erfolgt die glückliche befreiung der beiden und die bestrafung des verräters, der seine schuld mit dem tode büssen muss.

---

[1]) Es mag hier angemerkt werden, dass das unter Gay's namen gehende lied *My passion is as mustard strong* in demselben bande unter dem titel *A Song of Similies* erscheint; vgl. dazu meine *Quellenstudien,* s. 20, anm. 1.

[2]) Die mir bekannten Burns-ausgaben schweigen darüber.

9.

## Zu Byron's gedicht *To Mary*.

Das in den *Fugitive Pieces* (1806), p. 17—19 erscheinende, später unterdrückte gedicht[1]) bewegt sich namentlich in den strophen XII ff. im gleise solcher lyrika der restaurationszeit wie *Tom and Doll* (VI; *Pills to Purge Melancholy*, 1719, II 27) oder *Young Coridon and Phillis* (ib. 1707, III 205). In der ersten strophe hat Byron offenbar auf das bekannte lied von William Walsh geblickt:

> "Of all the torment, all the care,
> By which our lives are curst,
> Of all the sorrows that we bear,
> A rival is the worst," *etc.*

Str. VI wirtschaftet mit reminiscenzen an verse des Shakespeare'schen *Richard II.* (II 1, 33 ff.):

> "His rash fierce blaze of riot cannot last,
> For violent fires soon burn out themselves . . .
> He tires betimes that spurs too fast betimes;
> With eager feeding, food doth choke the feeder," *etc.*

Der 'glaring God of Day' in str. XIII mahnt an Burns' *Yestreen I had a Pint o' Wine* (V 1), ein lied, in dem ja gleichfalls die erinnerung an stunden sinnlichster leidenschaft nachglüht; die verse Byron's

> "And smile to think how oft we've done,
> What prudes declare a sin to act is"

stellen sich direkt zu den folgenden des Burns'schen liedes:

> "The Kirk an' State may join, and tell
> To do sic things I maunna."

Über den in den letzten strophen gebrauchten kunstgriff des heranziehens antiker mythologie zu erotischer schilderung vergleiche die bemerkungen Walzel's im Euphorion, V 791. Ist es eine täuschung, wenn ich das von Byron verwendete Concetto schon vor ihm einmal gefunden zu haben glaube?

10.

## Zu Shelley's *Adonais*.

Wie wenige erzeugnisse der Shelley'schen muse zeigt sich der *Adonais* von dem geiste fremder dichtung genährt, an der form älterer poesie (bis zur nachahmung) gebildet. Darüber ist von den erklärern des gedichtes viel gesagt worden; aber mancherlei

---

[1]) Jetzt zugänglich in den Engl. Stud. 26, 461 ff.

bleibt noch nachzutragen. Die folgenden notizen wollen in diesem Sinne zu einigen stellen nachweise von vorstufen resp. mutmasslichen quellen bringen, die in den kommentaren und kritiken des *Adonais*, soweit mir bekannt, nicht zu finden sind.

Zu str. II, z. 7—9:

"the fading melodies  
With which, like flowers that mock the corse beneath,  
He had adorned and hid the coming bulk of Death"

vgl. Byron's *One Struggle more, and I am free*. III, 1—4:

"In vain my lyre would lightly breathe!  
The smile that sorrow fain would wear  
*But mocks the woe that lurks beneath,*  
*Like roses o'er a sepulchre.*"

Zu str. VI, z. 3—4: Neben der 'graceful reference to one of Keats' own poems' (Hales) möchte ich in diesen versen zugleich eine unbewusste reminiscenz an *Romeo and Juliet*, V 3, 12 ff. sehen:

"Sweet flower, with flowers thy bridal bed I strew . . .  
Which with sweet water nightly I will dew,  
Or wanting that, with tears distill'd by moans," *etc.*

Auch die verse 6 ff. lassen an *Romeo and Juliet* (IV 5, 28 f.) denken:

"Death lies on her, like an untimely frost  
Upon the sweetest flower of all the field,"

wie denn der 'unpastured dragon' in str. XXVII, z. 4 an Shakespeare's 'empty tigers' (R. J. V 3, 39) erinnert. Auf die ähnlichkeit zwischen *Adonais* III, 7 ff. und *Romeo and Juliet*, V 3, 103 ('Shall I believe That unsubstantial death is amorous,' etc.) ist bereits von Hales und andern hingewiesen worden.

Zu str. XX f.: Neben der einwirkung bukolischer motive [1]), zu der sich anregungen von Lucrez her gesellen mögen, scheinen mir diese strophen auch den einfluss folgender stellen der *Night Thoughts* (VI 677 ff.; 701 ff.) zu verraten:

"Look Nature thro', 'tis revolution all;  
All change, no death [2]). Day follows night, and night  
The dying day; stars rise, and set, and rise . . .  
What hence infers Lorenzo? Can it be?  
Matter immortal? And shall spirit die?  
Above the nobler, shall less noble rise?  
Shall man alone, for whom all else revives,  
No resurrection know?" *etc.*

---

[1]) Vgl. *Anglia* IX 214.

[2]) Diese der griechischen philosophie so vertraute vorstellung begegnet bei Shelley öfters; so heisst es in dem gedicht *The Cloud* (1818?) 'I change, but I cannot die.' S. auch H. Richter's Shelley p. 536.

Noch für einige spätere stellen des gedichtes bietet Young analogien; so darf zu *Adonais* XXXIX 1, XLI 1 an *Night* III 511 ('Life dies, compar'd; life lives beyond the grave')[1]) erinnert werden; zu XXXIX 3 hätte H. Richter (s. 534) *Night* I 116 ff. ('This [scil. das leben] is . . The land of apparitions, empty shades! All, all on earth is shadow, all beyond Is substance', etc.) heranziehen können, und LII 5 gemahnt in der sprache an *Night* I 204 f. 'Death! . . 'tis thine *To tread out* Empire', etc.

Zu str. XXXI, z. 6 ff.:

"and now he fled astray . . .
And his own thoughts along that rugged way
Pursued like raging hounds their father and their prey"

vgl. *Twelfth Night* I 1, 25 ff. oder besser noch Daniel's *Sonnet V:*

"Which turn'd my sport into a hart's despair,
Which still is chas'd, while I have any breath,
By mine own thoughts, set on me by my Fair:
*My thoughts like hounds pursue me to my death*, etc.

Berlin. Otto Ritter.

---

## ENGLISCHE EIGENNAMEN IN ÜBERSETZUNGEN.

Übersetzen ist eine kunst, obwohl sie häufig sehr handwerksmässig betrieben wird, und in der kunst sind regeln meistens vom übel. Es scheint daher von vornherein misslich, die frage: Sollen eigennamen übersetzt werden? aufzuwerfen. Das ist privatsache der übersetzer, ihr geschmack und sprachgefühl hat das allein zu entscheiden, werden die meisten erwidern; wozu soll man pedantisch eine theorie aufstellen, wenn uns die praxis zeigt, dass es eine norm hierfür nicht gibt? Die einen übersetzen beherzt alle eigennamen, und zwar in der weise, dass sie die vornamen durch die entsprechenden in der eigenen sprache ersetzen, die nachnamen erforderlichenfalls mundgerecht machen; die anderen behalten die ursprüngliche form bei; noch andere sind zu einem kompromiss bereit. Wer hat recht? Gibt es hier überhaupt ein recht?

Nie und nirgends ist so viel übersetzt worden wie in unserem zeitalter, und wir nehmen zweifellos die erste stelle ein. Es sei nur daran erinnert, wie lückenlos uns die skandinavische literatur

---

[1]) Die antiken quellen dieses gedankens s. in Ebert's kommentar zu den Nachtgedanken. Shelley's 'he is not dead' stellt sich eng zu Antiphanes' bekanntem '*οὐ γὰρ τεθνᾶσιν*'.

etwa seit einem jahrzehnt vorliegt. Ein neuer roman von Zola oder ein neues drama von Sudermann erscheint heute fast gleichzeitig in mehreren kultursprachen. Nun gibt es bekanntlich zwei arten von übertragungen: konservative und radikale. Erstere steht auf dem standpunkte, nichts hinzuzusetzen und nichts zu verschweigen, das werk des dichters genau so, wie er es geschrieben hat, der anderen sprache einzuverleiben. Diese art überwiegt heutzutage bei weitem. Die radikale besteht in einer umarbeitung, die fast einer neuschöpfung gleichkommen kann. Der mittler erblickt seine aufgabe darin, alles, was an ein fremdes werk erinnern könnte, von grund aus zu beseitigen; die personennamen, der schauplatz der handlung, mitunter der dialekt werden translociert. Bei dieser entwurzelung kann der fall eintreten, dass ganze partien unterschlagen werden, weil es dafür kein äquivalent gibt; oder es wird dafür etwas eingesetzt, was das original mutatis mutandis noch am ehesten erreicht. In Deutschland sind solche übertragungen verhältnismässig selten geworden, vielleicht weil nur ein verschwindend kleiner prozentsatz von dolmetschen den mut und das geschick zu so durchgreifenden transsubstantiationen besitzt, vielleicht aber auch weil sie eingesehen haben, dass sie zwischen zwei stühlen sitzen: denn der übersetzer ist der diener des originals und nicht sein herr. Mitunter entziehen sich diese bearbeiter der kontrolle, indem sie es nicht einmal für der mühe wert halten, ihre quelle zu nennen; sind sie besonders ehrlich, so fügen sie »nach einer idee von X. X.« hinzu. In England dagegen erfreut sich dies verfahren weitgehender beliebtheit; namentlich französische romane werden skrupellos für die Londoner bühne ausgeschlachtet.

Zum glück spotten viele werke — und gerade die besten — solcher umpflanzungen. Man pflegt dann zu sagen: der betreffende dichter ist unübersetzbar. Das hat man mit recht von Maupassant behauptet. Aus der englischen literatur des letzten jahrhunderts könnte ich leicht ein dutzend namen aufzählen; der eine, Dickens, genüge. Wir besitzen eine ganze reihe übersetzungen von ihm, doch nicht eine einzige erfüllt billige ansprüche. Und wer möchte sich getrauen, Thackeray in unser geliebtes Deutsch zu übertragen?

Für diese skizze kommen die radikalen übersetzungen nicht weiter in betracht. Denn ob der held einer mit stumpf und stiel ausgegrabenen geschichte, der im original etwa Louis Charpentier

hiess, fortan Ludwig Zimmermann oder August Schneider heisst, das läuft auf eins hinaus. Handelt es sich um ein englisches werk, so wird die namensänderung in den meisten fällen unumgänglich sein, weil die englischen namen, insbesondere die vornamen, leicht falsche vorstellungen erwecken.

Und das führt mich dazu, ein wort über die englischen vornamen vorauszuschicken. Den frauen gebührt der vortritt. In England sind bekanntlich die kosenamen für das weibliche geschlecht weit mehr an der tagesordnung als bei uns. Kosenamen sind unübersetzbar. Mit *Bess* (für *Elizabeth*), *Nell* (für *Helen*), *Nan* (für *Annie*), *Griggs* (für *Gertrude*) u. s. f. wissen wir nichts anzufangen; bei uns lauten die entsprechenden namen: *Liesel, Lene, Annchen, Trude.* Die hälfte aller weiblichen englischen eigennamen existiert überhaupt bei uns nicht: z. b. *Edna, Florence, Iza, Jessie, Mabel, Maggie, Maisie, May, Peggy, Rhoda, Tessie* u. v. a. Was bleibt da dem übersetzer übrig, als gute miene zum bösen spiel zu machen und die waffen zu strecken? Noch schwieriger verhält es sich mit den männlichen namen. Die meisten Engländer besitzen zwei vornamen, deren zweiter häufig mit dem anfangsbuchstaben abgekürzt wird *(Stanley J. Weyman)*; seltener ist dies bei dem ersten der fall *(A. Conan Doyle).* Der erste ist der rufname (*John, Henry, Charles, William* u. s. f.), der zweite bleibt uns bisweilen in seinem ursprung dunkel. Am öftesten wird er den familiennamen der mutter oder eines vorfahren oder sonstigen verwandten darstellen (*Percy Bysshe Shelley, Samuel Taylor Coleridge* u. s. f.); daneben kann er der nachname des paten sein, an eine berühmte begebenheit anknüpfen, auf die näheren umstände bei der geburt hinweisen (etwa *Seaborn*) u. dgl. Ob eine dieser möglichkeiten bei den namen *Jerome Klapka Jerome, Clement Molyneux Royds, Felix Calvert Mackenzie, William Wymark Jacobs* zutrifft, vermag ich nicht zu sagen. Man braucht nur den Tauchnitzkatalog nachzuschlagen, um eine hübsche blütenlese vertrackter namen beisammen zu finden. Und wie soll es der übersetzer damit halten?

Wie hat es denn der grosse übersetzungsmeister August Wilhelm Schlegel getan? Vielleicht vermag sein beispiel alle zweifel zu zerstreuen. Da von Shakespeare's tragödien und komödien nur je eine auf englischem boden spielt, seien die historien an erster stelle berücksichtigt. »König Johann«: *Prinz Heinrich, William Langsword, Jakob Gurney* (im Englischen:

*James*), *Louis der Dauphin von Frankreich.* Also der englische thronfolger erhält einen deutschen, der französische behält den eigenen namen. (Zur rechtfertigung liesse sich allenfalls anführen, dass *Ludwig* eine silbe mehr zählt, was im vers seine unannehmlichkeiten haben könnte.) Ferner: *William Langsword,* aber *Jakob Gurney.* Warum nicht *Wilhelm Langsword?* Warum nicht *Wilhelm Langschwert?* Das söhnchen des herrn Page in den »Lustigen weibern von Windsor« wird doch auch *Wilhelm* genannt. Im allgemeinen darf man sagen: die vornamen hat Schlegel nicht geschont. Freilich lässt sich kein grund einsehen, warum er *Sir Hugh Evans* und *Sir John Falstaff* beibehalten hat, zumal der feiste ritter von seinen kumpanen gelegentlich *Hans* genannt wird. Von einer einheitlichkeit kann da kaum die rede sein. Interessanter sind die fälle, wo sich Schlegel zu einer namensänderung entschloss. Zwei seien hier erwähnt. Dass das englische *Juliet* nicht übernommen wurde, ist darum selbstverständlich, weil für uns das diminutiv *Julchen* einen komischen beigeschmack hat, vielleicht schon für Schlegel hatte. Wir würden uns ein *Julchen* eher als die heldin eines komischen epos von Wilhelm Busch als einer liebestragödie von William Shakespeare denken. (*Julia* klingt übrigens meinem gefühl nach edler als *Julie*, wie andere geschrieben haben.) Dass aber aus *Sir Andrew Aguecheek* ein *Christoph Bleichenwang* wurde, kann nicht gebilligt werden; gegen *Andreas* lässt sich nicht das mindeste einwenden, die vermehrung der silbenzahl fällt nicht ins gewicht, sobald man *Andres* schreibt, und da es sich um eine komische figur handelt, ist diese form durchaus statthaft. Mit fug hat z. b. Dingelstedt dem junker wieder zu seinem rechten namen verholfen. Sollte uns wirklich ein verbesserter Schlegel geschenkt werden, so wird sich die übersetzungskommission auch mit diesem winzigen punkt zu beschäftigen haben. Andererseits darf man nicht mit dem lobe kargen für die treffsicherheit, mit der Schlegel einige namen eingedeutscht hat. *Frau Hurtig (Mrs. Quickly)* und *Dortchen Lakenreisser (Doll Tear-Sheet)* scheinen mir den preis zu verdienen. Wenn bei Dingelstedt aus der wackren wirtin eine *frau Raschmacher* geworden ist, so bedeutet das der *Hurtig* gegenüber eine verwässerung, aber keine verbesserung. Trotzdem ist Schlegel in der aneignung vielleicht etwas zu weit gegangen. Die namen der komischen gestalten, die zugleich charakterisierend sein sollen, hat er samt und sonders übertragen. Dann wundert man sich wieder,

dass aus *Falstaff* kein *Fallstab* geworden ist. Genug der beispiele. Sie werden dartun, dass man von einer gesetzmässigkeit bei Schlegel nicht sprechen kann. Nach gutdünken lässt er stehen oder übersetzt er. Die grössere willkür herrscht allerdings bei den vornamen. In dieser beziehung ist der meister schwerlich ein muster.

Vielleicht ergeben sich jedoch aus dieser kleinen namenlese einige allgemeine gesichtspunkte. Herrschernamen — das leuchtet ein — werden der fremden sprache angepasst; und zwar nicht nur die namen der regierenden monarchen, sondern auch die der mitglieder eines fürstlichen hauses. *King John* ist für uns selbstverständlich *König Johann;* wir sagen ebenso: *Karl I.* und *Eduard VII.* und *Ludwig XIV.,* genau so gut wie die Engländer von *William II,* die Franzosen von *Guillaume II* und die Amerikaner jetzt von *Prince Henry* sprechen. Da hat also kein volk vor dem andern etwas voraus.

Ebenso steht es mit den ländernamen. Jedes volk macht sie sich völlig zu eigen. Deutschland ist für die Franzosen *l'Allemagne* und für die Engländer *Germany; la Suisse* ist für uns *die Schweiz,* für die Engländer *Switzerland,* für die Italiener *Svizzera* u. s. f. Wollte man *Mexiko* mit dem spanischen *x*-laut im Deutschen aussprechen, so klänge das recht affektiert. Auch hier eine regel ohne ausnahme! Etwas anders verhält es sich schon bei den städte- und flussnamen. Frankreich gegenüber haben wir uns nur zwei änderungen gestattet: wir geben *Paris* ein tönendes schluss-*s* und sprechen von *der Rhone,* obwohl die schulmeister letzteres für falsch erklären, da es im Lateinischen *Rhodanus* und im Französischen demgemäss *le Rhône* heisse; aber der sprachgebrauch kümmert sich nicht immer um die richtigkeit. In England ist uns nur die orthographie des hauptstroms zum opfer gefallen: aus *Thames* ward *Themse;* sonst weicht unsere aussprache von der englischen nur in den beiden städten *London* und *Oxford* ab, denen wir zwei gleichwertige *o*-laute zu teil werden lassen. Unsere änderungen beschränken sich in der regel auf die hauptstädte: *Edinburg, Antwerpen, Brüssel. Moskau* u. s. f. (Besonders viel italienische städtenamen haben wir dagegen verdeutscht: *Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Venedig* u. s. f.) Franzosen und Engländer gehen in der adaptierung unserer städtenamen viel weiter. Das kleine *Göttingen* lautet bei den Franzosen *Goettingue,* und die Engländer machen sich so ziemlich alle geo-

graphischen namen mundgerecht, wenn sie auch in der schreibung sich mit dem notwendigsten begnügen (*Leipsic, Francfort, Strasburg* u. s. f.). Wir sehen also hier, wie der sprachgebrauch der einzelnen länder schwankt, dass aber Deutschland am zurückhaltendsten verfährt.

Die gleiche betrachtung lässt sich bei den namen berühmter persönlichkeiten anstellen. Die Engländer kennen nur einen *Frederick Schiller,* die Franzosen einen *Henri Heine;* wir aber reden von *John Milton, Charles Dickens, Henrik Ibsen, Edmond Rostand,* und obwohl wir *Shakespeare* lieben wie einen der unsrigen, bleibt sein vorname *William* unangetastet — selbst in der poesie (»William, stern der höchsten höhe«); nur auf theaterzetteln wird er manchmal wenig geschmackvoll zu *W.* abgekürzt, ohne das es darum jemandem beifiele, ihn *Wilhelm* zu benamsen. Nun denn: *William Shakespeare!* Das mag uns einen fingerzeig geben. Danach könnte man den grundsatz aufstellen: Personennamen (die vornamen eingerechnet) lasse man ihre ursprüngliche form.

Es wird sich im folgenden erweisen, welche unzuträglichkeiten bei übersetzungsversuchen entstehen, wie scheinbar unwesentliche veränderungen nachhaltige folgen haben können. Ich möchte dies durch einige beispiele aus neueren englischen romanen zu erhärten suchen; was aber für die gegenwart gilt, darf auch auf die vergangenheit angewandt werden, die, wenn mich meine erinnerung nicht täuscht, in dieser beziehung noch leichtfertiger zu werke gegangen ist.

Ernst Eckstein hat einmal gesagt, die wahl der namen sei für die erzählende dichtkunst ungefähr von der gleichen wichtigkeit, wie die wahl der tonart für die musik. »Geist und geschmack offenbaren sich auch in diesem scheinbar nebensächlichen akte des produzierens aufs unverkennbarste. Der dichter hat sich mit gleicher sorgfalt vor zwei extremen zu hüten. Auf der einen seite droht ihm die Charybdis der plattheit, der banalität; auf der andern die Scylla einer übertriebenen begriffsschärfe, die der psychologischen charakteristik gewissermassen ins handwerk pfuscht.« Für den gewöhnlichen sterblichen ist der name eine zufälligkeit; für den romanhelden, der gewappnet dem haupt seines schöpfers entsteigt, keineswegs nur schall und rauch. Der klang erweckt in uns gewisse ideenassociationen. Man denke an *Arthur Pendennis, Ebenezer Scrooge, Beppo, Angela Messenger* (von Walter Besant), *Kim* (von Rudyard Kipling), an *Philine,* die *Poggenpuhls* (von

Fontane), *Renate Fuchs* u. v. a. Hier ist wirklich der name ein wichtiges stück seines trägers. Nun kann es sich ereignen, dass der name in einer fremden sprache nicht nur die ihm innewohnende bedeutung einbüsst, sondern ganz andere gedanken hervorruft.

In dieser hinsicht ist der letzte roman von Thomas Hardy lehrreich. Er heisst im original *Jude the Obscure* und ist kürzlich in einer deutschen übertragung von A. Berger unter dem titel *Juda, der unberühmte*[1]) erschienen. Dass aus dem *Jude* des originals im Deutschen ein *Juda* geworden, ist als seltener ausnahmefall durchaus zu billigen; *Jude* kann der held in einem deutschen buch nicht heissen, selbst wenn es aus dem Englischen übersetzt ist, weil das lautbild eine störende illusion weckt. Bei dieser gelegenheit sei eine bemerkung über biblische namen eingeschoben. Bekanntlich sind sie in England weit verbreiteter als bei uns, und speziell alttestamentarische namen, »die aus dem Niltal mitgeschleppte plage«, begegnen nicht nur bei Israeliten, sondern sogar unter dem hochadel. Wem fielen da nicht *David Copperfield,* Dickens' berühmtester held, und *Rebecca Sharp,* Thackeray's berühmteste heldin, ein? In uns können diese namen leicht falsche vorstellungen erzeugen, und wir tun jedenfalls besser daran, von *dēwĭd Copperfield* zu reden, ohne dass wir uns dem vorwurf des literarischen snobtums auszusetzen brauchten. *Rebecca Sharp,* die uns einen ganz anderen typus suggeriert, wird ja von Thackeray selbst meist *Becky* genannt — ein beispiel, das sich *Rebekka Lombard,* die belesene heldin der novelle »Herrin« von dem im englischen roman wohlbewanderten Friedrich Spielhagen, zu nutze macht. Trotzdem würden wir es uns energisch verbitten, wollte sich der übersetzer die freiheit nehmen, *Copperfield* etwa *Georg* und *Miss Sharp* etwa *Gertrud* zu taufen; auch *Esther* geht uns als name für ein dienstmädchen, ganz abgesehen von Grillparzer's Dramenfragment, gegen den strich, und doch, wie be-

---

[1]) Wenn titel übersetzt werden müssen, sind sie nicht selten eine arge crux für den dolmetsch, aber das entschuldigt ihn nicht, den sinn so zu verkennen, wie es hier geschehen ist. *Obscure* heisst allerdings meistens 'unberühmt' (z. b. in der folgenden stelle aus Robert Burns' Commonplace-Book: "Obscure I am, and obscure I must be, though no young Poet, nor Young Soldier's heart ever beat more fondly for fame than mine"), hier aber 'der mann im schatten, der einsame', in dem sinn, wie Gerhart Hauptmann das wort gebraucht hat.

zeichnend ist der biblische name für die methodistische heldin des romans "Esther Waters" von George Moore! Die verwandlung des *Jude* in einen *Juda* war also geboten. Die verwandlung der *Sue* in eine *Suse* sollte verboten sein. Denn *Suse* hat für uns etwas phlegmatisches, zum träumen geneigtes, und gerade das gegenteil davon finden wir bei *Sue Bridehead.* In dieser scheinbar belanglosen zutat der übersetzerin offenbart sich weder geist noch geschmack.

Zwei weitere fälle seien hier noch verzeichnet. Das sonst vortrefflich verdeutschte »Neue Dschungel-buch« [1]) von Rudyard Kipling macht aus dem *Mowgli* des originals einen *Mogli.* Die übersetzerin vermutete wahrscheinlich, *Mowgli* sei für uns zu schwer auszusprechen (ist etwa *Nechljudow* bei Tolstoi einfacher?); aber das *ow* ist hier kein mono-, sondern ein diphthong, und ich vermag daher nicht einzusehen, wenn sich überhaupt die notwendigkeit einer änderung erweisen lässt, warum der Dschungelknabe *Mogli* statt *Maugli* genannt werden soll. — Ohne alle konsequenz ist der übersetzer der "Tales of Mean Streets" [2]) von Arthur Morrison verfahren. Hier wird der versuch unternommen, die geschichten aus dem Londoner Ostend auf Wiener boden zu verpflanzen. Gewonnen haben diese realistischen skizzen dadurch kaum, denn der Wiener dialekt besitzt etwas weiches, geschmeidiges, anmutiges, musikalisches, während das rauhe, ja rohe Cockney des East-End sogar das Berlinische noch an »ruppigkeit« übertrifft. Die zweite geschichte darin wird keck *Die Lisl Hunt* benannt. *Lisl* und *Hunt,* ein deutscher kosename und ein vollblütig englischer nachname: die zusammenstellung ist recht bedenklich. Ein paar zeilen später kommt der name ihres künftigen mannes vor: *Billy Chope*, und der übersetzer ändert keinen buchstaben; *Billy* entspricht aber genau unserem *Willy. Lisl Hunt* und *Billy Chope* — wie reimt sich das zusammen?

Diese beispiele zeigen, dass die modernen dolmetsche in der unsicherheit der namenbehandlung Schlegel noch um ein erkleckliches überflügeln; sie wissen in ihrer verworrenheit nicht aus noch ein. Mit rücksicht darauf sei ihnen empfohlen, die englischen eigennamen mit ausnahme der regenten und berühmter

---

[1]) Vita, Deutsches verlagshaus, Berlin.

[2]) »Geschichten aus den winkelgassen« von Edward Falck. Wiener verlag, 1900.

personen aus der geschichte und sage, falls nicht zwingende gründe zu einer änderung vorliegen, völlig unberührt zu lassen. Nach meinen erfahrungen scheint mir das am erspriesslichsten. Ob im Französischen dasselbe Noli me tangere zu gelten hat, wage ich nicht zu entscheiden. Im Englischen ist es schon aus dem grunde ratsam, weil sich die mehrzahl der eigennamen überhaupt nicht übersetzen lässt oder, wenn sie übersetzt wird, sich mit der deutschen namengebung nicht deckt.

Noch ein kurzes wort über ortsbezeichnungen, vornehmlich strassennamen. Soll man aus der *George Lane* eine *Georgsgasse* und aus *Bishop's Gate* ein *Bischofstor* machen? Der sprachgebrauch schwankt: wir reden zwar von der *Avenue de l'Opéra* und dem *Boulevard des Italiens,* aber vom *Markusplatz* und wohl auch von der *Fünften Avenue.* Unsere übersetzer bevorzugen die letztere art. *Oxford Street* in London ("the street which from Oxford has borrowed its name") heisst bei ihnen allemal *Oxfordstrasse.* Die konsequenz wäre, dass sie z. b. *Regent Street,* ebenfalls in London, *Regentenstrasse* nennen müssten; damit wären wir aber im Berliner Tiergarten und nicht mehr in der vornehmen Londoner geschäftsstrasse. Und doch scheuen sie nicht davor zurück: der roman von Richard Whiteing *No. 5 John Street* wird skrupellos mit *Johannstrasse 5* wiedergegeben. Dagegen hat Gillan Yase kürzlich einen roman *Under the Linden* (und nicht *Under the Limetrees*) genannt. Ich würde mich in jedem falle für beibehaltung der im lande üblichen bezeichnung entscheiden, schon deshalb, um das lokalkolorit nicht zu verwischen. Denn auch hier können leicht missdeutungen entstehen. Neunzig von hundert übersetzern würden z. b. *Montague Place* in London mit *Montague-platz* wiedergeben; nun ist *Montague Place* aber kein platz, sondern eine mässig breite strasse; und selbst wenn sie wüssten, dass *platz* im Englischen durchaus nicht immer *place* heisst (dafür gibt es den ausdruck *square*), und sie würden dafür *Montague-strasse* setzen, so wäre uns auch nicht gedient, weil wir dabei natürlich an die benachbarte *Montague Street* dächten. Aber das ist ja so unwichtig, wird man mir einwenden, in anbetracht der tatsache, dass weitaus die meisten leser nicht wissen, was *lane* und *gate* und *square* bedeutet; in einer übersetzung darf doch kein unverständliches wort stehen bleiben. Darauf erwidere ich: für die ungebildeten wird überhaupt nicht übersetzt, die mögen das gute lesen, was sie in ihrer

muttersprache besitzen. Der halbwegs gebildete leser weiss aber, wenn er *Street* liest, dass er sich in England, wenn er von *Francs* hört, dass er sich in Frankreich, wenn er *Werst* liest, dass er sich in Russland befindet. Will der übersetzer etwas besonderes für seine leser tun, so kann er ja, wenn die betreffende orts-, münz- oder massangabe von belang ist, zu einer anmerkung seine zuflucht nehmen; aber er sollte in keinem falle vergessen, dass sein vornehmlichster zweck darin besteht, uns nie die illusion zu rauben, dass wir es mit einem fremden werk zu tun haben.

Berlin. Max Meyerfeld.

---

## EINE STELLE IN BYRON'S *CHILDE HAROLD* UND GEIBEL'S *TOD DES TIBERIUS*.

In Geibel's *Tod des Tiberius* träumt der im hofe wache haltende germanische kriegsknecht von seiner heimat:

Er dacht' an seinen wald im Wesertal:
Die düstern wipfelkronen sah er ragen,
Er sah am mahlstein die genossen tagen,
Blank jedes wort wie ihrer streitaxt stahl,
Und treu die hand zum sühnen wie zum schlagen.
Und an sein liebes weib gedacht' er dann;
Er sah sie sitzen an des hüttleins schwelle
Im langen, gelben haar, wie sie, mit schnelle
Die spindel wirbelnd, in die ferne sann,
Wohl her zu ihm; und vor ihm spielt' am rain
Sein knabe, der den ersten pfeil sich schnitzte,
Und dem so kühn das blaue auge blitzte,
Als spräch's: Ein schwert nur, und die welt ist mein.

Wahrscheinlich wurde Geibel zu dieser stelle angeregt durch die berühmten verse Lord Byron's im *Childe Harold* IV 140 f., zu denen der englische dichter durch die statue des sogenannten »sterbenden fechters« im kapitolinischen museum veranlasst wurde:

I see before me the Gladiator lie:
He leans upon his hand — his manly brow
Consents to death, but conquers agony,
And his droop'd head sinks gradually low —
And through his side the last drops, ebbing slow
From the red gash, fall heavy, one by one,
Like the first of a thunder-shower; and now
The arena swims around him — he is gone,
Ere ceased the inhuman shout which hail'd the wretch who won.

He heard it, but he heeded not — his eyes
Were with his heart — and that was far away;
He reck'd not of the life he lost nor prize,
But where his rude hut by the Danube lay —
There were his young barbarians all at play,
There was their Dacian mother — he, their sire,
Butcher'd to make a Roman holiday —
All this rush'd with his blood — Shall he expire
And unavenged? Arise! ye Goths, and glut your ire!

Wie Byron an die Goten als zerstörer des römischen reiches erinnert, so erscheinen auch dem germanischen krieger Geibel's seine volksgenossen vor dem geistigen auge als vernichter der römisch-heidnischen kultur und ausbreiter des christentums:

Und nun — wie kam's nur? — über seinen eichen
Sah er dies kreuz erhöht als siegeszeichen,
Und seines volks geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich über den gefilden
Von waffen wogt' es: und auf ihren schilden
Stand jener mann, und glorie strahlt' um ihn.

Northeim. R. Sprenger.

---

# AGS. *BLǢCE, BLǢCÐRŪSTFEL.*

Über einige im gefolge des adjektivs ags. *blāc* 'hell, licht', 'bleich, blass' = as. *blēk*, mnl. *bleec*, ahd. *bleih*, aisl. *bleik-r* stehende nominalbildungen, besonders solche, die 'hautausschlag' und 'aussatz' bezeichnen, sind in der ags. lexikographie und grammatik zur zeit noch anschauungen in umlauf, die der berichtigung bedürfen. Ich hoffe im folgenden das obwaltende dunkel ein wenig lichten zu können.

Man stellt zu *blāc* insgemein bisher die nebenform "*blǣc*" auf; so Bosworth-Toller, Dict. 107a, und Skeat, Etym. dict. of the Engl. language[2] 66a. Ebenso Kluge und Lutz, Engl. etymol. 20a f., die dann weiter auch lehren, dass hier schon spätags. dieselbe skandinavische entlehnung erscheine, die man für me. *bleik* und ne. *bleak* anzunehmen habe. Ebenso ferner Murray, New Engl. Dict. 1, 910c, dieser, indem er meint, dass die "variant form of *blāc*", von der auch das veraltete ne. *bleach* und me. *bleche* fortsetzungen seien, auf urgerm. **blaiki-z* beruhe, während *blāc* selber auf ein **blaiko-z* zurückgehe, womit also der verzicht auf herstellung alter einheitlichkeit der stammbildung ausgesprochen wird.

Aber der ansatz des "*blǣc*" hat überhaupt keine gewähr oder begründung. Belegt ist von dem adjektiv mit dem umlaut in der wurzelsilbe nur der acc. sing. fem. in *blǣce brimrāde* Andr 1262, und dazu kann und wird der nom. sing. masc. ein *blǣce*, d. i. phonetisch *blǣče*, gewesen sein. Zu dieser erkenntnis kam auch schon T. E. Karsten, Studier öfver de nordiska språkens primära nominalbildning 1, 58 anm. 2, indem er sehr einleuchtend in der doppelformigkeit von ags. *blāc* und *blǣce* das bekannte symptom alter *-u-* : *-i̯o*-flexion des adjektivs sieht,

wie in den fällen ags. *stronȝ stranȝ* und *strenȝe, swār* und *swǣre, smōđ* und *smēde* u. a. (vgl. Sievers, Ags. gramm.[3], § 303, anm. 2, s. 163; Kluge, Nomin. stammbildungsl.[2], §§ 180 f., s. 87 f.; Brugmann, Grundriss 2, § 104, s. 298; Karsten a. a. o. 2, 188 f. 201 f.). Die form *blǣce,* oder richtiger gesagt ihr einfluss, zeigt sich dann auch in dem kompositum *blǣc-ern* 'lampe, laterne', eig. 'lichthaus', insofern als sich dieses zu dem danebenstehenden *blāc-ern* = got. **blaiku-razn* genau ebenso verhält wie ags. *swēt-mete, swēt-līce, swēt-wyrde,* als die durch einwirkung von *swēte* herbeigeführten formen, zu den ältern bildungen mit *swōt-* aus **swōtu-* 'süss', ags. *swōt-mete, swōt-līc, swōt-stence* (Karsten a. a. o. 2, 187. 227), auch wie ags. *strenȝ-līc* zu *stronȝ-līc, stronȝ-mōd,* indem *strenȝ-līc* einfach die analogische umbildung nach dem simplex *strenȝe* ist.

Die jüngern englischen formen, die nach Murray auf das vermeintliche ags. "*blǣc*" zurückgehen sollten, dulden ebensogut auch die herleitung aus dem Karsten'schen *blǣce;* also das me. *blēche,* woneben me. *blōk(e)* = ags. *blāc,* und die tochterform jenes, das ungebräuchlich gewordene ne. *bleach.* Dem Skandinavischen entlehnt ist aber das me. *bleik(e),* vgl. Erik Björkman, Scandin. loan-words in Middle-Engl. 41. In betreff des ne. *bleak* und der verschiednen möglichkeiten, sein verhältnis zu den ältern formen zu bestimmen, verweise ich auf die erörterungen von Murray a. a. o. 1, 111[a], Björkman a. a. o. 41 anm. 2, 52 anm. 3 und Flom, Journal of Germanic philol. 4, 10 f.

Hinfällig ist nun ferner auch das substantiv "*blǣc* n. leprosy", das Sweet, The student's dict. of Anglo-sax. 25[c], verzeichnet. Es findet sich in dieser bedeutung öfters der dativ sing. *blǣce,* in den belegen nämlich aus den Leechdoms *wiđ đām yflan blǣce, wiđ blǣce* bei Bosworth-Toller a. a. o. (s. v. *blǣco*). Mit ihm aber wird man die akkusativform zusammengehören lassen müssen, die in der glosse *viti(li)ginem* : *bleci* Corpus-gl. ed. Sweet 2117 erscheint. Das weist denn also notwendig auf ein westsächs. *blǣce (blǣče)* als nom. sing., sei es eines neutrums oder auch eines maskulins, hin; es ist eben die substantivierung der adjektivform *blǣce,* und das maskulin dieses adjektivs ist von dem gebrauche für den weissfleckigen hautausschlag nicht ausgeschlossen, auch in

gr. ὁ ἀλφός wird dieser ja als 'der weisse' bezeichnet, und im Altindischen wird von dem adjektiv *śvitrá-* 'weisslich, weiss' sowohl die maskulinform *śvitraḥ* als das neutrum *śvitram* gebraucht, um 'weisser aussatz' auszudrücken (vgl. Böhtlingk-Roth, Sanskrit-wörterb. 7, 422).

Hauptsächlich aber aus den *vitiligo*-glossen, die zugleich das nomen ags. *đrūstfel* = got. *þrūtsfill* n. 'aussatz' enthalten, wird Sweet sein unhaltbares "*blǣc* n." entnommen haben, also aus *bitiligo* : *blec thrustfel* Epin.-Erf.-gl. ed. Sweet 139 und *bitiligo* : *blaec thrustfel* Corp. gl. ed. Sweet 296. Götz, Corp. gloss. Lat. 5, 347, 31. 402, 61 und Thes. gloss. emend. 2, 424[a], liest diese glossen mit der wortzerklüftung *blecthrust (blaecthrust), fel;* aber nicht bloss der klassische philologe, oder wer sein germanistischer berater für das Ags. war, verfallt diesem irrtum, auch sogar bei Sweet, The student's dict. 25[c], findet man das sonderbare "*blæcþrūst* m. leprosy" gebucht, obwohl er doch als herausgeber der glossen davon nichts weiss und auch in seinem dict. 184[b] "*þrūstfell* n. leprosy" zulässt, lediglich doch eben auf grund jener glossen, da das wort sonst im Ags. nicht vorkommt. Es ist aber, wie ich glaube, auch nicht einmal *blec (blaec) thrustfel* zu lesen, sondern überhaupt ohne worttrennung *blecthrustfel*, und zwar in genauem anschluss an die überlieferung, die nach ausweis des Sweet'schen faksimiles der handschrift des Epinaler glossars mit vollster deutlichkeit diese zusammenschreibung in einem einzigen worte gibt. D. h. es handelt sich hier um ein kompositum *blǣc-đrūstfel*, und wir haben damit ein seitenstück zu dem *blǣc-ern* 'lampe', so dass folglich auch hier ein adjektiv "*blǣc*" oder eine ihm gleichlautende substantivform von der bedeutung "leprosy" keine stutze findet. Wie nun *blǣc-ern* im vergleich mit *blǣc-ern* das jüngere gebilde ist, so wäre auch anzunehmen, dass *blǣc-đrūstfel* an die stelle eines **blāc-đrūstfel* = got. **blaiku-þrūtsfill* zufolge vokalischer ausgleichung mit der längern und umgelauteten adjektivform *blǣce* getreten sei.

Das in der glosse Wright-Wülcker, Voc. 465, 32, überlieferte *blæco* 'pallor' wird von Bosworth-Toller zum neutrum und nom. sing. des dativs *blǣce*, *dām blǣce* der Leechdoms gestempelt. Hier aber hat das richtige schon Sweet, Dict. 184[b]: dies *blǣco* ist fem. und hat als die ent-

sprechung des abstraktums ahd. *bleichī(n)*, mhd. *bleiche* und anfränk. Ps. *bleike* fem. zu gelten, vgl. ags. *strenȝu -o, meniȝu -o* etc. als die gegenstücke zu ahd. *strengī(n), menigī(n)*, zu den gotischen schwachen substantivis auf *-ei* wie *managei* (Sievers, Paul-Braune's beitr. 1, 500 ff. 5, 147 f., Ags. gramm.[3], § 279, s. 147 f.). Über *blǣcđa* masc. in den glossen *vitiligo* : *blectha* Erf. gl. ed. Sweet 1069 und Corp. gl. ed. Sweet 2133 = Götz, Corp. gloss. Lat. 5, 399, 14, *vitilago* : *blectha* Epin. gl. ed. Sweet 1069 lehren das erforderliche von Bahder, Verbalabstr. 161 f., und Kluge, Nomin. stammbildungsl.[2], § 118, s. 60, indem sie es der kategorie der auf westgermanischem boden ziemlich zahlreich vertretenen maskulinen abstraktbildungen mit *-iþan-* (und *-aþan-*) einordnen, welche, meist verbaler, zum teil aber auch nominaler herkunft, bezeichnungen unangenehmer und krankhafter zustände sind, ags. *cleweđa* 'scalpurigo', *spiweđa* 'erbrechen', ags. *ȝicđa* = ahd. *juchido* 'jucken, krätze', ahd. *vūlido* 'fäulnis' u. ähnl. m.

Noch ein andres missverständnis, dem die hier in rede stehende gruppe angelsächsischer ausdrücke für 'hautausschlag, aussatz' unterlegen ist, habe ich zum schluss zu beseitigen. Es herrscht kein allgemeines einvernehmen darüber, dass sie auch wirklich sämtlich zu dem adjektiv *blāc* zu beziehen sind. Bei Sweet, Dict. 25[c], ist an seinem "*blæcþrūst* m. leprosy" des weitern auffallend, dass er es mit *ǣ* schreibt und unter die komposita mit *blæc* 'schwarz' stellt, während er doch unmittelbar darauf sein "*blǣc* n. leprosy" folgen lässt. Ebenso sieht Dieter, Über die sprache u. mundart d. ältesten engl. denkmäler 12. 13, in dem *blectha* und "*blec thrustfel*" der Epinaler und Erfurter glossen »tonerhöhung von *a*«, also zugehörigkeit zu *blæc* 'schwarz'. Da es auch einen dunkelfleckigen aussatz, die lepra maculosa nigra, neben der lepra alba gibt, so könnte man an und für sich ja im zweifel sein, ob mit unsern ags. wörtern die eine oder die andre art dieser hautkrankheit gemeint sei, ob sie demnach mit *ǣ* oder mit *ǽ* zu schreiben sind. Aber das wird dann jedenfalls nicht zulässig sein, dass man, wie Sweet tut, abwechselnd verfährt, beiden auffassungen gleichzeitig und promiscue nebeneinander berechtigung einräumt, da ja in den alten glossen *bleci, blecthrustfel (blaecthrustfel)* und *blectha* insgesamt das eine lat. wort *vitilīgo* zu erläutern dienen. Die entscheidung gibt dann

aber hier notwendig der spezielle wortbegriff dieses *vitilīgo*, und bei ihm war zweifellos von hause aus die vorstellung der weissen hautfleckbildung, der "macula alba in corpore", immer die vorherrschende; sie lag auch von hause aus und dem etymon nach darin ausgedrückt, da *vitilīgo*, welches auch schon Döderlein, Lat. synon. u. etym. 6, 407, als »weissling« zu deuten suchte, nach meiner demnächst an anderm orte ausführlicher zu begründenden ansicht mit dem namen des weisslich glänzenden glases lat. *vitrum* zusammengehört, sowie ferner dem gemeinkeltischen adjektiv für 'weiss', air. *find finn*, cymr. *gwyn*, corn. *guyn*, bret. *gwenn*, gall. *vindo-* in *Vindo-bona*, *Vindo-magus*, *Πεννο-ουινδο-ς* und andern orts- und personennamen, wurzelhaft verwandt ist.

Heidelberg, 20. Februar 1903.

H. Osthoff.

---

# LORD BYRON'S VERLOBUNG, EHE UND SCHEIDUNG.

Mit recht ist von verschiedenen darauf hingewiesen worden, dass über diese wichtigste periode in des dichters leben erst jetzt genügend authentisches material vorliege, seit die grosse Byron-ausgabe von Murray unter der redaktion von Rowland E. Prothero alle nur erreichbaren briefe und schriftstücke in sechs bänden dem publikum vorgelegt hat. Aber trotz — oder vielleicht wegen — dieser reichlichen quellen ist doch manches von jenen vorgängen nicht geklärt, wird vielleicht nie ganz geklärt werden. Da ich nun in meiner Byron-biographie[1]) die darstellung der heiratsgeschichte genau nach Prothero's material kontrollierte und ausarbeitete, musste es mir auffallen, dass andere nach durchlesung dieser briefe zu einer andern auffassung verschiedener einzelheiten gekommen waren als ich, — eine erscheinung, die mich zu wiederholtem studium derselben veranlasste und — mich fast durchwegs zu denselben resultaten brachte, wie ich sie in

[1]) *Lord Byron. Sein leben, seine werke, sein einfluss auf die deutsche literatur.* Heidelberg, Carl Winter, 1901.

der biographie und gelegentlich einer besprechung der Byron-ausgabe Prothero's (Engl. Stud. XXX 308—309) niederlegte. Der kritische leser möge nun entscheiden, welcher auffassung er als der richtigern beipflichten wird.

I.

In Alois Brandl's besprechung der Murray-ausgabe (D. lit. ztg. 1900, XXI 937 ff.) und meines oben genannten buches (D. lit. ztg. 1901, 3040—3041) hatte folgende behauptung mein interesse erregt: Die liebhaberin (Caroline Lamb) habe Byron fürsorglich auf Miss Milbanke aufmerksam gemacht, deren gedichte ihm geschickt und ihn auch wohl sondiert, ob ihm nähere bekanntschaft lieb sei; aus den händen der liebhaberin empfing er die gattin, da diese geliebte ihn, als sie selbst ihn lassen musste, nur der vollkommensten gönnte; dass teils leichtsinn, teils das bedürfnis nach einer rangierung seiner vermögensverhältnisse ihn zu solcher heirat bewogen, wie ich (s. 72 a. a. o.) behaupte, sei nicht mehr haltbar. Ein zweiter punkt, der für die periode seiner verlobung in betracht kommt, ist des dichters vermögenslage zur zeit seiner werbung, die Wetz, der Prothero's *Letters and Journals* ebenfalls benutzte[1]), damals für weniger verzweifelt erklärt, — ein umstand, der mir nach jenen quellen ebenfalls nicht festzustehen scheint. Für die verlobungsgeschichte kommen in betracht die briefe, darunter die an und von Miss Milbanke, an und von Caroline Lamb, sowie das tagebuch, das Byron vom November 1813 bis April 1814 führte.

Bezüglich seiner ersten folgerung verweist Brandl auf den brief Byron's vom 1. Mai 1812 an Caroline Lamb, mit der der dichter erst seit einem vierteljahr bekannt war und in der glut der ersten leidenschaft verkehrte. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass gerade eine so ausnehmend leidenschaftliche natur wie Caroline schon jetzt mit kühler vernunft daran gedacht haben soll, ihn auf eine nachfolgerin aufmerksam zu machen. Diese ansicht halte ich für bestätigt durch die stelle eines briefes Carolinens aus dem sommer 1812: *Do not marry yet, or, if you do, let me know it first. I shall not*

---

[1]) Biogr.-krit. einleitung zu *Byron's sämtliche werke*, herausgegeben von W. Wetz. Leipzig, Max Hesse.

*suffer, if she you chuse be worth of you, but she will never love you as I did.* Also noch da, als sie wegen des gewaltigen aufsehens, das ihr verhältnis erregte, und wegen ihrer familie an eine trennung denken musste, kann sie den gedanken nicht fassen; zudem ist die künftige ganz unbestimmt, da doch sonst ein name oder eine anspielung an sie zu finden wäre. In jenem obigen briefe (vom 12. Mai 1812) vielmehr, da ihm Caroline die gedichte ihrer Cousine Miss Milbanke vorgelegt hatte, ist Byron's urteil über die gedichte und die verfasserin sachlich und kühl; am schluss weist er eine nähere bekanntschaft mit der autorin zurück, die als zu grosse tugendheldin wenig anziehendes für ihn bietet. Hier ist unsres erachtens die behauptung früherer biographen die richtige, dass Lady Melbourne, die schwiegermutter Carolinens, diejenige war, die ihn, um seinet- und um ihrer familie willen, auf ihre nichte Miss Milbanke hinwies und das verhältnis in jeder weise begünstigte, und zwar nicht, wie Prothero annimmt, als die gefahr wegen Caroline schon vorüber war, sondern um ihn und die schwiegertochter aus dieser gefahr zu reissen. Sie ist es, die dann, von ihm bevollmächtigt (oder nachdem sie ihm seine einwilligung abgedrungen?), den ersten antrag im spätsommer (September 1812) macht, der mit einem korb erwidert wird. Sie ist es, über die er in seinem tagebuche (Prothero II 323, 343) in so anerkennender weise urteilt; sie ist es nach seinen eignen worten (brief an Miss Milbanke vom 25. Aug. 1813, Prothero III 397), die bei der erwählten die ersten schritte tat, um deren gefühle gegenüber Byron zu erkunden. Wie Byron Caroline Lamb im verlauf ihres verhältnisses kennen gelernt hatte und beurteilte, mochte er sie wohl für am wenigsten geeignet erachten, ihm die richtige zukünftige zu erwählen. Ebendiese Lady Caroline äussert später in ihrem briefe an Medwin (Prothero II 454) bezüglich ihrer letzten begegnung mit ihrer cousine Lady Byron: *She accused me of knowing every thing, and reproached me for not having stopped the marriage. How could I!* Also hatte die schreiberin des briefes die heirat doch kaum veranlasst!

Aus dem August 1812 datiert der abschiedsbrief des dichters an Caroline, deren wiederholte annäherungsversuche zurückgewiesen werden, und über deren spätere tollheiten das urteil des frühern geliebten immer schärfer wird (briefe vom

Januar und Februar 1813); im September wirft sich der liebesbedürftige dichter mit aller macht seiner leidenschaftlichen neigung zu Lady Oxford in die arme, die, weit älter wie er und mutter mehrerer kinder, ihn über acht monate zu fesseln versteht (bis Juni 1813), trotzdem er ihre untreue auch gegen ihn erkennt, und von der er erst mit der abreise des Oxford'schen ehepaares auf den kontinent getrennt wird; ja, er war anfangs sogar entschlossen, ihr auch dahin zu folgen.

Zur ehe hat Byron nach seiner eigenen äusserung um diese zeit (März 1813), seiner schwester Augusta gegenüber, »weder talent noch neigung«; und doch zeigt sich einige monate später (August und September) eine gewisse sehnsucht nach dem eheglück, das bei dem friedlosen und unregelmässigen leben des dichters sich leicht erklären lässt. Kaum sind die Oxfords auf dem kontinent, so ist er auch nahe daran, sich in Lady Adelaide Forbes zu verlieben, eine vielbewunderte schönheit, und »müsste er an eine frau denken, so würde es diese sein« (brief an Moore vom Juli 1813). Dieser neigung scheint auch der letztere vorschub geleistet zu haben, so dass sich Byron ihm gegenüber später (Mai 1814) geradezu entschuldigt, dass er mit seinen absichten nicht ernst gemacht habe; es scheinen dem stolzen bewerber die verwandten nicht genügend entgegengekommen zu sein. Er ist übrigens (in diesem letztern briefe) in so verzweifelt gleichgültiger stimmung, dass er im stande ist, auf der stelle zu heiraten, und zwar »irgend eine beliebige, wenn es jemand spass macht!« Demnach ist von einer starken neigung zur spätern gattin (ein vierteljahr vor der werbung) noch wenig zu verspüren!

Indessen gerät er noch in jenem sommer 1813 in einen neuen und zwar nicht ungefährlichen *scrape:* durch die neuerwachte neigung zu Frances Wetterburn Webster, der gattin eines freundes, bei dem er zu verschiedenen malen, so im September und Oktober, auf dessen landsitz Aston Hall zu besuche weilt, demselben edelsitze, aus dem Byron's vater, der gardehauptmann, seine erste gattin, die frühere Lady Carmarthen, entführt hat. Doch scheint dieses verhältnis mit Frances, die einen grossen einfluss auf den dichter ausübte, und an die, noch im Dezember 1813, die beiden sonette *An Genevra* gerichtet sind, ganz idealer natur gewesen zu

sein. In diese zeit seines verhältnisses zu Frances fällt auch zum grössten teile das vom dichter (November 1813 bis April 1814) geführte tagebuch, das für die damalige geschichte seiner stimmungen und erlebnisse deshalb von so grosser bedeutung ist, weil er dort offen und ohne maske seine gedanken niederlegt und seine urteile spricht. Während der fortdauer jenes verhältnisses mit Frances beginnt nun der briefwechsel mit Miss Milbanke wieder: ihr erstes schreiben ist vom 25. August 1813 datiert. Das tagebuch lobt ein hübsches gedicht, das sie ihm zusendet; es lobt ihre schönen augen mit den langen lidern, mit denen sie ihn nicht zu sehen vorgibt, wenn er ihr in gesellschaft begegnet; es lobt ihre schönheit, aber mit dem bedenklichen zusatz: »Sie ist, glaub' ich, méchante!« Und dann begegnen wir zum ersten male (ende November 1813) mit ihrem namen Annabella im tagebuch jener treffenden charakteristik von ihr, der »erbin, savante, dichterin etc.«, die sich auch über ihr eigentümliches gegenseitiges verhältnis äussert mit der bekannten wichtigen stelle: *without one spark of love on either side!* Dieser ausspruch, der gewiss ganz aufrichtig, ohne nebenabsichten nieder geschrieben, in diesen »bekenntnissen« Byron's sich findet, ist für die geschichte seines verhältnisses zu Annabella und dessen entwicklung von grösster wichtigkeit: jedenfalls konstatiert er wiederum, dass 3/4 jahr vor der verlobung, wenn nicht auf beiden, so doch auf seiner seite, keine spur von neigung vorhanden ist. Allerdings äussert er einige monate später (März 1814) gelegentlich der erwähnung eines briefes von Miss Milbanke: *I shall be in love with her again if I don't take care.* Dieses verliebtsein ist aber doch anderer art wie seine liebe zu Mary Chaworth oder Thyrza, die auf sein ganzes leben ein- und nachwirkten! Acht wochen zuvor denkt er z. b. an die jüngste schwester der Lady Frances, Lady C. Annesley, als seine zukünftige frau, und malt in humoristischer und ziemlich sarkastischer weise sein künftiges eheleben aus. Wie zerrissen gerade um diese zeit das gemüt unseres pessimisten ist, beweist am besten eine stelle aus einem schreiben (ebenfalls vom März 1814) an seinen vertrauten Thomas Moore, in der er betreffs liebe oder hass von den drei gegenständen der neigung spricht, die er kennt, und der einen, deren name ihm unbekannt ist. Wenige tage

später berichtet er dem freunde, dass er *in very tolerable love* ist (was wohl auf Miss Milbanke zielen wird), und von seiner bestimmten absicht, ans heiraten denken zu wollen!

Wie es mit der pekuniären lage Byron's kurz vor der verlobung gestanden, die ja, wie oben gesagt, Wetz für eine verhältnismässig günstige erklärte, so spricht für ihn wohl der umstand, dass er im Mai 1814 seiner schwester Augusta 3000 £ lieh oder vielmehr schenkte, deren gatte sich eben in einer bedrängten lage befand; es sind dies gelder von den 25000 £, die der käufer von Newstead Abbey, der in letzter stunde zurücktrat, vertragsmässig als reugeld zahlen musste. Aber nach bezahlung der dringendsten gläubiger wird davon wenig übrig geblieben sein; Wetz selbst äussert einige seiten weiter (p. 94) in seiner schilderung der verlobung, dass seine stimmung nicht der eines hoffnungsvollen bräutigams entsprach, da »ihn schwere geldsorgen drückten und er iu verlegenheit war, wie er die für den aufwand einer familie nötigen mittel aufbringen sollte«. Am meisten beweisführend aber ist hier wiederum das zeugnis des dichters selbst, der an Moore fünf wochen vor der werbung schreibt: *Claughton* (der zurückgetretene käufer) *forfeits twenty-five thousand pounds; but that don't prevent me from being very prettily ruined.* Und von welcher apathie, von welchem *taedium vitae* er erfüllt ist, dafür gibt in demselben briefe die kühl, fast objektiv gegebene stelle einen ergreifenden beleg: *For my own part, I have seriously and not whiningly neither hopes, nor prospects, and scarcely even wishes.* Das ist nicht die stimmung eines wirklich und glücklich liebenden, der kurz vor der zusage der geliebten steht!

Damit hängt nun die wichtige frage zusammen: Inwieweit war bei Byron's werbung der gedanke, eine reiche partie zu machen, direkt oder indirekt beteiligt? Nach des dichters pekuniärer lage in den letzten jahren, nach seinen eigenen anspielungen und äusserungen sind wir der ansicht, dass dieser faktor vielleicht nicht der hauptsächlichste, wohl aber einer der wichtigsten war, die ihn auf Miss Milbanke aufmerksam machten und ihn um sie werben liessen, die für eine reiche erbin galt. Im März 1813 schreibt er seiner schwester Augusta: *I cannot fortune-hunt, nor afford to marry without a fortune.* Nachdem sie ihr ja-wort gegeben,

schreibt er dem vertrauten Moore: *She is said to be an heiress, but of that I really know nothing certainly, and shall not enquire.* Und an denselben drei wochen später: *I certainly did not address Miss Milbanke with these views, but it is likely she may prove a considerable parti.* Sein zartgefühl verbietet ihm, sich nach den vermögensverhältnissen der braut zu erkundigen und selbst Moore gegenüber einzugestehen, wie unruhig er über die lage in bezug auf diese dinge ist; als er dann bei den kontrakten die wirklichen tatsachen erfährt, ist er natürlich zu stolz, darauf zu achten, und lässt der zukünftigen ein viel grösseres vermögen überschreiben, als sie selbst besitzt, was Hodgson zu der äusserung veranlasst, »Byron opfere viel zu viel«, und »Miss Milbanke's eltern müssten äusserst selbstsüchtige personen sein«. (Proth. III 155—156.) Dass der anhängliche und dankbare Hodgson die gerüchte über des freundes *Fortune-hunting* mit entrüstung zurückweist, ändert an der tatsache nichts, dass das geld doch eine der triebfedern gewesen sein muss, die den dichter beeinflussten. Ja, es lässt sich sogar behaupten, dass dies auch bei der braut der fall war! Die gewiss bezüglich des scharfsinns in ihren beobachtungen unverdächtige herzogin von Devonshire (*The Two Duchesses* p. 362) schreibt an ihren sohn, Mr. Foster, der ebenfalls ein bewerber um die hand fräulein Milbanke's ist, unter anderm folgendes (Mai 1812): . . . *she thinks she ought to marry a person with a good fortune; and this is partly, I believe, from generosity to her parents, and partly owning that fortune is an object to herself for happiness.* Nebenbei bemerkt, finden wir in Lady Foster's briefen einen neuen beweis gegen die hypothese, dass Caroline Lamb Byron der Miss Milbanke zugeführt habe; denn sie schreibt ihrem sohne (Februar 1812), dass »Mrs. Lamb das fräulein bezüglich ihrer gefühle für ihn (i. e. Mr. Foster) sondieren würde«. Ebendiese Lady Foster nennt Miss Milbanke in diesen briefen wegen ihrer scheinbaren oder wirklichen kälte geradezu einen »eiszapfen«.

Was nun die motive anbetrifft, die Annabella Milbanke im herbste 1814 veranlassten, die zweite werbung Byron's anzunehmen, so hat wohl dieser selbst die wichtigsten derselben richtig erkannt, wenn er Medwin gegenüber äusserte, »sie habe ihn aus eitelkeit geheiratet und in der hoff-

nung, ihn zu reformieren«; dies einer der faktoren, den auch Brandl als ausschlaggebend annimmt. Bezeichnend und charakteristisch für Miss Milbanke sind hierfür auch ihre eigenen brieflichen äusserungen nach der verlobung (Prot. III 147—148); während sie in dem einen briefe konstatiert, dass Byron »ihre stärkste neigung« besitze, fügt sie hinzu, sie würde keinen mann heiraten, den sie nicht »achten« könne. Im zweiten berichtet sie, sie »habe seiner aufrichtigen und ständigen neigung nachgegeben« nach genauer längerer kenntnis seines charakters, herzens etc. Im dritten betont sie nochmals, dass »ohne die höchste moralische achtung sie nie einer neigung nachgegeben hätte, wenn sie so schwach gewesen wäre, eine zu fassen«. Jedenfalls tritt auch hier die ihr vorgeworfene pedanterie und selbstgefälligkeit ans licht; auf keinen fall lässt sich nach den hier angeführten zügen mit Prothero II 120 behaupten — wenigstens nicht ausschliesslich —, dass »die heirat eine solche wahrer neigung auf beiden seiten« gewesen sei!

Ziehen wir also das fazit der ursachen und wirkungen, die sich aus den briefen und dem tagebuch ergeben, so behaupten wir: Lady Melbourne war es, die Byron auf Miss Milbanke aufmerksam machte, die auch den ersten antrag (1812) vermittelte. Nach einjährigem briefwechsel mit Miss Milbanke, welcher bei Byron neben andern liebschaften eine gewisse neigung für Miss Milbanke genährt hatte, waren es, ausser dieser neigung, noch andere faktoren, wie seine blasiertheit und unzufriedenheit mit sich und seinem leben, die in der ehe veränderung suchten, und *last not least* seine schlimmen vermögensverhältnisse, die den dichter seine zweite werbung absenden liessen. Auch bei Annabella hiess nicht ihre neigung zum dichter allein diese annehmen, sondern ihre eitelkeit, dieser berühmten grösse anzugehören, und die sucht der als »tugendboldin« bekannten braut, den exzentrischen dichter moralisch zu bessern und zu erziehen; auch pekuniäre rücksichten auf sich selbst und besonders auf ihre eltern sind nicht ganz ausser spiel. Dies ungefähr die sachlage, als am 2. Januar 1815 die hochzeit stattfand.

## II.

Dass es noch während des brautstandes eine starke verstimmung zwischen den verlobten gegeben hat, dafür bieten

Byron's briefe vom 16. und 22. Oktober 1814 den beweis. Er hat der braut ersten brief an ihn vorgefunden, mit dem sie ihm seinerzeit einen korb gab, und sendet ihn ihr zu: »er könne die wirklichkeit ihrer damaligen gefühle vergeben, — nein, das sei nicht das richtige wort, — er meine, er könne sie vergessen«. Ob diese massregel klug war, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist aus seinem nächsten briefe zu ersehen, dass sie *in vexation* ist; »er eben suche jene *delusion* zu vergessen«. Er vernichtet den brief nicht, weil er von ihr ist, trotzdem, dass er nicht angenehm zu behalten ist, »weil sie ja die seinige geworden und der brief besagt, sie werde es nie sein«! Diese momente sind deshalb von wichtigkeit, weil wir hier den ausgangspunkt der spätern fixen idee Lady Byron's finden, er habe sie nur aus rache geheiratet.

Wie aus den quellen ersichtlich, verbrachte das junge paar die flitterwochen auf dem gute Seaham bei den schwiegereltern des dichters und ging anfangs März über Newmarket, wo sie einige tage bei Augusta Leigh verweilen, nach London, woselbst sie am 28. März eintreffen und das von der herzogin von Devonshire gemietete haus, 13 Piccadilly Terrace, beziehen: Mietzins 700 £ jährlich. Das paar geht wenig in gesellschaft, da die junge frau um ihren soeben verstorbenen onkel in trauer ist und sich auch sehr bald symptome zeigen, dass sie mutter wird. Für die spätern vorgänge bezeichnend sind nun die stimmungen und verhältnisse der beiden in diesen ersten monaten der ehe, soweit sie sich sicher in brieflichen äusserungen nachweisen lassen. Schon eine woche nach der hochzeit ist des jungen gatten stimmung eine verbissene, wie sie nach Seaham reisen, wo er »tee trinken und den langweiligen monologen Sir Ralph's, seines schwiegervaters, zuhören muss«; »der sirupmond *(treacle-moon)* ist vorüber, ich bin erwacht und finde mich verheiratet!« Pläne zu einer Italienreise tauchen auf, inmitten pessimistischer stimmungen: *It is all a farce!* Wenn Byron selbst anfangs März an Moore schreibt: *I am in such a state of sameness and stagnation* etc., so ist dies wahrlich nicht das behagen eines glücklichen ehemannes, und um dieselbe zeit konstatiert seine schwester Augusta, dass seine nerven und seine stimmung in einem höchst unbefriedigenden zustande sind. Sein schwiegervater schenkt ihnen für den sommer Seaham als wohnsitz, wo Annabella auch entbinden

will; doch gedenken sie erst im August dorf hinzuziehen, wohin er auch freund Moore dringend einlädt. Auffallend ist hier in des dichters korrespondenz, nebenbei bemerkt, eine lücke vom März bis Mai! Selbst das herannahende freudige ereignis kann den humor des dichters nicht bessern — *opes are most wanted* —, und selbst nach der geburt ergeht er sich in trüben betrachtungen, »die zu nichts führen«. Beinahe veranlasst ihn im herbst seine pekuniäre bedrängnis, seine bibliothek zu verkaufen, — eine auktion, die allerdings erst im April 1816 stattfindet; bekannt ist eine andere äusserung aus Byron's munde, dass er in zehn monaten fast ebenso oft gepfändet wurde.

Die wenigen berichte über und von seiner gattin sind nicht viel erfreulicherer art, trotz der hohen lobsprüche, die die schwägerin Augusta über dieselbe brieflich von stapel lässt. In einem briefe vom August vor dem umzug nach Seaham an Augusta schreibt sie von ihrem *horror* vor dem aufenthalte in der stadt, »der sie noch verrückt mache«; aus ihren briefen spricht eine teils eifersüchtige, teils gehässige gesinnung gegen Caroline Lamb und die unglückliche Mrs. Musters (Mary Chaworth), mit denen sie zusammentrifft; und indem sie der teuren schwägerin Augusta von den damaligen testamentarischen bestimmungen Byron's mitteilung macht, in denen deren kinder reichlich bedacht werden, können wir nicht umhin, aus ihren zeilen ein gewisses bitteres missvergnügen über diese schenkung herauszulesen, das schon auf den später sich mehr entwickelnden charakterzug des geizes und infolgedessen der gehässigkeit gegen ihre schwägerin hindeutet.

Über die geschichte der trennung und deren ursache steht jetzt verschiedenes material zu gebote, das aber teilweise nur mit vorsicht gebraucht werden darf: zunächst Byron's briefe aus jener zeit, zumeist an seinen vertrauten Thomas Moore, gegen deren glaubwürdigkeit kaum gründe werden angeführt werden, und seine schriftliche erklärung über die sache vor Hobhouse in Venedig am 9. August 1817; dann die zahlreichen briefe der Lady Byron, zumeist an ihre schwägerin Augusta, sowie an den Rev. Hodgson; ferner dessen wenige, aber wertvolle schreiben in der sache, sowie die Augusta's, eben jener schwägerin und stiefschwester Lord Byron's, neben vereinzelten briefen anderer; die »bemerkungen« der Lady Byron über

Moore's Life of Byron aus dem jahre 1830, die mit äusserster vorsicht zu benutzen sind, einige äusserungen Caroline Lamb's und die schriftliche aussage der Mrs. Fletcher, der frau von Byron's langjährigem kammerdiener. Übersehen wir kurz die reihenfolge der tatsachen:

Am 15. Januar 1816 reist Lady Byron nach Kirkby zu ihren eltern; am 20. Januar schreibt sie an Byron einen brief, der aber nicht abgesandt wird; ende Januar geht Lady Noël, ihre mutter, nach London. Dann geht ihr vater, Sir Ralph, mit der Mrs. Clermont nach London, mit vollmachten und ihrer zustimmung zu diesen versehen, wie ihr brief vom 2. Februar dartut. Byron hegt den aufrichtigen wunsch der versöhnung, weshalb der darauf bezügliche brief Hodgson's an Lady Byron, der von dieser am 15. Februar mit einer absage beantwortet wird, während sie einen zweiten brief an diesen vom 24. Februar, aus London, wo sie mit ihrem vater weilte, schliesst: *an amicable arrangement would not destroy the opening for reconciliation.* Dagegen ist in ihrem letzten briefe an ihren gatten, vom 13. Februar, »ihr entschluss unabänderlich«, dagegen teilt sie bei dieser ihrer anwesenheit in London dem anwalt Lushington, der nach den verhandlungen mit ihren eltern eine verständigung für möglich hielt, jene ihren eltern unbekannten tatsachen mit, nach denen er eine versöhnung für unmöglich erklärt. Am 13. Februar gibt Byron, der bis dahin sich beharrlich geweigert hatte, seine zustimmung zur scheidung, da seine angelegenheiten in einem solchen zustande sind, dass er nicht weiss, wo er seine gattin empfangen soll; eine rechnung von seinem kutschenfabrikanten beträgt allein 2000 £. Nachdem des dichters gegenpartei sich alle mögliche mühe gegeben, *to receive evidence* (10. Februar, Augusta an Hanson), sucht sie anfangs März durch Lord Holland einen vergleich in pekuniärer beziehung, worauf dementsprechende abmachungen erfolgen, bei denen Byron eine grosse selbstlosigkeit an den tag legt.

Verliess Lady Byron ihren gemahl freiwillig? Die verschiedenen notizen darüber lassen sich wohl vereinbaren. Nach ihren zeilen an Hodgson tat sie es nicht freiwillig, nach den worten der Lamb wurde sie fortgeschickt: und doch mögen hier zwang und freie entschliessung zusammengewirkt haben. Byron befand sich körperlich (leberleiden) und

seelisch in einem zustande äusserster reizbarkeit *(irritability)*, der durch seine pekuniären verhältnisse (pfändungen!) noch erhöht wurde. Deshalb mag wohl seine gattin sich gern seinem wunsche gefügt haben, besonders da sie an temporären wahnsinn bei ihm glaubte und ihre entfernung für nötig hielt. Dass sie bei und kurz nach der abreise noch nicht an den bruch dachte, geht aus ihrem unruhigen und leidenden wesen in den ersten tagen zu Kirkby, aus dem oben erwähnten, nicht abgesandten brief an Byron hervor, vor allem aber aus den aussagen der dienerin Fletcher, für deren *bona fides* kein grund zum zweifel vorliegt: Wie der entscheidende brief ihres vaters an Lord Byron abgegangen, will sie wiederholt um jeden preis zu ihrem gatten, wird aber durch ihre mutter und deren faktotum Mrs. Clermont daran gehindert! Dass in diesen tagen diese letztere das böse prinzip gewesen, dafür bietet ein neues zeugnis die aussage der frau Fletcher, die berichtet, wie die Clermont und Lady Noël sie zu einem falschen zeugnis verleiten wollten: »ihre herrin, Lady Byron, sei in lebensgefahr gewesen, während sie in Byron's hause lebte«! Die dienerin weigert sich, diese erklärung abzugeben, weil sie die gatten überhaupt höchst selten beisammen sah.

Psychologisch schwer erklärlich bleibt immerhin das verhalten der Lady Byron. Aus ihren briefen an Augusta, an deren aufrichtigkeit, wenigstens in der ersten zeit nach ihrer abreise, schwer zu zweifeln ist, geht hervor, dass sie in der grössten aufregung um Byron ist, — eine tatsache, die auch durch die oben angeführte aussage der dienerin Fletcher erhärtet wird, dass sie um jeden preis zu ihm wollte. Dazu kommt — was übrigens nicht zu verwundern war —, dass sie selbst um jene zeit schwerleidend ist, wie verschiedene bemerkungen in ihrer korrespondenz beweisen (*headache,* exaltierte stimmung u. a.). Wir stimmen deshalb auch nicht der von Conrad angeführten extremen vermutung bei, sie sei schon mit dem gedanken an scheidung von ihrem gatten fort, und um nicht den schein böswilligen verlassens auf sich zu laden, habe sie zuerst das gerücht von seiner untreue und dann den wahnsinn erfunden! Noch mehr: sie habe deshalb zugleich an ihre schwägerin Augusta die zärtlichsten briefe geschrieben, weil sie keine sittlich normale natur war. Allerdings würde dies verfahren von einem sehr perversen denken zeugen!

Warum nicht eine natürlichere erklärung der beiden hauptfaktoren bei der trennung, die wohl die meisten aus diesen dokumenten herauslesen werden: erstens ihr fester glaube an *madness* bei Byron's exaltiertem benehmen und ihre tiefe erbitterung, als eine solche nicht konstatiert werden kann; und zweitens ihre eltern in verbindung mit dem faktotum Clermont! Wohl zu beachten ist dabei auch Byron's brief an Moore vom 8. März 1816, worin er sich alle schuld beimisst, »seine derangierten verhältnisse, seine angegriffene gesundheit (leberleiden) und seine daraus hervorgehende stimmung anführend, die ihn zu exzessen verleitet haben, abgesehen von den *strange habits*, die er sich vor seiner vermählung angeeignet«! (In demselben briefe allerdings kommt auch seine erbitterung gegen seine schwiegereltern, besonders gegen Lady Noël, zum ausdruck.) Damit stimmt wohl die aus allen briefen ersichtliche auffassung der gattin überein: sie glaubt an seine *insanity* bei ihrer abreise; sein häufiger gebrauch von *laudanum*, errregte szenen (pistole), bestärken sie darin, sowie in der meinung, dass ihre anwesenheit zu seiner *irritability* beiträgt; sein entschluss, trotz ihrer warnung, *wicked* zu sein; seine gänzliche prinzipienlosigkeit in ihren augen; sie musste persönliche gewalttaten von seiner seite fürchten (brief an Hodgson vom 24. Februar). All dies befestigte ihren glauben. Wie sie dann erfährt, dass dem nicht so ist, sieht ihr gekränkter stolz, ihre tiefverwundete eitelkeit die gründe zur scheidung deutlich vor sich: Byron's *antidomestic disposition*, infolge deren sie ihm eine last und kein verlust ist; seine eingestandene und unüberwindliche abneigung gegen die ehe, seine absicht frei zu werden, und *last, not least* — ihre fixe idee, er habe sie aus rache geheiratet, wie er es ihr schon am hochzeitstage eingestanden (cf. diese folge ihres oben angeführten ersten briefes mit dem korbe und seine äusserungen darüber!); dieser gedanke der *revenge* taucht wiederholtermassen, auch in ihrer antwort an den vermittler Hodgson, auf, und seine entstehung ist bei Byron's vorliebe zu paradoxen äusserungen und seiner bekannten pose, seine fehler und schwächen ins ungemessene zu übertreiben, wenigstens erklärbar. Hierzu kommt nun, dass sie von ihren eltern aus egoistischen gründen für die scheidung bearbeitet wird, zunächst nach der reise ihrer mutter nach London und

in noch höherm grade, als nach absendung des ultimatums Sir Ralph mit der Clermont von den Londoner verhandlungen wiederkehrt, und durch die letztere die verleumdung neue stoffe und starkes material zusammengesucht hat. All das wirkte zusammen, um ihre allmähliche sinnesänderung, die schliesslich zur fixen idee wird, zu erklären und zu entschuldigen, ohne dass sie an die wahrheit dieser verleumdungen geglaubt zu haben braucht!

Bis heute nicht aufgeklärt ist jedoch die eine frage: Welches ist nun die tatsache, die Lady Byron (ende Februar) ihrem sachwalter Lushington mitteilt, und auf welche hin er eine versöhnung für unmöglich erklärt, nachdem er früher bei den mitteilungen ihrer mutter eine solche für nicht aussichtslos gehalten hatte? Bemerkt muss dabei werden, dass schon Hodgson (mitte Februar) bei seinem vermittlungsversuch gegenüber Lady Byron erklärt, »ihr gatte kenne die spezifischen dinge nicht, die so anstoss erregten«! Ebenso ernst und wohl nicht anfechtbar ist die (schon erwähnte) deposition Byron's vor Hobhouse in Venedig, »von seiner seite liege kein geheimnis vor; er verlangte wiederholt die ursache zu erfahren, er möchte wenigstens die wahre natur der sache kennen, er würde vor jedes gericht gehen etc.; die gegenpartei halte damit nur zurück, um die elendesten verleumdungen zu sanktionieren«. Nach ihrem briefe vom 19. Februar an Augusta ist der gegenstand Lady Byron noch unbekannt; ihr versprechen folgt darin, gegen etwaige falsche gerüchte aufzutreten! Eine spur könnte der darin erwähnte brief (von einer dame?) kaum bieten. Die grösste wahrscheinlichkeit bleibt nun, dass die Clermont die verläumdungen oder gerüchte aufgebracht hat; Lady Byron teilt sie, ob nun in guter treu und glauben oder absichtlich, dem sachwalter mit. Welches nun diese tatsachen auch gewesen sein mögen, wir halten sie für die trennung selbst für irrelevant, da diese bei den eltern bereits beschlossene sache und auch die gattin bereits für sie entschieden war. Es kann ein von der Clermont aufgefundener, bedenklicher oder missverstandener brief, es kann ein belauschtes und missverstandenes gespräch, es kann ein gerücht aus drittem munde gewesen sein: in solcher entwicklung wäre sogar das falsche gerücht von Byron's inzest mit Augusta

möglich, aber kaum wahrscheinlich: denn damals, wo seine gattin fortwährend und noch auf jahre hinaus mit Augusta in freundschaftlichstem verkehr lebte, kann sie unmöglich daran geglaubt, und also diese verleumdung an Lushington nicht mitgeteilt haben: eine solche moralische korruption wäre wohl nicht leicht denkbar! Es wird auch kaum eine tatsächliche liaison aus jener zeit gewesen sein; wohl aber wäre ein verleumderisches gerücht von einer solchen denkbar. Wenn dem so wäre, so halten wir diejenige mit Jane Clairmont, der schwägerin Shelley's, die neuerdings infolge der kritisch haltlosen artikel von William Graham aufgestellt worden ist, aus verschiedenen gründen für völlig ausgeschlossen. Abgesehen von dem grunde, den wir Engl. Stud. XXX 309 mit der geburt des kindes Allegra anführten, bringt Prothero (III 427) einen noch schlagendern, indem aus den dort abgedruckten briefen Jane's an Byron hervorgeht, dass dem dichter Shelley's *Alastor* bekannt sein musste; nun ist aber Alastor erst im März 1816 erschienen: folglich datiert das verhältnis aus den letzten wochen vor Byron's abreise auf den kontinent! Aus jenen briefen ist übrigens (pp 429, 435, 436) ersichtlich, dass sich Jane dem dichter geradezu an den hals geworfen hat, ohne ein entgegenkommen seinerseits. Wenn man auf dem gebiet der vermutung noch weitergehen wollte, so wäre auch folgendes ein möglicher grund, den, wenn wir uns recht erinnern, auch Bleibtreu irgendwo anführt: Byron habe sich, allerdings unbewusst, des verbrechens der bigamie schuldig gemacht; vielleicht hat die Clermont ein darauf bezügliches dokument aufgefunden? (Vgl. dazu unsere notiz über einen sohn Byron's, Engl. Stud. XXX 311.) Doch wäre es ohne weitere anhaltspunkte müssig, darauf weiter einzugehen.

Das sind in kurzem die hauptzüge der tatsachen und deren folgen, die sich aus den von Prothero vorgelegten schriftstücken ergeben: es ist im vorstehenden kein satz angeführt, der nicht fast im wortlaut aus diesen herausgeschält wurde, wenn er nicht besonders als hypothese oder eigene ansicht bezeichnet wurde. Dass demnach die eigentliche ursache der trennung feststeht, und dass sie einfacher und natürlicher ist als alle kombinationen, darin stimmen auch Wetz und Conrad mit uns überein, und Brandl kommt zu demselben resultat, wenn er es auch anders gefasst hat: »Als

sie nach einjähriger ehe sieht, dass seine besserung eine täuschung ist, lässt sie ihn fahren; vierzehn tage, nachdem sie sich zum fernbleiben entschlossen hatte, dringt ihr vater auf legale scheidung, und sie willigt darein wegen ihres gatten *avowed and insurmountable aversion to the married state.*« Dass hierbei die gestalt der gattin Byron's nicht gewinnt, ist unvermeidlich; so sehr Prothero in seinen noten dies zu mildern sucht, kann er den konsequenzen seiner dokumente doch nicht ausweichen. Dabei spielt die frage, welches das angebliche geheimnis sei, wie oben erwähnt, nur eine sekundäre rolle, und ihre lösung, die voraussichtlich nicht so bald erfolgen wird, ist für die sache selbst ziemlich gleichgültig. Auch die sogenannten *Hobhouse Mss.*, die seitdem geöffnet worden sind, bieten, nach Johannes Hoops' freundlicher mitteilung, nichts von interesse in bezug auf Byron's ehescheidung.

Bamberg, im November 1902.

Richard Ackermann.

---

# MATTHEW ARNOLD AS LITERARY CRITIC, PROSE WRITER AND POET [1]).

## II.

That Arnold, as a critic of his age, with all his ability to seize and characterise the leading features and spirit of modern life, is by no means free from faults, especially a doctrinaire temper and a tendency to exaggeration, has been already indicated. That his literary criticism is also far from being infallible, has been further remarked by English and foreign observers. Donner, for instance, objects, in his treatise, *Lord Byron's weltanschauung* (Helsingfors 1897, p. 38, note), to Arnold's superficial treatment of the question of Byron's dualism, and refers to W. E. Henley's and J. Darmesteter's strictures on his critical method.

---

[1]) [Dieser artikel ist die fortsetzung des aufsatzes im vorigen heft dieser zeitschrift (32, 52—69). D. red.]

Above all, he is censured for his habit of generalising on insufficient evidence, his unfortunate knack of dogmatising, with a persistent iteration of views which are not always based upon a patient and complete observation of all the facts of the case.

His method, if we may speak of such, is, in a word, too capricious and unscientific. "As we read his essays we have no sense of making definite progress in the comprehension of literature as an art among arts, as well as in the appreciation of an individual author or poem." [1]) We have not the conviction that we are following the guidance of a discriminating and impartial critic, who is gifted, not merely with æsthetic feeling and philosophical insight, but is master of scientific methods of criticism, who does not advance to his conclusions until he has made good his premises, nor venture to ultimately decide a question until he has examined it in all its bearings. True, there is a deliberate design underlying Arnold's genial method of criticism, the endeavour to avoid, above all, the dangers of systematising and schematising, the characteristic errors incident to the scientific spirit when applied to the manifold and complex world of art and morals. We may, moreover, readily admit that the genial critic after Arnold's own heart, "the undulating and diverse being of Montaigne" [2]), may often see farther by means of a happy intuition than the scientific observer, with all his patience in the accumulation of facts and in spite of his consistent application of logical method in their interpretation. Granting the peculiar advantages of the apocalyptic method of criticism, and the fact that the ideal critic should possess other than merely scientific qualifications, "the finest tact, the most free, flexible and elastic spirit imaginable", we still cannot but recognise the necessity of his combining with all these genial qualities the advantages of a scientific method, of bringing his generalisations, where possible, to the test of experience. "Great and thorough as was Arnold's scholarship", says Gates, "the doubt must nevertheless be suggested whether a more vigorous grasp on theory, and a more persistent habit of thinking out literary questions to their

---

[1]) Cf. Gates, Selections from Arnold, New York 1897, p. XLIX.

[2]) Cf. Gates l. c. p. XLVI.

principles, would not have invigorated his work as a critic and given it greater permanence and richer suggestiveness." [1])

As an example of this failure to think out literary questions in an adequate and scientific manner, we need only consider Arnold's unfortunate definition of poetry, which we are assured, again and again, is predominantly "a criticism of life", made in conformity to "the laws of poetic truth and beauty" [2]).

This description, as Saintsbury justly objects, though intended as "a philosophical definition", yet "merely takes us round in a circle, telling us that poetry is poetical, that the archdeacon performs archidiaconal functions". Unless words have lost their meaning, poetry, as such, is indeed n o t "a criticism of life" though prose fiction and the drama may often be such, and particular forms of poetry, especially those that Arnold liked least — the didactic, satirical type, brought to such perfection by Dryden and Pope — may essentially answer to this description. "That there is 'criticism of life' in poetry is true; but then in poetry is everything" [3]).

Such is the extremely inadequate and restricted definition of poetry which Arnold, no doubt misled by the critical spirit of our scientific, Alexandrine age, presents to us, without so much as endeavouring to adjust the relative claims of creation and criticism to be regarded as essential functions of poetic composition, or making an adequate attempt to explain "the laws of poetic truth and beauty" to which poetry must conform. True, the critic goes on to enumerate the characteristic excellencies of the highest poetry, with reference to the categories of "substance and matter, style and manner, diction and movement" [4]), while the poet ably exemplifies in his practice other than purely critical qualities (such as the power of presenting "ideas of profound significance on 'man and nature and on human life'"), particularly, that truthfulness and "high seriousness", that "felicity and perfection of diction and manner", upon the necessity of which, as a critic, he repeatedly insists.

So far is Arnold thus from restricting his "criticism of life" to a merely intellectual process that he shows himself, as

[1]) Cf. Gates p. L.

[2]) Cf. Essays II, ed. 1891, pp. 186—87.

[3]) Cf. Saintsbury, *M. Arnold,* Edinburgh and London 1899, p. 190 seq.

[4]) Cf. Gates p. XXXIX.

critic, "sensitive to the whole value of human life, to the appeal of art and of conduct and of manners as well as of abstract truth", while, as a poet, he gives us not merely "rhetorical moralizing", but also a portrayal of his "ideal of human life", of what seems to him to be in it "most significant and delightful" [1]). So far indeed is the poet from confining his practice to a dry criticism of human life that he abandons, at times, much to the advantage of his art, his lofty intellectual throne, to withdraw, with Keats and Coleridge, in poems like the *Forsaken Merman,* into a world of pure art, where the artist's thought, as in the more complex forms of music, is rather shadowed forth than finds direct definite expression. Arnold's critical theories are thus inadequate even to fully explain his own poetic practice: his objection to theorizing leads him to frame definitions which fail to do justice to the complexity of the term defined, and he is further apt, in his treatment of a general term, "to follow in his subdivisions and classifications some external clew rather than logical structure". As an example, Gates adduces his description of the various ways of handling nature in poetry as "the conventional, the faithful, the Greek and the magical way", a superficial classification which indeed rests on no psychological basis, or indeed upon any logical principle whatever. (Cf. Gates p. XLIX.)

The inconsistency and inadequacy of Arnold's definitions even to explain his own practice we have seen are mainly due to his supercilious disregard for theory, his desire to avoid the errors incident to system-making and schematising. The "hypnotising effect" of a theory, the tendency of the scientific mind, when dealing with literature, to become "a victim of abstractions and definitions", to ignore the wealth and complexity of the phenomena under investigation, are, however, intellectual vagaries to which, paradoxical as it may seem, even Arnold was not a stranger [2]). Even Arnold himself, says the American critic, was at times "under the perilous sway of a fixed idea" [3]), and if any idea dominates and colours

---

[1]) Cf. Gates pp. XXXI and XXXII.

[2]) Cf. Gates p. XLIV.

[3]) Cf. ib. p. LV and XLI.

all his thinking, it is the ethical one, that ethical bias which leads the critic to ignore the claims of art to be considered apart from morals, and to convert style "into a mere function of the moral quality of a poet's thought about life". Hence Arnold's warped one-sided judgments about particular poets, Chaucer, for instance, who is denied "high seriousness" (without so much as considering the artistic value and justification of his and Shakespeare's gaiety); Burns, who is said to lack "absolute sincerity" — the same too is asserted ad nauseam by his hostile critics of Byron — and so forth — criticisms which involve a merging of "effects of style" in "moral qualities" in such a way that "the categories of style and manner, diction and movement are everywhere subordinated to the categories of substance and matter, are treated as almost derivative".

This failure to systematically determine "the laws of poetic beauty and truth" on their own merits and apart from ethical considerations, indeed entitles us, with Gates, to see in Arnold, not the ideal literary critic, and mainly for the reason that "he is so much more and because his interests lie so decisively outside art" (Gates p. LVIII). He did not sufficiently possess the critic's power of isolating literature and art and considering them as "self justified integrations of beauty and truth" (p. LIX).

From the consideration of Arnold's defects as a critic we pass on to the more agreeable task of characterising his special excellencies in this field, which are to be found, first and foremost, in the wealth of his equipment, the combination of taste, sensibility and refinement with wide reading and scholarship, of XVIII[th] century common sense with a romantic strain in his blood, which enabled him to cultivate a catholic taste in literature, of the intellectual temper of the savant with the fine æsthetic appreciation of the art critic. (Cf. Gates p. LXXXIV: "To realize the subtle and high quality of Arnold's genius, one has but to compare him with men of science or with rationalists pure and simple — with men like Professor Huxley, Darwin or Bentham," &c.). Such varied qualities are seldom found so happily united in one mind, and if Arnold's mental equipment was indeed somewhat defective in this or that particular, notably on the purely scientific side, he yet exhibits,

with all his shortcomings, such a blending of so many excellent and often contradictory and mutually exclusive qualities that we cannot but appreciate Saintsbury's eulogy of Arnold's peculiar and varied gifts as a critic, "his delicacy and cosmopolitan accomplishment" as against the "blunt" and "unscholarly" character of Dryden's criticism, his "directness of aim and clearness of vision" as compared wit the "vagueness" and "desultoriness" of the criticism of Coleridge, and, above all, that combination of creation and criticism, which enabled him, only as those older critics had been capable of doing before him, to illustrate his theories by his practice [1]).

That Arnold as a critic must, in this or that respect, yield to his predecessors in this field, we may with Saintsbury readily admit. His judgments may seem, at times, capricious and unreliable when compared with the sane and judicious reasoning of Dryden, and his theorising certainly does not display "the depth and range and philosophical grasp" of the criticism of Coleridge; and yet he possesses special merits as a critic, which are decidedly his own. The first place among these Saintsbury assigns to Arnold's ability to discover and fix the *point de repère*, "the fixed halting place to which we can always resort for fresh starts, fresh calculations, — the main contribution of the 19th century to criticism, if not to literature altogether" [2]). This is high, if not extravagant praise, and, if justified, suggests the idea that English literary criticism before M. Arnold must, if indeed lacking in the historical sense, have been in general of a very inadequate character — as feeble, says a German critic, as English literature is splendid [3]). The ability to estimate and characterise literary phenomena as factors in an organic development, to understand the relation of one literary period to those that have gone before, is certainly a gift in which the average historian of literature is too often lacking, and which we consequently esteem all the more

[1]) Cf. Saintsbury p. 227.

[2]) Cf. Saintsbury p. 169.

[3]) Saintsbury admits (p. 57) that the *average* literary criticism of William IV.'s reign and of the first 20 years of that of Queen Victoria was "exceedingly bad" (p. 87); that England, save for spasmodic appearances of critics like Ben Jonson, Dryden, Addison, Johnson, had been "wonderfully deficient" in criticism up to the end of the 18th century.

when we find it embodied in the work of the most genial critics. That Arnold was partly indebted to the French for this historical conception of literary development we note with Saintsbury (p. 170), while we recall Taine's luminous remarks on the awakening of a new historical sense at the close of the 18th century and the indebtedness of the modern world to German thought for the idea of organic development, already expressed by Herder and Lessing, germinating in the speculation and verse of Goethe, and finding practical expression in the Romantic movement. That the idea of evolution, "the supreme scientific idea of the 19th century", already found expression in poetry (and "we may add" in literary criticism) before it was worked out by Darwin in the scientific sphere is also noted by Walker (l. c. p. 246), who makes some interesting remarks on the general influence of this idea on M. Arnold's thought and verse. Besides the faculty of fixing the *point de repère,* we recognise, with Gates (p. LV), Arnold's peculiar skill in seizing and characterising, with wonderful felicity of diction, the essential qualities of a writer or a literary movement. He thus brings before us, with a few graphic touches, "the liquid diction, the fluid movement of Chaucer, his large, free, sound representation of things"; Burn's "touches of piercing, sometimes almost intolerable pathos", his "archness", too, and his "soundness"; Shelley, "that beautiful spirit building his many coloured haze of words and images 'Pinnacled dim in the intense inane'"; "the warm glow, blithe movement" of the Attic prose style, "the overheavy richness and encumbered gait" of the Asiatic (Gates ib.). Arnold's characterisation of these different prose styles naturally suggests a consideration of his own place as a prose writer.

The distinguishing mark of Arnold's prose Gates discovers — after some preliminary remarks on a certain jarring note, a "half querulous, half supercilious artificiality of tone" that characterises his literary style, and on the exquisite drollery of his satire — in the intellectual, abstract character of his style, his "careful adherence to the mood of prose", a quiet conventionality of manner which distinguishes Arnold as a writer and critic of life from such men as Carlyle and Ruskin. (Gates p. LXIII.)

In two of Arnold's essays, those on *George Sand* and the discourse on *Emerson,* the writer does indeed display the "fervor" and "imaginative glow", in a word, something of the poetic quality which distinguishes the prose writing of his famous contemporaries. Otherwise, we recognise as his most characteristic prose styles, the severe, exact manner of his *Mixed Essays* and *Democracy* (1861); the colloquial manner of the *Lectures on Translating Homer* and *Culture and Anarchy,* characterised by ease, simplicity and strength, affability of tone and disregard of method; and the controversial, at times, maliciously satirical or nonchalant style of *Culture and Anarchy* and *Friendship's Garland* (ib. LXV—LXVII). The style usually taken by Gates as characteristically Arnold's is the colloquial, with a generous admixture of the controversial and satirical (ib.). This is further described as colloquial in its rhythms and idioms, though not in its vocabulary, the author not stopping short at the use of such words as "lucidity", "urbanity" &c. (p. LXX). It is further characterised by a habit of iteration, the repetition of favourite phrases, e. g. of the description of Shelley as "a beautiful and ineffectual angel, beating in the void his luminous wings in vain" — a trick which Arnold by the way shares with Carlyle; by his skilful use of nicknames, e. g. his classification of his fellow countrymen as Barbarians, Philistines and Populace (p. LXXIII); by his fondness for scriptural quotations — applied, of course, in his own original fashion; by his felicitous coinage of words and phrases, such as "sweet reasonableness", "the secret of Jesus", "our august constitution, a colossal machine for the manufacture of Philistines", "Sweetness and Light", &c. Lastly, the critic notes Arnold's sparing use of similes and metaphors and his frequent use of illustrations drawn from current events, the daily prints, &c., which gives a sense of actuality to his prose writing. With this estimate of Arnold's prose style it is interesting to compare that of Saintsbury, who discovers in Arnold's prose "a model of the 'middle' style neither very plain nor very ornate, but 'elegant', as Addison's own" of great value by virtue of its "character of grace, of elegance", its lucidity and urbanity (p. 224 and 226). Such being M. Arnold's characteristic merits and defects as a prose writer, we can understand the varied impressions his criticism made

upon his contemporaries, some of whom were irritated by the supercilious, condescending tone of a satirist who, as a man, was by no means lacking in sympathy and humanity, while others, such as Stedman, can, in view of the excellence of his criticism, illuminated as this is by the poetic imagination, place the prose writer above the poet[1]). Opinions may, and do, differ as to Arnold's relative merit in these two fields of literature, and those who, with Saintsbury, are seriously out of sympathy with the substance of much of his teaching will be disposed to depreciate the critic in favour of the poet. (Saintsbury p. 218 seq.)

Still, even his detractors, while not always accepting Arnold's conclusions, will not fail to recognise the wide range, luminous character, and suggestiveness of his criticism and own that, as a champion of the new criticism in the latter half of the XIXth century in England, M. Arnold will be forgotten or neglected by the generations or individuals that neglect him at their own peril[2]).

Arnold's influence on the field of criticism has thus proved so significant and far-reaching among the generation that is now passing away that we can understand the inclination on the part of at least one literary critic (Stedman l. c. pp. 99, 100) to regard him, by virtue of his bent towards criticism and argument, rather than towards "imaginative literature", as being "greater as a writer of critical prose than as a poet". Even where attention is mainly directed to his poetry, it is as "a criticism of life", as an adequate representation of the thought of the age that Arnold's poetry seems to have mainly impressed some of his critics[3]), so pronounced is the poet's bias towards such criticism, so justifiable the objection that a great part of his lyrical poetry is spoilt by a prosaic didactic manner, which, whatever else it may be, is hardly conformable to "the laws of poetic truth and poetic beauty". Arnold's criticism thus invades and even dominates his poetry, not always to the advantage of the latter, and a part of his poetry

---

[1]) Victorian Poets, E. C. Stedman (London, Chatto & Windus) pp. 99 and 100.

[2]) Saintsbury p. 226.

[3]) Prof. H. Walker, for instance, in his Greater Victorian Poets (London, Sonnenschein) p. 271.

was written to illustrate his favourite critical and æsthetic theories. *Merope*, for instance, "that queen of plaster", written as a sort of "professorial manifesto", "to give people a specimen of the world created by the Greek imagination", remains, in spite of its attempt to reproduce the calm dignity and grace of the Greek, and partly because of its misjudged mechanical reproductions of Greek metres, "an unlucky contrast" to poems which are "less deliberately Greek, but much better poetry, such as *Empedocles on Etna*"[1]).

As a poet, Arnold cannot thus escape the charge of being, at times, frigid and artificial, indeed he does not hesitate to class himself among those "who seek to arrive at poetry by mere mechanism" (cf. Stedman p. 96); as opposed to those who think that spirituality and feeling condone for lack of technical skill. Therein, however, as Stedman rightly objects, Arnold has been unfair to himself, for the author of *A Buried Life* and *A Summer Night* was no mere dilettante, achieving his poetical effects by mere mechanism, but a serious artist, with lofty aims, responsive to all that is most beautiful, most ennobling and consoling in Man and Nature, and capable, when most deeply stirred, of giving genuine poetic utterance to sentiments of "the most exalted tenderness and ideality". The adage *Poeta nascitur, non fit* thus may be applied, though with limitations, even to a poet of the type of Arnold, whose verse, especially when forced into artificial channels, may indeed often appear cold and lacking in spontaneity, yet betrays at times such pure, deep undercurrents of genuine emotion, welling up in such free and graceful springs of true poetry that we can appreciate the reasons that urge Swinburne and Saintsbury to assign to this brilliant representative of Victorian letters an even higher position as a poet than as a critic. "Matthew Arnold", says Walker (l. c. p. 4), "though inferior to Browning and Tennyson in compass, and perhaps in some respects in power, is so exquisite within his range that he can be placed nowhere except in the first rank" (i. e. of Victorian poets).

Arnold was certainly far inferior in range and power to Tennyson and Browning — and we may add Swinburne among

---

[1]) Cf. Saintsbury l. c. p. 60 seq., esp. 65.

Victorian poets — and yet in his peculiar sphere he occupies a unique and even commanding position. If we ask wherein his poetic individuality consists, Walker supplies the answer by a reference to the elegiac poems published in 1867 and later: *Thyrsis, Rugby Chapel, Heine's Grave, Stanzas from the Grande Chartreuse*, and *Obermann once more*, with regard to which he says: "It is" in view of their excellence, "not too much by claim for him the first position among English elegiac poets. Others have written single elegies exquisitely; Arnold alone among our great poets has written many, nearly all of which are in his highest strain." In the elegies and kindred poems, embodying moods of pensive reflection and enshrining the most profound and suggestive "criticism of life" the real Arnold is to be found. "Other things he did beautifully" (particularly some of his sonnets), "but nowhere else is he so uniformly good." (Walker l. c. pp. 139, 146.)

Perhaps the secret of his success, as this critic suggests, indeed lies in the fact that he does not dwell on death nor "concentrate his sorrow on an individual", but, like Tennyson in *In Memoriam*, "widens his view to human life in general".

The *Memorial Verses* on Wordsworth, for instance, bring before us the spirit of "the iron age" in which the poet's lot was cast and serve to characterise its "kings of thought"; the stanzas on *Obermann once more* recall the early days of Christianity as well as the memory of a rare and exquisite spirit; *Thyrsis* gives us the author's view of the world in his own day; *Heine's Grave* contains the famous reference to England as "the weary Titan" staggering blindly on to her goal. (Walker ib.)

To the depth and suggestiveness of Arnold's thought, and his power of fusing natural description with the delineation of moods of feeling may be further added the excellence of an exquisite and appropriate style. While endorsing this estimate of the essentially elegiac character of Arnold's muse, we may supplement it by a further reference to the idyllic and particularly pastoral spirit of much of his most characteristic and beautiful poetry (*The Scholar Gypsy, Thyrsis, Empedocles on Etna, Resignation*, the *Obermann* poems, *The Gypsy Child by the Sea Shore*, &c.); to the tendency here displayed to present finished pictures of life, epitomes of feeling, separate situations,

character sketches, and moods of pensive reflection, generally combined with impressions of external nature, in which peculiarities Arnold shows himself to be a true contemporary, if not disciple, of the leader of the modern idyllic school, Alfred Tennyson. Power of characterisation was, it is true, hardly Arnold's forte. If he introduces real persons into poems such as *Mycerinus, the Sick King in Bokhra, Marguerite, the Gypsy Child,* &c., they generally have a typical, rather than an individual significance. *The Scholar Gypsy* is naturally a somewhat shadowy personage, while even *Thyrsis* (A. H. Clough) is hardly brought humanly as near to us as A. Hallam in the more familiar parts of *In Memoriam.* Lacking power of dramatic characterisation, Arnold was thus unable to produce effective dramas, hardly even to present separate dramatic scenes and personages in the vigorous manner Browning has done this in his Monodramas — witness, for instance, Arnold's *Tristram and Iseult,* with the figure of Iseult with the White Hands painted with "Preraphaelite distinctness"[1]), but not dramatically conceived, and *Empedocles on Etna,* with its contrast between the world-worn philosopher, the practical and somewhat prosaic physician and the enthusiastic young poet indicated, but not even as dramatically worked out as the kindred theme of Browning's *Paracelsus.* (Saintsbury p. 23.) Lacking in power of dramatic characterisation and, in accordance with the tendencies of the idyllic school, inclined to represent action and passion indirectly through the medium of memory and reflection — as in the dream-pictures in *Tristram and Iseult* — Arnold was thus incapable of executing, even if he were capable of conceiving, an effective drama. Nor in the field of epic poetry, as a poet of action, can he be said to particularly excel, however much we may admire his separate descriptions, and the chaste beauty of his verse.

His *Sohrab and Rustum,* an oriental pendant to the story of Hildebrand and Hadubrand, here told in blank verse "of a partly, but not wholly Miltonic stamp", with a magnificent "curtain", or finale, describing the "majestic Oxus", was considered by its author as by far the best thing he had done[2])

---

[1]) Cf. Saintsbury l. c. p. 25.

[2]) Cf. Saintsbury p. 37, 38 and 51.

and it certainly is "very carefully written" (ib. p. 37), like *Balder*, a majestic poem if not claiming to possess some "epic swiftness" [1]). *Balder Dead*, 1855, says Stedman (l. c.), "stands at the front of all experiments in a field as remote as the northern heavens and almost as glacial and clear. Fifty lines, which describe the burning of Balder's ship — his funeral pyre — have an imaginative grandeur rarely excelled in the *Idyls of the King*." It is thus for the beauty of the descriptions, rather than for its rapidity of movement that this rather "dim and tame" presentation of the old Norse myth is praised and it may be indeed questioned whether "the Greek Miltonic chastened style" is calculated to bring out the capabilities of the story. (Cf. Saintsbury l. c. p. 53.) The blank verse is indeed singularly beautiful, unsurpassed, says Walker [2]), "since the days of Milton for refinement and charm", and yet the poems are not eminently "successful as narratives" (ib. p. 136).

When we pass from this general consideration of Arnold's poetic individuality to trace the development of his mind and art, we are unable, as in comparing the immature Tennyson of the earlier poems (of 1830—1832) with the profounder thinker and maturer artist of 1842, to point to a definite mental, ethical and artistic development, as illustrated by the works themselves.

"There is greater difference between the Tennyson of 1833 and the Tennyson of 1842", says Walker, "than there is through the whole literary career of Arnold. So too the Browning of *Bells and Pomegranates* changed more before he published *Dramatis Personae* than Arnold even did." "The *Strayed Reveller and other Poems* volume (by A., 1849) proves by its contents how wonderfully complete already was Arnold's mental and moral equipment." [3])

This critic is evidently thinking of the substance and spirit of Arnold's poetry, rather than of its technique, with regard to which it may be questioned whether he does not show, during the course of the poetic period 1849—52, 53 and perhaps later, a certain advance in the mastery of the

---

[1]) Cf. Stedman l. c. p. 94.

[2]) Cf. l. c. p. 137.

[3]) Walker l. c. p. 125.

technical principles of his art. "This," says Walker, evidently with reference to style, versification &c., rather than to architectonic power, "was of a very refined character," "distinguished by that classical purity and finish of which Arnold is our best example of recent times" (l. c. p. 123). Admitting the classic purity of Arnold's best style, we yet take note of Saintsbury's criticism[1]) of the formal defects of the first volume (1849), "full of faults", as he tells us, of his strictures on the capricious rhymelessness (challenging a comparison with the free rhythms of *Thalaba*) of the *Strayed Reveller,* of Arnold's not particularly happy attempt to imitate Moore's light anapæstic metres in his *Modern Sappho,* of the jarring rhymes of Empedocles (Saintsbury l. c. p. 23), faults which certainly do not obtrude themselves in other poems of the period, e. g. in "the glorious *Summer Night*" (1852) in which "the false rhymes are nowhere, the imperfect phrases, the little sham simplicities or pedantries" hide themselves (ib. p. 27); *Requiescat* (1853) "without a false note" and above all *The Scholar Gypsy* (1853), the diction and metre of which are so admirably handled and adapted to the subject. Of *The Scholar Gypsy* Saintsbury says: "It has everything — a sufficient scheme, a definite meaning and purpose, a sustained and adequate command of poetical presentation, and passages and phrases of the most exquisite beauty". The stiffness or too great simplicity of pastoral poetry is avoided, "the stately stanza not merely sweeps, but sways and swings with as much grace as state" (l. c. p. 41). To the formal beauty of *Thyrsis* is assigned similar praise, "the grace ineffable", "the beauty, delicacy and affluence of colour, the fragrance and the freedom" of which can induce Swinburne to pronounce this lovely pastoral more perfect as a model of style than any poem in the language[2]). The same purity of style combined with "the most vowel and consonant music" have been discovered in the choicest of the

---

[1]) Cf. l. c. p. 11 seq., especially Saintsbury's analysis of Arnold's "broken decasyllables", e. g.

Is it, then, evening
So soon?

[2]) Cf. *Essays and Studies* (London 1897) pp. 155, 156.

minor lyrics, poems like *Dover Beach* and in the *Forsaken Merman*, songs in *Empedocles*, &c.

Consummate artist as Arnold was at his best, he was yet not so uniformly master of his craft as not to exhibit occasional lapses and inadequacies of style and versification. As Saintsbury justly remarks, he disposed of a vein of poetry which was broken by faults; he drew from an intermittent spring of inspiration, which at times runs clearly and fully, at others runs by drops only. (Saintsbury l. c. p. 219.)

It was thus when he "indulged his genius", especially in his happier vein of lyrical or elegiacal inspiration, and not when cramping his muse by the fetters of theory, formula and system, that Arnold found his true poetic self.

Where the workings of poetic genius are so erratic — the very irregularity of the publication of the poems suggesting not only Arnold's critical care and fastidiousness, but an element of caprice which coexisted with his Greek love of order — it thus becomes no easy task to trace the development of his mind and art by a chronological survey of his poetry. For during the period of poetical activity which, without considering the Rugby prize poem *Alaric at Rome* and the Newdigate poem *(Cromwell)*, practically begins with the publication of the *Strayed Reveller and other Poems, by A.*, 1849, and ends with the publication of the volume of 1867, there is "surprisingly little trace of chronological development" [1]). We are rather entitled to speak of new departures and experiments which gave us now a Greek drama on the antique model, now a Norse myth in blank verse, now a romantic legend *Tristram and Iseult* in a variety of metres that seem to reflect "the divided aims" of the age itself, and of a tendency to constantly return to that pensive type of lyric and elegiac poetry which Arnold made so peculiarly his

[1]) Cf. Walker pp. 124 and 141: The Strayed Reveller, 1849, was withdrawn soon after publication, so too was Empedocles on Etna, 1852, on the ground that it contained no action. Poems are printed, reprinted and omitted in the most bewildering way, and nearly everything reappears in the collective editions, only 8 published pieces, including the prize poems, being omitted from the popular edition of 1890. The few poems published after 1869 cannot "appreciably affect" our judgment of him. See too Saintsbury l. c. p. 8 seq., pp. 32, 107 and 161 note.

own. How far, in taking these departures, Arnold was influenced by the literary currents of the age, the classicism of Tennyson, the dramatic movement of Browning and Swinburne, the newly awakened interest in Scandinavian legend, and how far he followed an original impulse, we are not sufficiently enlightened by his critics, though Walker's remark that *Tristram and Iseult* represents a new departure in the treatment of passion (here dealt with dramatically and not merely lyrically as in *Switzerland,* &c.), suggests the influence of the new dramatic school. As to Arnold's classicism Walker discovers in this the poet's natural element, in which he, "an incarnation of the Greek spirit" in our own time, had certainly little to learn from Tennyson and nothing from Browning, of whom the one by no means always exhibits that formal self restraint which led Arnold in *Balder Dead* to transform Walhalla into Olympus, while the other, in translating the *Agamemnon,* expressly rejected the Greek perfection of form. (Cf. Walker l. c. p. 141—143.)

Arnold's intimate relation to the idyllic school of Tennyson we have already noted; his indebtedness to the earlier 19th century poets is also alluded to by his critics. Saintsbury discovers in his earlier poems "Byronic touches and echoes" (l. c. p. 189) and a closer affinity to Wordsworth, his variety of Wordsworthianism being differentiated as a cross between "the Wordsworthian enthusiasm and the Byronic despair" (l. c. p. 13), while Walker characterises Arnold's attitude towards nature as being, like Wordsworth's, a contemplative one, but, unlike that of the elder poet, less marked by a cheerful serenity than a refined melancholy (l. c. p. 221).

Arnold's relation to Byron is sufficiently indicated by his allusions in *Memorial Verses* to the thunder-roll of his poetry, the "Titanic strife" of passion with "eternal law", which he could not look on but with reverential awe, though he frankly owns the Titan has "taught us little". And yet Arnold could not but feel powerfully drawn towards this kindred spirit, like himself, a champion of intellectual freedom and sworn foe of Philistia, and he shows unmistakably in his prose and verse how deeply he had felt his power.

Rather than the spirit of rebellion against the limitations of an existence which must somehow be endured — better

with stoical resignation than idle complaining — or rather lived to lofty purpose, Arnold would fain cultivate "Wordsworth's sweet calm or Goethe's wide and luminous view"[1]. His relation to the Poet of Nature is characterised by Swinburne as being not so much that of a pupil towards his master, but, at his best, that of "a new master". "With wider eyes and keener, he has inherited the soothing force of speech and simple stroke of hand with which Wordsworth assuaged and healed the weariness and the wounds of his time . . ." "At times he writes simply as the elder poet might have written, without sensible imitation, but with absolute identity of style and sentiment; at times his larger tone of thought, his clearer accent of speech, attest the difference of the men." And yet, this critic adds, he has not grasped the incommunicable might of Wordsworth when truly inspired, his concentration, his majesty and his pathos[2].

As to Arnold's treatment of Nature, Walker has some excellent remarks on his preference for her softer and more subdued aspects, especially for moonlight effects, a predilection due to the romantic strain in his blood — while Swinburne eulogises the exquisite beauty of his English landscape painting. Certainly all Oxonians who have themselves crossed "the stripling Thames at Bab-lock-hithe" or from:

> the white brow of the Cumner range
> Turned once to watch, while thick the snowflakes fall,
> The line of festal light in Christ Church hall

will derive an added charm from the exquisite blending of the idyllic surroundings of their beloved Alma Mater with the thought and sentiment of the *Scholar Gypsy*[3].

Such are the main features of the mind and art of a thinker and poet who, in prose and verse, succeeded as perhaps none of his contemporaries in seizing and expressing the spirit of his time and in mirroring the war of contending forces in modern life, who, if not attaining excellence in the higher walks of poetry as a great creative epic or dramatic artist, yet produced work of surpassing excellence in form, and

---

[1]) *Stanzas in Memory of the Author of Obermann.*

[2]) Cf. Swinburne l. c. pp. 149, 150.

[3]) Cf. Walker l. c. p. 223, Swinburne l. c. p. 156, Saintsbury l. c. p. 40.

elegiac poetry in which he occupies a position in our time analogous to that held by Gray in the 18th century.

A model of classical self-restraint, a discarder of sensationalism and the claptrap arts of the ephemeral popular writer, a critic of his time and nation whose mind was remarkably free from national, party and sectarian prejudice (except perhaps for his bias against dissent), Matthew Arnold is less appreciated by the general public than he deserves, partly on account of his possession of those very qualities which have won him the esteem of the cultured few, while in the eyes of his admirers he looms large, even among the most brilliant and popular writers of his time, as a great poet and a great artist. Such an estimate may be, and no doubt is, largely determined by the Alexandrine leanings of the critical analytical age of Tennyson, which found in the idyllic poetry of the Laureate and the reflective, introspective verse of Browning and Arnold the intellectual and æsthetic fare which best suited its taste, and was generally satisfied with artistic perfection on a small scale. And yet, with all its limitations, Arnold's poetry is not lacking in more than one element of greatness, the greatness which belongs to profundity of thought and loftiness of aim and that noble truthfulness and simplicity of sentiment and expression which is the mark of great characters and great artists.

Vienna. F. H. Pughe.

---

# THE EDUCATION ACT OF 1902 FOR ENGLAND AND WALES.

The Education Act of 1902 establishing local authorities for Education in England and Wales, marks an important epoch in the educational history of this country. It is most nearly related to the act of 1870, which, however, confined itself to Elementary Education, whereas the present act, covering the whole educational area, brings under public control the hitherto wholly unorganised field of Secondary Education, where needless competition and frequent overlapping of effort have for

years past been the cause of much waste of money, time, and labour.

Although zeal for Eduation can in no wise be claimed as one of the characteristics of the English nation, numerous efforts were made during the Victorian era to build up a system of national education, and a brief reference to the most important of these is necessary for a clear understanding of the present act.

### 1. Historical Retrospect.

It was in 1833 that the state first began to recognise in a practical manner its duty towards education, by granting a sum of £ 20000 in aid of private subscriptions for the erection of elementary schools. A system of inspection was soon afterwards instituted, and in 1856 a State Education Department was established, which required that the head teacher of any school receiving government grants should have passed a government examination for a certificate as a teacher, and have proved his or her practical ability by obtaining favourable reports from the government inspector.

Not however till 1861 did the state pay any serious attention to Secondary Education. In that year a Royal Commission was appointed to enquire into the condition of the great public endowed schools, and the Report presented by this commission led to the 'Public Schools Act' of 1868, which introduced certain reforms in the administration of seven of these schools, viz. those which were non-local in character, receiving pupils from all parts of the country and boarding as well as educating them. Meanwhile a second Royal Commission, the 'Schools Enquiry Commission' had in 1867, reported on the state of Secondary Education in the local endowed schools, generally known as Grammar Schools, and in proprietary and private schools. This Report recommended the establishment of Central and Local authorities for Secondary Education, together with a Central Council of Education, which was to supervise the examination of schools. A Register of recognised schools was also to be instituted, and proprietary and private schools were to secure a place on this register by accepting government examination and inspection. Though little heed was paid to these prudent and statesmanlike

recommendations, great improvements have been effected by the 'Endowed Schools Acts' of 1869 and 1874, under which power was given to the Charity Commissioners to draw up schemes for the better government and management of endowed schools.

More important and far-reaching, however, was the 'Elementary Education Act' of 1870 creating School Boards, which, in some measure, represented in Primary Education what the Local authorities of the 'Schools Enquiry Commission' were intended to be in Secondary Education. Hitherto the supply of Elementary Education had been in the hands of voluntary bodies, the state assisting by grants given on the results of an annual examination of the schools by government inspectors. In introducing the act of 1870, Mr. Foster, the Vice-President of the Committee of Council on Education, paid a noble tribute to the work which had been already done by voluntary zeal, "yet", he continued, "the result of the state leaving the initiative to volunteers is, that, where state help has been most wanted, state help has been least given, and that where state power should be most felt it was not felt at all"; as a consequence only two-thirds of the children of the working classes between the ages of six and ten were on the school registers, and only one-third of those between the ages of ten and twelve. In order "to complete the present voluntary system, to fill up gaps", the Bill provided that in every district where there did not exist an adequate supply of efficient elementary education, such supply should be provided and supervised by public local authorities elected ad hoc and known as School Boards. These School Boards have been established in London, in 59 of the 67 county boroughs, in about half the non-county boroughs and rural districts, and control the elementary education of about two-thirds of the population of the country, the remaining third being recognised as adequately supplied with voluntary schools. Thus was established our dual system of public elementary schools — Voluntary Denominational Schools and Board Schools — both receiving annual government grants, the Board Schools enjoying in addition a local education rate, whilst the Voluntary Schools, as the price of private management, have had to supplement their government grants by the voluntary subscriptions

of their adherents. Two clauses of the act have been, and still remain, the subject of great controversy. Clause 14, known as the 'Cowper-Temple Clause', decreed that "no religious catechism or religious formulary which is distinctive of any particular denomination shall be taught in the Board Schools", whilst Clause 7, known as the 'Conscience Clause', laid down that in every public elementary school, Board or Voluntary, there should be exhibited a notice announcing that any parent might withdraw his child from the religious instruction given in the school, and that such withdrawal should not cause the child to forfeit any of the other benefits of the school.

Six years later School Attendance Committees were established for the purpose of enforcing attendance in those school districts which had no School Board, and in 1891, when the fees paid in elementary schools averaged 10 s. per child per annum, the government offered to all schools a grant of this amount in lieu of fees, with the result that, at the present time, out of six million pupils in elementary schools, only half a million are paying fees.

Adverting now to Technical Education, we may note that in 1853 a state department of science and art was formed to superintend the application of government grants in aid of the teaching of these subjects, and in 1889 a 'Technical Instruction Act' was passed giving to county and town councils the power to levy a rate (not exceeding a penny in the pound) for the purposes of technical education. In the following year, the proceeds of a new tax on beer and spirits, known as the 'Whisky Money', was ordered to be paid over to these councils with express permission to use it for the same purpose. The consequence has been a great development of educational activity in this direction to the detriment of literary studies.

In 1889 the 'Welsh Intermediate Education Act' was passed, transferring the power of initiating schemes for endowed schools in Wales, from the Charity Commissioners to local education committees and authorising the local authorities to levy an education rate of 1/2 d. in the pound, to be supplemented by a Treasury Grant of equal amount.

The result of all this piecemeal legislation was the

existence of a number of authorities, all concerned with the supervision of education, but each one isolated and unconnected with the rest, and, the need of organisation becoming increasingly evident, a Royal Commission was appointed in 1894 to report on "the best methods of establishing a well organised system of secondary education in England". This Report was presented in 1895, but still another four years elapsed before legislation was effected. During those four years it was made manifest that the question of Secondary Education could not well be dealt with apart from the wider one of National Education and accordingly, in 1899, the reorganisation of our National Education was initiated by the 'Board of Education Act', which established a new central authority for primary, secondary and technical education. This authority, known as the Board of Education, takes the place of the former Education Department, of the Science and Art Department and of the Charity Commissioners in their educational capacity. At the same time was established a Consultative Committee, one of whose duties has been to frame regulations for a Register of Teachers.

A Central Authority having been established, it now remained to tackle the more thorny problem of local authorities. Bills dealing with the question of local authorities for Secondary Education were introduced into Parliament in 1900 and 1901, but they never got beyond the initial stages, and various reasons combined to induce the government to bring forward, in 1902, a bill dealing with Local Authorities for Education as a whole.

Although immense progress had been made in Elementary Education since 1870, matters were still, even in that sphere, in a far from satisfactory state. The cost of education had increased to such an extent, that, whereas Mr. Forster had stated in 1870, that in his opinion a School Board rate of 3 d. in the pound would exceed the requirements of his act, only about 7 per cent of the School Boards at the present time charge a rate below 3 d., while more than 30 per cent charge a shilling and over. Naturally therefore the Voluntary Schools, which had to make up for the lack of this rate by voluntary subscriptions, suffered from an increasing strain on their resources. Though some steps had been taken to

ameliorate their condition, it was becoming more and more evident that unless they were granted a share in the education rate, they could not do the work required of them as public elementary schools. That a large proportion of the people were in favour of maintaining these denominational schools is evidenced by the fact that the estimated amount of voluntary subscriptions for the erection, enlargement or improvement of these schools during the years 1871—95 is eleven million pounds sterling, the subscriptions towards the maintenance of such schools during the year 1901—2 being over £ 800 000, and this in addition to the payment in School Board districts of the School Board rate. At the present time there are over 14 000 Voluntary Schools and less than 6000 Board Schools — the total number of pupils in Voluntary Schools is 3 000 000, in Board Schools 2 700 000.

Moreover the smaller School Boards have proved far from ideal bodies for the public control of education, and it was almost universally acknowledged that some change must be made in that respect.

Lastly if the new legislation were to neglect Primary and concern itself solely with Secondary Education the vexed question of the delimitation between the two — a question which has evoked a vast amount of local jealousy and friction — would still remain unsolved. Some School Boards, by the institution of 'higher-grade' and other schools, had gradually extended their efforts into the sphere of secondary education, but, by the 'Cockerton' judgment of 1901, it was decided that money raised by a School Board rate can only be expended on elementary education, and a special act was therefore passed to enable these schools to be carried on temporarily till more permanent legislation could be effected.

## 2. The present Act.

All this brings us up to the present act which became law Dec. 18th 1902 and comes into operation March 26th 1903, or within 18 months from that date.

The Act is divided into four parts.

Part I provides that the council of every County and of every County Borough shall be the local education authority. (But non-county boroughs with a population of over 10 000

and Urban Districts with a population of over 20000 are to have their own Borough or District Council as the authority for elementary education.)

Part II directs this local education authority to "consider the educational needs of their area and take such steps as seem to them desirable, after consultation with the Board of Education, to supply or aid the supply of education other than elementary and to promote the general coordination of all forms of education". For this purpose the councils are to use the 'Whisky Money' and to have the power of levying a rate, unlimited in County Boroughs, but, in the counties, not exceeding 2 d. in the pound.

A council may apply this money to any Secondary School, irrespective of the religious teaching given therein, but in new Secondary Schools provided by the Local Authority, the 'Cowper Temple' Clause is enforced, "except in cases where the council, at the request of parents of scholars, at such times and under such conditions as the council thinks desirable, allow any religions instruction to be given in the school, college, or hostel, otherwise than at the cost of the council: provided that in the exercise of this power no unfair preference shall be shown to any religious denomination."

Part III abolishes the School Boards and transfers their powers and duties to the new local education authorities, together with "the control of all secular instruction in public elementary schools not provided by them" (i. e. in the voluntary denominational schools). Each public elementary school is to have a body of managers, and in the 'non-provided' or 'voluntary' schools, two-thirds of such managers are to be appointed by the denomination with which the School is connected and one third by the local authority. "The local education authority shall maintain and keep efficient all public elementary schools within their area, which are necessary", but in the schools not-provided by them the following conditions are to be enforced: (1) the managers shall carry out any directions of the local education authority as to the secular instruction given in the school; (2) the school may be inspected by the local education authority; (3) the consent of the local education authority shall be required to the appoint-

ment and dismissal of teachers, such consent to be given or withheld on educational grounds only; (4) all requisite alterations and improvements in the buildings shall be made by the managers of these schools, but such damage as is due to fair wear and tear in school hours shall be made good by the local authority; (5) where there are more candidates for the post of pupil teacher than there are places to be filled, the appointment shall be made by the local authority; (6) the religious instruction shall be under the control of the managers, except that the bishop or superior denominational authority may have "the power of deciding whether the character of the religious instruction is or is not in accordance with the provision of the trust deed". (This is known as the Kenyon-Slaney Clause.) The Council will have at its disposal for elementary education the local elementary education rate, now universal and unlimited in amount, and the government grant, which is considerably increased and varied according to the rateable value of each district, the poorer districts receiving the larger grant.

Part IV directs each council to establish an education committee, to which all educational matters shall be referred, and to which all the powers possessed by the council under this act may be delegated, except the power of raising a rate or borrowing money. A majority of the members of this committee must be appointed by the council and be members of it ("unless, in the case of a county, the council shall otherwise determine"). Other members shall be persons of experience in education, and persons acquainted with the needs of the various schools within the area, and may be obtained by selection by the council from among its own members, or from outside, or by nomination or recommendation of other bodies where it appears desirable. There must be at least one woman on the committee.

Such is a brief summary of the provisions of this important act, which, we are sorry to say, does not apply to the metropolis. Nowhere is higher education in greater need of public aid, and the energetic and useful work already performed by the Technical Education Board of the London County Council, within the somewhat cramping limits of the Technical Instruction Acts, makes us hope that the forthcoming

Education Bill for London may open a still wider field of usefulness to some such body.

Looking at the act as it stands, we note that it retains in our Elementary Education the established dual system of denominational and undenominational schools, endeavouring to combine the two in one national system. The areas outside the jurisdiction of the former School Boards will no longer escape their contribution to the education rate, which will he applied equally to both kinds of schools. For this increased share in public money the denominational schools are to have increased public control, one third of their managers being appointed by the local authority, and the managers as a body being subject to the local authority in the various ways laid down in Part III of the act.

It was considered that this increased element of public control would do something to satisfy the grievances of nonconformists in those localities where the one school was an Anglican Voluntary School, whilst the transference of these Voluntary School buildings to public use during school hours was held to be a fair equivalent for the retention of a majority of denominational managers, such majority being necessary to guarantee the denominational religious teaching for which these schools were erected.

This teaching is, in fact, rendered insecure, in principle, by the Kenyon-Slaney Clause of the act, which makes it possible for the managers to exclude a clergyman from the position of religious teacher in the school connected with his church, and, consequently, the act is in this respect extremely distasteful to a large body of anglicans.

On the other hand most non-conformists consider that their grievances are rather increased than diminished, since they are now compelled to contribute through the local rate to the maintenance of schools which provide a religious teaching with which they disagree. As long as Undenominationalism is the only form of religious teaching legalised in the one set of schools this controversy seems likely to continue, and will probably gradually bring us to the equalization of all public elementary schools in respect of secular instruction, with full liberty for denominational or undenominational teaching provided at the expense of their respective adherents.

Having now disposed of the most controversial and least stable part of the act we may turn our attention to its other more important and lasting reforms.

First and foremost must be placed the organisation and unification of our school system under one paramount local authority, and this authority the one charged with the general administration of local finance. It would have been well, perhaps, had the principle of one authority been carried out with still greater boldness, but the proviso in Part I, giving separate power over elementary education to certain non-county boroughs and urban districts was deemed necessary in view of the fact that the government were not legislating on a clear field, but had to contend with strong local interests. Secondly we may rejoce that the County Councils, in aiding and supervising higher education, will no longer be limited to Technical Instruction, but will he able to apply the experience gained in that more limited sphere to the wider one of education in general. The crying needs of secondary education will, however, scarcely be satisfied by the 'Whisky' money and the rate. The precedent of the Welsh Intermediate Education Act might well have been followed and a Treasury Grant made, proportioned to the amount raised locally by rate. Nevertheless the act creates great possibilities and much can be done for secondary education, if only the machinery established by the act is in the hands of men of courage, public spirit and intelligence. Among them should be men of practical experience in education, well acquainted with the educational needs of the area; it is therefore eminently desirable that the teachers of each area should have the right of electing representatives to sit on the education committees. Were the new Teachers' Register in working order, it might be used as an electoral roll for this purpose, but it will probably be some years before such a use of the Register is possible, and meanwhile great anxiety is felt by teachers as to the composition of the first new education committees. All schemes for the formation of education committees have to be approved by the Board of Education. This fixes a grave responsibility on that central authority, and we trust that some means may be devised to secure the desired representation.

When the new authorities are in existence, and, having surveyed the educational field, have begun to put the act in operation, we may hope to see the worthless elements in our educational system gradually squeezed out, and the worthy elements fostered and encouraged.

London. T. B. Lamburn.

---

# BESPRECHUNGEN.

## SPRACHE.

A. J. Barnouw, *Textkritische untersuchungen nach dem gebrauch des bestimmten artikels und des schwachen adjektivs in der altenglischen poesie.* Leiden, Brill, 1902. VII + 236 ss.

Die arbeit schliesst sich an A. Lichtenheld's aufsatz über »das schwache adjektiv im Ags.« an (Zeitschr. f. d. alt. XVI 325—393) und behandelt die verbindungen artikel + substantiv *(se cyning)*, artikel + schwaches adjektiv *(se wisa)*, artikel + schwaches adjektiv + substantiv *(se wisa cyning)*, schwaches adjektiv + substantiv *(wisa cyning)* in Beowulf, Exodus, Rätsel, Genesis A, Andreas, Kreuzgesicht, Christ I, Daniel, Guđlac A, Juliane, Himmelfahrt, Christ III, Christ und Satan, Elene, Azarias, Guđlac B, Tierbuch, Phönix, Byrhtnođ's Tod und Genesis B. Es steht die verbindung artikel + substantiv: 1) wenn auf das substantiv ein relativsatz oder sonst ein erklärender satz folgt, 2) um etwas im laufe der erzählung genanntes oder doch in der vorstellung des hörers schon vorhandenes wieder einzuführen, 3) emphatisch. In den verbindungen artikel + schwaches adjektiv u. s. w. war ursprünglich der artikel demonstrativ (wies auf einen folgenden erklärenden satz hin oder führte etwas genanntes oder bekanntes wieder ein), das adjektiv emphatisch. Später verlor der artikel seine speziell demonstrative kraft, und die schwache adjektivform war kein genügender ausdruck mehr für die emphase. Nach massgabe der art, wie die genannten verbindungen in den verschiedenen denkmälern auftreten, versucht der verfasser eine datierung (s. 230); vgl. die oben gegebene reihenfolge. — Obschon manches nicht recht einleuchten will und wohl auch offenbare fehlgriffe hier und dort vorliegen, hat das buch für die geschichte

des artikels und des schwachen adjektivs, sowie für die genauere auffassung vieler textstellen einen nicht geringen wert. Als beispiele nenne ich aus dem ersten kapitel: Beow. 1675 b — 77 (s. 7), 1759 a (s. 29), 676—677 a, 1191 b — 92 (s. 37), 814—815 a (s. 44), 759 (s. 45). Mit der behandlung von Beow. 2033—34 (s. 24), 2734 b — 37 (s. 25), 2021—32 (s. 26), 1249—50 a (s. 28), 171 b — 172 a (s. 39) u. s. w. bin ich dagegen persönlich nicht zufrieden, ohne jedoch für jeden fall behaupten zu wollen, dass ich eben recht und der verf. unrecht hätte. Dass metrische rücksichten bei dem anbringen oder weglassen des artikels eine rolle gespielt haben, steht ausser zweifel; aber da die altgermanische metrik noch einer endgültigen feststellung harrt, scheint man mir hier auf schwankendem boden zu bauen. (Der verf. ist ein anhänger der Trautmann'schen viertakterlehre, Anglia beibl. V 87—96.) Die sprache des verfs. lässt, obwohl häufiger undeutsche wendungen, formen und sogar wörter mit untergelaufen sind, den leser doch fast nie im zweifel über den sinn. (Auch versteht man leicht, dass s. 77 z. 7 v. u., »adjektiv« statt »artikel« zu lesen ist, u. s. w.) Im ganzen zeigt die arbeit eine viel bessere logik, als man nach dem durchlesen der ersten (auch sprachlich ungeschickten) zeilen des vorworts erwarten sollte: »Diese schrift hätte eine gründlichere sein können, wenn mir durch den tod des herrn prof. P. J. Cosijn der beistand des geübtesten kenners altenglischer sprache nicht entfallen wäre. Aber der zu jeder zeit wohlwollend gewährte rat meines hochgeschätzten promotors prof. C. C. Uhlenbeck hat mir diesen verlust reichlich ersetzt.« Schliesslich sei bemerkt, dass ein verzeichnis der wichtigeren besprochenen textstellen willkommen gewesen wäre.

Lund, im November 1902. Ernst A. Kock.

---

Rudolf Jacobsen, *Darstellung der syntaktischen erscheinungen im angelsächsischen gedichte vom wanderer.* Rostocker Dissertation, 1901. 98 ss. 8°.

Dem verf. selbst mag ja eine eingehendere beschäftigung mit einem gewissen sprachdenkmal von nutzen sein. Einem forscher aber, der eine oder mehrere syntaktische erscheinungen in ihrer historischen entwicklung zu verfolgen wünscht, wird wohl das aus-

finden und anschaffen des buches und das suchen darin wenigstens ebensoviel mühe geben als das durchlesen eines gedichtes von 115 (!) zeilen. Als beispielsammlung hat also das buch keinen praktischen wert. In den syntaktischen definitionen und erörterungen habe ich nichts neues gefunden. Manches ist durchaus überflüssig. Beachtenswert sind dagegen die anmerkungen zu vv. 6—7, 25, 31 (auf ss. 83 und 13). An einzelheiten möchte ich folgendes erwähnen.

S. 23. *Wenian mid wynnum* (v. 29) heisst: »an sich gewöhnen (ziehen) vermittelst wonne (dargebotener freuden)«. Vgl. *hringum wenede* Beow. 1092, *wennian mid willeon* Hel. 2818. Die bemerkung: »Es dürfte dies die einzige stelle sein, wo *wenian* mit *mid* konstruiert ist«, lässt vermuten, dass dem autor das Bosworth-Toller'sche wörterbuch unbekannt ist. — S. 24. In *đam đe him are seceđ, frofre to fæder* (v. 115) steht *to* nicht (im gewöhnlichen sinne) »lokal, die ruhe an einem orte bezeichnend«. Vgl. z. b. Heyne's Beowulf-glossar, *tô* I 2. — S. 27. Das zweite *and* im v. 42 und *and* im v. 91 sind gleichzustellen. — S. 29, 30. *forđon*, »darum, also«, verhält sich zu *forđon* »denn«, ungefähr wie *đonne* »dann«, zu *đonne* »wenn«; wer das erste *đonne* ein adverb nennt (s. 36), ist kaum berechtigt, das erste *forđon* eine konjunktion zu nennen. — S. 32. Der schluss des ersten stückes unter *œ̂r* passt nur für den ersten beleg. — S. 65, 66. *heah, fah* (v. 98) sind nicht prädikativ; *wêste* ist kein adverb. — S. 72. Der abschnitt über den sog. qualitativen genitiv scheint mir verfehlt. — S. 74. »Durch blosse negierung des verbs« (z. b. *nützt — nützt nicht*) entsteht aus einem dativus commodi kein dativus incommodi; ein konträrer gegensatz wäre erforderlich (z. b. *schadet*). — S. 80. Bei dem konjizierten *ealre đisse worolde* (v. 80) hat der verf. das »bedenken: wäre nicht schwache flexion am platze gewesen bei dabeistehendem demonstrativ, auch wenn dieses folgt? Parallelstellen habe ich nirgends finden können.« In den werken Alfred's gibt es dutzende davon, die jenes »bedenken« auch sofort beseitigen: *ealne þisne middangeard* Oros 1 : 1, *on ealre þysse worolde* 34 : 34 u. s. w. (Ebensowenig wie das Bosworth-Toller'sche wörterbuch darf bei einer studie wie der vorliegenden die Wülfing'sche, allerdings mit vorsicht zu benutzende Alfred-syntax ausser acht gelassen werden.) — S. 83, 84. *wyrmlicum* (v. 98) drückt keinen Vergleich aus; *wyrmlicum fah* heisst (eben wie *wyrm-fah* Beow. 1699): »mit schlangenbildern verziert«. — S. 91 f. Die auffassung

und behandlung der relativpronomina ist eine veraltete. — Von druckfehlern habe ich etwa ein halbes hundert verzeichnet. Auf die auffassung von vv. 23, 50 und 67 (ss. 13, 78, 64, 82) werde ich anderswo zurückkommen.

Lund, im November 1902. Ernst A. Kock.

---

M. Kaluza, *Historische grammatik der englischen sprache.* Zweiter teil: *Laut- und formenlehre des Mittel- und Neuenglischen.* Berlin, E. Felber, 1901. XVI + 380 ss.

Eine historische grammatik des Mittel- und Neuenglischen ist seit langer zeit ein wirkliches bedürfnis. Soweit die laut- und formenlehre in betracht kommt, liegt eine solche nunmehr vor. Was der verfasser hier bietet, ist das produkt geduldiger, fleissiger, sehr fleissiger arbeit. Ein umfassendes material ist nach der deskriptiv-historischen methode in ein schema verarbeitet, das an starrheit und unerbittlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Eine historische grammatik sollte man, meine ich, so interessant und anziehend wie nur möglich gestalten, da die materie an sich schon sehr trocken ist. Die grundzüge der entwicklung, die hauptdaten in ursächlicher verknüpfung sollten sorgfältig herauspräpariert und übersichtlich dargestellt werden. Hieran hinderte jedoch das schema. Wichtiges und unwichtiges steht so nebeneinander, scheinbar in durchschlagende regeln festgebannt. Der leser und vor allem der anfänger hat nicht geringe mühe, den leitenden faden der entwicklung herauszuerkennen. Der schwerpunkt der darstellung liegt auf der aufnahme des tatbestandes. Ausführliche tabellen der einzelnen laute, von den verschiedensten gesichtspunkten aus aufgestellt, mit einer menge von zahlen nehmen die stelle von knappen übersichten ein. Die ausführung steht in ihrer breite und äusserlich peinlichen genauigkeit zuweilen in gar keinem verhältnis mehr zu dem zweck. Die menge der belege, die auch für die bekanntesten lautvorgänge gegeben wird, ist geradezu erdrückend. Dies hätte nichts zu besagen, wenn nicht die wirklich wissenswerten tatsachen so in gefahr ständen, übersehen zu werden und in der aufdringlichen fülle des nebensächlichen und unwesentlichen zu verschwinden. Ich glaube, es würde sich empfehlen, die quantität des belegmaterials so zu bemessen, dass sie zu einem mittel wird, das wesentliche hervorzuheben. Die über der sammlung des über-

reichen materials nicht zweckdienlich verbrauchte kraft ist ausserordentlich. Man empfindet dies um so mehr, als man in dem buch über viele wichtige fragen gar keine auskunft bekommt. Der verfasser legt offenbar wert darauf, dass er in der hauptsache nur produkte eigenen schaffens und denkens zur darstellung bringt. Was andere vor ihm erkannt, berücksichtigt er zuweilen, aber keineswegs konsequent. Ein derartiger standpunkt lässt sich begreifen, aber nur schwer rechtfertigen. Wie viele interessante entdeckungen haben in der neuesten zeit allein Sweet und Jespersen gemacht, um nur zwei namen zu nennen! Doch der verfasser geht sehr häufig an ihnen vorbei. Das New English Dictionary birgt für den grammatiker schätze von neuer wertvoller erkenntnis und eine menge wichtiger daten, der vorliegenden arbeit ist wenig davon zu gute gekommen. Die schwierigkeit der aufgabe verkenne ich nicht, und ich will dem verfasser keinen allzu schweren vorwurf machen, wenn er manches, sogar naheliegendes auslässt: der stoff war ungeheuer. Doch wenn er einmal eine erscheinung berührt, so sollte er nicht ganz äusserlich ein faktum konstatieren, wie es häufig geschieht, sondern sollte bemüht sein, eine historische erklärung zu geben, und dies unter benutzung einer zutreffenden, sachgemässen terminologie (vgl. s. 284, 289, 296, 297). Bei einer weitern auflage wird der verfasser gut tun, auf sie ein besonderes augenmerk zu richten. Überhaupt wird es an einzelheiten vieles zu ändern und zu bessern geben. Ich nenne nur einige wenige punkte, um zu zeigen, dass meine ausstellungen nicht unberechtigt sind.

S. 193. »Die im Mittelenglischen, namentlich im 15. jahrhundert, häufig vorkommende schreibung *y* für *i* und *ī* wurde im 16. jahrhundert wieder beseitigt, doch hielt sich *y* in einzelnen fällen, namentlich im auslaut . . .«. Man braucht nur einen flüchtigen blick in irgend einen text des 16. jahrhunderts zu tun, um sich zu überzeugen, dass obige behauptung nicht zutrifft.

S. 131. »Im plural bleiben gewöhnlich endungslos«: "*folk, deer, hors, neet, scheep, swyn, pound, þing, ȝeer*, neben *þinges, ȝeres*." Die erscheinung ist doch in ihren ursachen erkannt und erklärt. Weshalb lediglich die konstatierung des nackten faktums?

S. 134. »Der umlaut im d. sg. (ae. *brēđer, mēder, dehter*) ist geschwunden, wird aber bei *broþer* auf den n. a. pl. übertragen, der nunmehr *breþer*, oder mit anfügung der endung *-en* von den *n*-stämmen *breþeren, breþren* lautet.« Diese erklärung der

form *brethren* ist nicht annehmbar. Das N. E. D. bietet unter *brother* eine viel ansprechendere und wahrscheinlichere.

S. 142. »Das zahlwort für 100 lautet ausschliesslich *hundred.*« Die form *hundreth* (nach anord. *hundrađ*) ist nicht unhäufig.

S. 145. »Der n. sg. ntr. der 3. pers., ae. *hit*, verlor im späteren Mittelenglisch häufig das anlautende *h.*« Die Form *it* ist dem Mittelenglischen seit etwa 1200 geläufig. *Hit* verlor sein *h* zunächst, wenn es unbetont oder schwachtonig war. Das Schottische scheidet heute noch zwischen starktonigem *hit* und unbetontem *it*.

S. 149. »Das fragepronomen *who* kann in der bedeutung 'irgend einer, jemand' gebraucht werden in der verbindung: *as who seiþ* 'quasi quis dicat', 'wie wenn irgend jemand sagen möchte', 'gewissermassen'.« In dieser bedeutung gilt *who* allgemein bis in die früh-neuenglische zeit, wenn es auch an gebrauchsfähigkeit abnimmt.

S. 148. Wenn unter den pronomina *whether* 'welcher von beiden' auch in seiner eigenschaft als konjunktion genannt wird, so hätte gezeigt werden müssen, auf welchem wege das fürwort sich zu einem satzbindemittel entwickeln kann. Dieses ist weder hier noch unter der konjunktion von s. 187 geschehen. Die konjunktion dient übrigens nicht "zur anknüpfung eines indirekten fragesatzes", sondern zur einführung und charakterisierung eines solchen. C. Stoffel gibt in seinen *Studies* s. 108 ff. eine sehr klare und ausführliche entwicklungsgeschichte von *whether* 'ob'. Ein verweis hierauf hätte nicht fehlen sollen.

S. 297. »Im anlaut vor vokal ist in einigen wörtern *n* abgefallen; in andern, ursprünglich vokalisch beginnenden wörtern ist ein *n* vorgesetzt worden.« Beispiele: *adder, apron, umpire* und *newt, nickname, *nuncle.* Auch hier fehlt ein erklärungsversuch; jedenfalls sollte der verfasser auf die literatur verweisen.

S. 234. »Me. *ou [ū]* aus ae. *ū* war schon im 16. jahrhundert zu *au* diphthongiert«. Dies trifft doch sicherlich nicht zu.

Befremdlich sind verschiedene neuenglische wortbedeutungsangaben: S. 222 *liquor* likör, s. 223 *herd* hirt, s. 225 *chemise* hemd (statt frauenhemd), s. 271 *habit* kleid (statt damenreitkleid), s. 297 *harbinger* quartiermeister (gänzlich veraltet!); *examinate* prüfen s. 283 kenne ich nicht.

Trotz mannigfacher mängel wollen wir Kaluza für das gebotene dankbar sein in der hoffnung, dass jetzt vollendeteres bald nachfolgt. Sehr willkommen wird vielen jedenfalls die eingehende

behandlung der romanischen elemente sein, die bis jetzt in den grammatiken etwas stiefmütterlich weggekommen waren: man war auf die spezialarbeiten von Sturmfels und Behrens angewiesen. Von der darstellungsart und grammatischen auffassung des letztern hat sich der verfasser, scheint mir, etwas zu sehr beeinflussen lassen. Behrens arbeitet genau und gewissenhaft, aber er haftet an der einzelerscheinung, d. h. an dem laut, und hat keinen einblick in sprachliches leben überhaupt, da er einseitig nur einen teil der grammatik kultiviert. Seine sehr bescheidene kenntnis der lebenden sprache hindert ihn vielleicht, sich weiter auszudehnen. Es ist so kein wunder, dass trotz des grossen fleisses, den er auf seine »Beiträge zur geschichte der französischen sprache in England« verwandte, das ergebnis der aufgewandten mühe nicht entsprochen hat. An des verfassers stelle hätte ich mich lieber an eine moderne, anerkannte anglistische grösse angeschlossen, sagen wir an Sweet. Seine grammatik ist ganz frei von jedem schematismus, und doch, wie übersichtlich, fein gegliedert und reich ist ihr inhalt! Hinter einem schlichten Sätzchen, hinter einer scheinbar leicht hingeworfenen bemerkung liegt fast immer ein tiefer hintergrund von wissen, erkenntnis und studium. Von männern wie Sweet, Murray, Bradley können wir in jeder beziehung viel lernen, und wenn der verfasser unter ihnen sein vorbild suchen wollte für die behandlung sprachgeschichtlicher fragen, so würde ich mich dessen sehr freuen. Jedenfalls würde sein buch viel dadurch gewinnen. So wie es jetzt ist, hat es vornehmlich wert als reiche materialsammlung. Mit der zweiten auflage wird die feinere arbeit beginnnen müssen.

Tübingen, 19. Januar 1903. W. Franz.

---

Hans Snoek, *Die Wortstellung bei Bunyan.* (Marburger studien zur englischen philologie. Heft 3.) Marburg, N. G. Ewert, 1902. 88 ss. 8. Preis M. 2,00.

Wenige kapitel der englischen sprachgeschichte haben bis jetzt eine so unzureichende behandlung gefunden als die wortstellung in ihrer historischen entwicklung. Die grosse beweglichkeit in der stellung, die zu allen zeiten mehreren satzteilen zugekommen ist, eine beweglichkeit, die noch heutzutage in der modernen sprache sich erkennen lässt, indem in vielen fällen sich keine feste regeln

entwickelt haben, muss natürlich von eingehendern arbeiten auf diesem gebiete abschrecken. Das thema bietet auch in andern beziehungen nicht unbedeutende schwierigkeiten. So z. b. ist es keine leichte sache, das material in bestimmte kategorien, wodurch vor allen dingen der genetische gesichtspunkt genügend zum vorschein kommt, systematisch einzuteilen. Die wortstellung ist in vielen punkten lediglich ein stilistisches moment, das dem feingefühl oder der willkür der sprechenden und schreibenden öfter überlassen wird, und das sich von bestimmten grammatischen regeln vielfach freizuhalten vermag. Jeder versuch, durch statistische untersuchungen festzustellen, was zu verschiedenen zeiten regel oder nur eine grammatisehe tendenz und was der freien wahl überlassen war, ja auch jede rein deskriptive monographische bearbeitung eines verfassers oder einer epoche in bezug auf die wortstellung muss deshalb als höchst willkommen begrüsst werden.

Das vom verfasser der vorliegenden arbeit in angriff genommene thema bietet ausserdem eine sonderschwierigkeit, die bei einer behandlung der literatursprache der zeitgenossen Bunyan's kaum sich einstellen würde. Bunyan hat sicher nicht so geschrieben, wie die mehrzahl der gebildeten seiner zeit. Er war in einer umgebung aufgewachsen, wo keine gebildete sprache gesprochen wurde; seine geistigen kräfte und anlagen hatten sich unter solchen umständen entwickelt wie bei keinem der schriftstellerisch betätigten seiner zeit; die ihm zu teil gewordene bildung war äusserst dürftig. Seine hauptsächliche lektüre war die englische bibelübersetzung in der Authorised Version von 1611, deren sprache und inhalt ihm allmählich in einem ganz erstaunlichen grade vertraut wurden. So wurde die sprache in seinen werken ganz natürlich zu einem zwitterdinge zwischen der vulgärsprache und der bibelsprache, zwischen den niedrigsten und den gehobensten sprachschichten seiner zeit. Zu einer endgültigen entscheidung, was er aus der einen oder der andern quelle in bezug auf die wortstellung geschöpft hat, reichen die vorhandenen vorarbeiten auf diesem gebiete bei weitem nicht aus. Vollständig zur verfügung steht uns nur die sprache der bibel, und auf diese hat der verfasser reichlich bezug genommen.

Eine durchgeführte statistische untersuchung bietet uns der verfasser nicht. Eine solche wäre zwar vielleicht an mehreren punkten wünschenswert, würde aber im grossen und ganzen kaum der mühe wert sein. Es handelt sich ja um eine epoche, die

wenig mehr als 200 jahre vor unsere zeit fällt, und es hat sich aus der untersuchung ergeben, dass Bunyan doch in den meisten fällen die in der modernen sprache geltenden regeln befolgt, »so dass man oft ganze seiten lesen kann, ohne abweichungen vom jetzigen sprachgebrauche zu begegnen«. Es ist also ganz natürlich, dass er auf solche abweichungen das hauptgewicht legt. Diese werden am ende des buches kurz zusammengestellt.

Gegen die anordnung des stoffes, die teils auf Mätzner's Englischer grammatik, teils auf einer dissertation von Völcker über französische wortstellung beruht, liessen sich vielleicht einige einwände erheben; aber dies ist, wie schon angedeutet, eine äusserst schwierige prinzipielle frage, worauf ich nicht ausführlich eingehen kann, zumal ich nicht im stande bin, etwas besseres an die stelle dessen, was der verfasser geleistet hat, zu setzen. Ich will hier nur ein paar bedenken erörtern, die mir bei der lektüre des buches aufgestossen sind. Im satz *the room by him could not be cleansed* (s. 42) gehört nach Snoek *by him* zum prädikativen partizip. Es wäre doch richtiger, es zu dem volleren *be cleansed* zu ziehen. Dieses beispiel hätte übrigens nicht mit dem folgenden *(I am in this man greatly deceived),* wo die wortstellung verschiedenartig ist, zusammen aufgeführt werden sollen und auch nicht zusammen mit fällen, wo das appositive passive partizip mit einer adverbialen bestimmung versehen ist (z. b. *the Prince of this Town, with all the Rabblement, by this Gentlemen named, are more fit for being in Hall).* Der vorletzte satz gehört zu den beispielen auf s. 43 (»Einschiebung zwischen hilfsverb und partizip«), und der erste hätte mit der abteilung, die die stellung der adverbialen bestimmungen vor dem verb behandelt, in verbindung gesetzt werden können. Dies gilt auch von beispielen wie *we finally shall be damned* (s. 46), wo *shall be damned* eigentlich nur das futurum pass. des verbs *to damn* ist. Aber dies und vieles andere liesse sich nicht tun ohne eine vollständige umarbeitung der ganzen abhandlung nach andern prinzipien, die vielleicht auch nicht ohne schwierigkeit durchzuführen wären.

Im literaturverzeichnis vermisse ich einen hinweis auf die arbeit von A. Dahlstedt, *Rhythm and word-order in Anglo-Saxon and Semi-Saxon with special reference to their development in Modern English*, Lund 1901, aber ich vermute, dass diese arbeit nicht früh genug erschien, um dem verfasser zugänglich sein zu können. Auch arbeiten wie Gorrel, *Indirect discourse in Anglo-Saxon* (Publ.

of the Mod. Lang. Ass. of America 1893), Lang, *Zur lehre von dem zusammenhang der wortfolge mit dem tonfall* (Zs. f. d. d. Unterr. 12, 1898), Mc Knight, *Primitive Teutonic Order of Words* (Journ. of Germ. Phil. 1, 1897) und andere, die bei Dahlstedt verzeichnet sind, wären vielleicht heranzuziehen gewesen.

S. 9 f. wird die inversion bei Bunyan zu anfang der rede in fällen wie *Thought I, this is a shrewd Sign, Saith Jacob . . ., Let us arise* besprochen, welche der verfasser geneigt scheint aus der vulgärsprache zu erklären. Er fügt hinzu, dass in der gewöhnlichen sprache solche sätze mit oder ohne inversion in die rede eingeschoben oder ihr nachgestellt werden. Nirgends habe ich aber in der arbeit einen hinweis darauf gefunden, dass dies auch bei Bunyan sehr oft der fall ist[1]); auch vermisse ich jede auskunft, wie oft in solchen fällen inversion stattfindet. — S. 28. Es sollte hervorgehoben werden, dass nur in solchen relativsätzen, die mit dem lokalen adverb *where* eingeleitet sind, inversion stattfindet. Die zweite hälfte von § 17 hätte durch einen strich oder einen grössern zwischenraum von der ersten getrennt werden sollen, denn sie stimmt nicht zu der überschrift »Relativsätze«. Die an dieser stelle behandelte inversion in den mit *for* eingeleiteten sätzen gehört doch, streng genommen, in die abteilung von den hauptsätzen. S. 73, wo von der stellung der präpositionen nach dem bestimmungsworte die rede ist, hätten solche neuenglische ausdrücke wie *a thousand times over* (in verbindung mit dem Bunyan'schen *All the Town over*) erwähnt werden können. S. 81. Die wendung *good my lord* erklärt sich daraus, dass *my lord* zu einem begriffe verschmolzen war (vgl. Spies §§ 160, 162).

Upsala, im Dezember 1902. Erik Björkman.

---

A. Western, *Englische lautlehre für studierende und lehrer*. Zweite, gänzlich umgearbeitete auflage. Leipzig, O. R. Reisland, 1902. VII + 144 ss.

---

[1]) Z. b. *there, I say, thou mayest be eased of thy burden* P. P. s. 13 (ich zitiere nach einer Londoner ausgabe von 1832, die ich augenblicklich zur hand habe), *What dost thou here, Christian, said he* P. P. s. 14, *And, said I, I am going* P. P. s. 15, *Truly, said Christian,* P. P. s. 21, *Matter! said they* P. P. s. 60. Solche fälle wie *And what Punishment is it, think you, that you deserve at my Hand* (Snoek s. 82) sind auch nicht besprochen worden.

Die erste auflage dieses buches erschien schon im jahre 1885. Die phonetische wissenschaft hat inzwischen grosse fortschritte gemacht, jeder lehrer der neueren sprache muss mit denselben bekannt sein. Die neue ausgabe setzt deshalb mit recht eine elementare kenntnis der phonetik voraus. Western berücksichtigt in seiner behandlung der englischen aussprache vor allem den gebildeten südenglischen dialekt und besonders die gebildete Londoner aussprache. Doch hat er auch die übrigen dialekte, wo sie von der Londoner aussprache wesentlich abweichen, in betracht gezogen, namentlich das Nordenglische und Amerikanische. Die arbeiten von Lloyd, Sweet, Storm, Grandgent, Tuttle u. a. sind ihm dabei nützlich gewesen. Ein lehrer der englischen sprache muss diese abweichungen kennen. Man muss es Western hoch anschlagen, dass er auf eine eigene phonetische transskription verzichtet. Die wenigsten phonetiker tun dies. Sie finden meist die schwächen der systeme anderer heraus, ersinnen eine eigene transskription und sind von der unanfechtbarkeit derselben überzeugt. E. H. Tuttle liefert hierfür ein betrübendes beispiel in seiner neuesten arbeit über »phonetic notation« (band X der *Studies from the Yale Psychological Laboratory*). Western betritt den einzig richtigen weg: er nimmt das system, das nach der ansicht der meisten phonetiker schon die grösste verbreitung gefunden hat; es ist das der Association Phonétique Internationale. Er weicht von demselben nur darin ab, dass er den laut von *but* mit umgekehrtem *a (ɐ)*, den von *burn* mit (ʌ:) bezeichnet. Es ist bedauerlich, dass er nicht umhin konnte, wenigstens den einen schritt abseits zu tun; er erreicht allerdings damit, dass er das zeichen *(ə)* ausschliesslich für unbetonte vokale verwenden kann. Viele sorge bereiten Western die ausdrücke *narrow* und *wide.* Warum unterscheidet er nicht nach dem grade der spannung der zungenmuskeln gespannte und ungespannte vokale? Diese ausdrücke verursachen bei manchem lehrer kopfschütteln, allein sie sind für den schüler leichtverständlich. Man muss allerdings darauf hinweisen, dass sich gespannte und ungespannte vokale nur teilweise mit geschlossenen und offenen decken, da letztere ausdrücke sich in erster linie auf die grösse der mundöffnung beziehen. Eine eigentümlichkeit der transskription Western's ist noch die, dass er das accentzeichen vor die betonte silbe setzt.

Das buch enthält ausser einer einleitung über phonetische schrift und über das vokalschema zwei teile, einen über die eng-

lischen laute und einen zweiten über die englische orthographie. Rühmend anzuerkennen ist dabei, dass Western auf die mittelenglische orthographie zurückgreift und einige aufschlüsse über die englische lautentwicklung gibt. Manche auffallende erscheinungen in der neuenglischen aussprache, beispielsweise die stimmlose aussprache des *s* in *goose, geese, mouse, loose, louse* werden dem anfänger dadurch verständlich. Die ausführungen Western's haben den vorzug, dass sie durchaus verlässlich sind. Das englische wörterverzeichnis am schluss des buches erhöht den wert desselben.

Einige wünsche betreffs änderung in einer späteren auflage kann ich nicht unterdrücken. Zunächst stören die vielen druckfehler in den ersten 5 bogen; dieselben sind allerdings der mehrzahl nach im druckfehlerverzeichnis berichtigt. In der aussprache von wörtern wie *witch* und *which* sollte ein unterschied gemacht werden; die emphatische rede des Südengländers und die nordenglische und schottische aussprache rechtfertigen dies, und der schüler wird vor manchem schreibfehler bewahrt, wenn man ihn lehrt, *wh* als ein kräftiges stimmloses *w* zu sprechen. S. 48 sollte bemerkt sein, dass *chap* auch in der bedeutung 'kinnbacken' jetzt vielfach *tʃæp* lautet. Wörter wie *real* werden besser durch *ri:əl* als *riəl*, solche wie *hero* besser durch *hi:rou* als *hiərou* dargestellt; in letzterem fall ist zwar fast überall ein gleitartiger *ə*-klang vorhanden, allein, wenn man ihn schreibt, so wird der deutsche leser leicht dazu verführt, eine volle silbe daraus zu machen, und das *ə* stellt sich von selbst ein, wenn man *r* richtig ausspricht. S. 65 vermisst man wörter mit anlautendem *j* und *ch* wie *jew* und *chew*, überdies muss dabei auf § 143 verwiesen werden.

Western's *Lautlehre* gehört zum besten, was die neuere phonetische litteratur aufweisen kann; das buch sollte auf dem bücherbrett keines studierenden und keines lehrers der englischen sprache fehlen.

Stuttgart. Ph. Wagner.

---

## PROSODIE UND METRIK.

Bastiaan A. P. Van Dam and Cornelis Stoffel, *Chapters on English Printing, Prosody, and Pronunciation (1550—1700).* (Anglistische forschungen, hrsg. von Johannes Hoops. Heft 9.) Heidelberg, Winter, 1902. III + 207 pp. Preis M. 5,00.

The above mentioned book may be regarded as a sequel to the larger work of the same authors, *William Shakespeare, Prosody and Text,* in which they try to give further demonstrations of some of the propositions laid down in the latter work. It is divided into three parts: I. *High-handed Ways of Elizabethan and Jacobean Printers;* II. *The Dogma of the "Extra Syllables" in the Heroic and Blank-verse Line (XVI. and XVII. Century);* III. *An Inquiry into the Use of Synizesis in Shakespearean and Miltonic Verse.*

In the first part additional material is brought together to prove that authors were not accustomed, in the times of Elizabeth and James I, to read the proof-sheets of their books themselves, so that many of the corruptions in the old texts are due to the printers, both metre and rhymes proving that the authors must have written down other words or forms than those actually found in print. They take especial care to show the impossibility of the so-called *stage-copy hypothesis,* according to which the corruptions in Shakespeare's works are partly explained by the assumption that his dramas were printed, not from his own manuscripts, but from stage-copies, in which "various reasons rendered all kinds of alterations comprehensible, excusable, desirable, or necessary". It is here shown that exactly the same sort of corruptions are found in all sorts of Elizabethan books that have absolutely nothing to do with the stage, e. g. in Spenser's *Faery Queen,* where a number of so-called non-rhymes can easily be explained as quasi-corrections on the printer's part. — Most of this first chapter is taken up by an investigation into the word-order in Levins's *Manipulus Vocabulorum,* which seems to show, partly, that L. cannot possibly have read the proof-sheets of his book himself, partly, that L. pronounced several words differently from what is generally considered to have been the pronunciation of the time. For though L.'s work presents itself as a sort of rhyming dictionary, arranging the words according to their endings, yet we find lots of words in places where, according to the accepted pronunciation of the time, they have no business, e. g. *breadth* under the ending *-ede, hempe, kembe* under *-em, Egipt* under *-ip, world* under *-orl,* and so on, all of which Levins's modern editor, Henry B. Wheatley, simply considers as so many misplacements. Van Dam and Stoffel, on the contrary, are of opinion that these words, and many others,

are in their right places, and that they simply furnish additional instances of the dropping of final consonants postulated in *Prosody and Text* p. 71—86. The authors are of opinion that "final *th*. final *t*. and final *d*. and for that matter, other consonants too, were often dropped in pronunciation", and to prove this assertion they not only adduce rhymes and phonetic spellings from different authors of the time, but also direct evidence from contemporary phonetic authorities. Thus, Richard Hodges, in his book *A special help to Orthographie* (London 1643), gives among words "so neer alike in sound, as that they are sometimes taken one for another" also the words "myrrhe, mirth" and "tens, tense, tents, tenths". And Owen Price, in his *English Orthographie* (Oxford 1668), mentions among such words "*hy* to make hast, *hay*. *high*, *highth* loftiness, highness", and Dr. Jones expressly states that the pronunciation of *t* in words ending in *pt* was optional in his time; also that words in *-ents* might drop the *t* in pronunciation, and that the words *clift*, *drift*, *lift*, *shift*, *fift*, etc. were pronounced with or without the *t*.

It is very difficult, not to say impossible, to pronounce upon this question of dropping of final consonants without going through the whole of what has been said on the point by the authorities of the time, and as I have neither opportunity nor time to do so at present, I can only offer a few suggestions. Let us first look at the facts before us. It seems impossible to deny that *th* might be dropped in *mirth*, *tenth*, and *highth*, and that *t* might be dropped in the endings *-ift* and *-ipt*, as this is expressly stated by the said authorities. And rhymes and spelling seem to point to a similar dropping also in other words, e. g. of *th* in *breadth*, *length*, *earth*, *north*, and the ordinals, and of *t* in *tempt*, *interrupt*, *aught*, *naught*, *delight*, *light*, *night*, *might*, *right*, *sight*. — But even if we admit this, I think the authors are hardly justified in saying that the pronunciation of final consonants, at least of *d*, *t*, *th*, and *s*, was optional. If this had been the case, it would be difficult to explain the fact that all these consonants are now invariably pronounced, and that the only case of exchange is that of modern *height* instead of *highth*. It is not enough to refer to the schoolmasters. If there had been a general tendency to drop these sounds, no schoolmaster would have been able to restore them in the living speech so suddenly as seems to have been the case in the second half of the 17th century. How, then,

are we to account for this remarkable phenomenon? — I think the pronunciation of the consonants must be looked upon from the same point of view as that of the vowels. Now there can be no doubt that several of the vowels seemingly admit of a double pronunciation in the $16^{th}$ and $17^{th}$ centuries. The vowel in *take,* for instance, is by some authorities given as *(ā),* by others as *(ǣ);* the vowel in *duke* is given as *(ȳ)* and as *(iū),* and so on. But we cannot suppose that these pronunciations were quite optional, or were used promiscuously. There must have been two pronunciations running side by side, and vying with each other for the supremacy, till at last one of them gained the upper hand, and completely ousted the other. This has been made very probable, as regards the vowels, by Professor Luick in his papers in the *Anglia* XIV and XVI, and the same may have been the case with the consonants. Professor Luick shows convincingly, as it seems to me, that the pronunciations *(ā)* and *(ȳ)* belonged to the upper classes, while *(ǣ)* and *(iū)* was the pronunciation of the middle and lower classes, and that the final victory of the latter pronunciation was brought about in the latter half of the $17^{th}$ century in connection with the great political and social changes of the time. —

If we look at the dropping of final consonants from the same point of view, we shall come to the conclusion, that if it has ever taken place, it can have been the fashion only in the upper classes, while the middle and lower classes still kept them up in pronunciation, and consequently it would be no difficult task for the schoolmaster to restore them, as they had really never been extinct. At the first blush we should expect to find this dropping of consonants among the vulgar, and not among the educated, and this was actually Ellis's view of the matter in so far as it came under his observation. But there can be no doubt that this is a wrong way of looking at the thing. For not only do these curtailed forms occur in nearly all the poets of the 16. and the first half of the 17. century, as well as in the handwriting of Queen Elizabeth herself, but the direct statements referred to above are found in the books of the orthoepic authorities of the time, who cannot well be supposed to have set up the vulgar pronunciation of the time as a pattern. And attention must especially be drawn to the fact that Dr. Jones's book, in which the dropping of final *t* in the endings *-ift* and

*-ipt* is stated, was "Designed more especially for the Vse and Ease of the Duke of Gloucester".

The question then naturally arises: how are we to account for this dropping of final *d, t, th,* and *s* in the speech of the upper classes?

In some cases, such as the dropping of *d* after *l* and *n,* e. g. *hold*: *soul, round*: *down,* and of *th* after *r,* e. g. *er, mir* for *earth, mirth,* I think the dropping may be due to purely phonetic causes. — The movement of the organs of speech in passing from *l* or *n* to *d,* and from *r* to *th,* is very slight, and might therefore easily be left out in rapid speech. In passing from *n* to *d,* the tongue position is not changed at all, the change in sound being the result of the raising of the soft palate, and in passing from *l* to *d* the tip of the tongue remains in the same position, the only thing necessary to change *l* into *d* being to shut the side apertures of the mouth channel. The dropping of *th* after *r* must have commenced at a time when final *th* was still voiced, and even if we assume a trilled *r,* the place-shifting of the tongue in passing from *r* to *th* would be very slight. Such changes, which are brought about by leaving out a very slight movement, either of the tongue or the soft palate, are, besides, much more likely to take place in the rapid speech in the towns than in the slower utterance in the country. Exactly the same changes have taken place in spoken Norwegian, where words as *land, vild, jord* are now pronounced without any *d,* while several of the dialects still keep it. In the same way the lower classes in England, especially in the country, may have kept these final consonants, which were accordingly reintroduced into educated speech, when these classes rose to greater prominence in society.

But other cases of dropping of final consonants, such as the leaving out of final *s* and *t* after vowels, I simply consider as due to French influence. When we remember that French was spoken in the House of Lords nearly all through the 15th century, there can be little doubt that the French influence was still great in the 16th century, and it is therefore, perhaps, not so surprising after all that dropping of final consonants should have been fashionable among the higher classes, mostly no doubt in French words, but probably also in English ones. But this dropping must of course have been wholly unknown among the lower classes, and as the pronunciation of the latter was gaining ground

in the latter half of the 17th century, the final consonants were again restored, or, rather, the French influence was done away with. I do not think, therefore, that Professor Luick is right in ascribing the pronunciations *(ā)* and *(ŋ̄)* to c o n s e r v a t i v e tendencies. I think we have also in this case to do with French influence, and these sounds therefore rapidly dropped out of fashion after the great social revolution which was brought about by the Commonwealth. It is, therefore, rather to the Puritans than to the schoolmasters that the restoring of final consonants is due.

Another difficult question is presented by the seeming confusion of *m, n,* and *ng.* Dr. Jones says expressly that "the sound [of N] is like that of *m,* but more like that of *ng;* and both easier than *n.* Therefore *n* doth often take the sound of *m* and *ng.*" From which Van Dam and Stoffel infer that *n* was, or might be, pronounced as *m.*

This conclusion, however, seems a little rash. There seems to be a hopeless confusion in the words quoted above. How, for instance, is it possible, if the sound of *n* is like *m,* that it can at the same time be "more like *ng*"? Dr. Jones cannot possibly mean that the sound of *n* is like *m* and *ng* simply in being nasal. His addition that "*n* doth often take the sound of *m* and *ng*", clearly shows that he is not thinking of the nasality only, but of the whole configuration of the mouth in producing these sounds. The only sense that I can possibly make out of his words as they stand, is that the sound of (the letter) *n* is (sometimes) like that of *m,* but oftener like that of *ng,* viz. in positions where the sounds of *m* and *ng* are both easier than *n,* in other words, that *n* is sometimes written where it is easier to pronounce *m* or *ng.* He may be thinking of such cases as *in bed, on paper,* and perhaps *confer,* where the *n* was probably changed, by assimilation, into *m,* and of *n* before gutturals, as in *think, thank.* But I confess that this solution of the difficulty has no great demonstrative force, though it is the only one I can think of at present. At all events it seems impossible to infer from his words that *n* was pronounced as *m.* As he says himself that it is "more like that of *ng*", it would seem more plausible to conclude that it was pronounced as *ng;* but though this was no doubt the case, as it is now, before gutturals, there can, on the other hand, hardly be any doubt that the general

tendency was quite the other way, pronouncing, for instance, the ending *-ing* as *-in*. If *n* and *m* had ever been pronounced alike, whether as *n* or as *m*, there would certainly now have existed cases of confusion of the two; but I cannot call to mind a single instance in which *n* and *m* have been interchanged in modern English, and so, till further proof is forthcoming, I consider myself as being on the safe side of the question by not believing in this supposed identity of *n* and *m*, and by setting down *alone* : *home* as imperfect rhymes or assonances.

In the second chapter of the book the authors give the *coup de grace* to the Dogma of the extra syllables in Blank Verse. I cannot here go through this chapter in detail. I merely wish to say that the treatment of this question does not seem to leave any doubt as to the assertion that the extra syllable postulated by so many writers on English metre is non-existing. I do not mean to say that I believe the reading proposed by Van Dam and Stoffel is correct in every single case; but I feel quite convinced that the view of Blank Verse set forth both in this book and in *Prosody and Text* is the right one, and that from now all talk about the extra syllable or about »auftakt« ought to stop. Nearly a hundred lines adduced by different writers as proving the existence of this extra syllable are gone through, and in most cases it is convincingly shown that the extra syllable vanishes into an airy nothing, when the lines in question are read in the right way. Of course, when I say that the extra syllable does not exist, I mean as a rule. Just as there may be found bad rhymes in the works of Elizabethan poets, so there may be found halting lines, though they seem to be exceedingly rare. Van Dam and Stoffel say themselves that they "do not wish to deny the bare possibility for a genuine extra syllable to figure legitimately before or after a strongly marked pause in the middle of the line". But I quite agree with them when they assert that up to now not a single instance of an undoubted extra syllable has been adduced.

The last chapter of the book contains "An Inquiry into the Use of Synizesis in Shakespearean and Miltonic Verse", that is, the authors try to answer the question whether words as *folio, ruffian* were ever pronounced with consonantal *i* (cp. the modern fouljo, rʊfjən) in Shakespeare's and Milton's time.

That such words might be pronounced in three syllables, if demanded by the metre, is of course well known; but it is equally well known that they are also used as dissyllables. And as they are now invariably pronounced as (fouljo, rɐfjən), it has been taken for granted that this was the old pronunciation as well.

Van Dam and Stoffel contend that this way of looking at the question is wrong, and that, for instance, *ruffian,* when used as a dissyllable, was pronounced as if written *ruffan* with dropping of the *i,* in other words, that words like those mentioned were shortened by syncopation, not by synizesis.

To prove this, the authors have collected a vast amount of material, consisting of rhymes, phonetic spellings and direct statements. For rhymes they in most cases have recourse to Butler's Hudibras, where we find among others: *familiar* : *well-willer; magician* : *prison; valiant* : *gallant; colour* : *collier; panniers* : *manners; bolder* : *soldier* : *shoulder; champions* : *lampoons; women* : *dominion; opinion* : *linen; rest on* : *question* : *best on; favour* : *behaviour; settle* : *perpetual,* etc. While it is, of course, possible to deny the force of these rhymes to prove anything in this case, as they may be bad ones, the thing begins to look more probable when we meet with such spellings as: *athisme, celestall, christen, comidantz (= comedians), guarden (= guardian), occayson, questoned, commisson, declenson, passonately, delirously, enginous (= ingenious), havour (= behaviour), teduse (= tedious), mutally, vnusall, continully, sancturie,* and when to all this are added direct statements to the same effect by the authorities of the time, it really seems impossible to deny that syncopated forms like those mentioned may at least have existed. Thus Richard Hodges and Owen Price give as words of "like sound": *meteor — metre; garden — guardian; palate — palliate; banner — pannier; champion — champain; million — melon; saviour — savour,* and Dr. Jones states expressly that the words *audience, brasier, conscience, crosier, Daniel, experience, loftier, mightier* and others, might be pronounced as if written *audence, braser,* etc. Additional, though indirect, proof is furnished by the fact that many words, in which there is historically no unaccented *i,* are often found spelt with an intrusive *i,* e. g. *villian, studient, jealious, stupendious,* which is still very common in vulgar speech, e. g. *grievious, tremendious, faviour, galliant, parient.* Some such originally intrusive *i*'s have been

kept in the language, as in *cullion, pompion, stallion, carrion, fashion.* It is also very interesting to find syncopated forms still in use in vulgar American, e. g. *athism, cur'ous, Dannil, experunce, illustrous, notorous, victorous,* etc., and when we remember, that the English of the New England States is a direct continuation of the English of the 17th century, it seems not at all improbable that such forms were in current use in the mother country at the time of the Pilgrim Fathers.

The chapter is wound up by a special investigation into the pronunciation of words in which the unaccented *i* is preceded by an *s*-sound, as *nation.* It has hitherto been assumed that the pronunciation of such words has passed through the following stages: 1. *na-si-on,* 2. *na-sjon,* 3. *na-shon,* the *sh* being the result of simultaneous pronunciation of *s* and *j.* — Against this view the authors assert that the second of these, with *sj* (that is, pure *s* and consonental *i*) is purely hypothetical, and that on the other hand the third stage "was explicitly recognized by various orthoepists at the close of the seventeenth century, nay, that, certainly at least in the case of some words, it had been known a century earlier already". Now, as the synizetic pronunciation of words like *folio, ruffian* has not arisen before the end of the 17th century, it follows that the hypothetical form *na-sjon* cannot be set up as a stage of transition between *na-si-on* and *na-shon.*

The only way of solving this difficulty is to assume that *s* was changed into *sh* without absorbing the following *i,* so that the stages were really: *nasion* — *nashion* — *nashon,* the two latter of which must have existed side by side for a long time, till towards the close of the 17th century, when the form *nashion* was completely ousted by *nashon.*

That *s* in French words was apt to be changed into *sh* at a very early time, is beyond doubt. There is direct evidence for it in cases as *cash, cushion,* and the numerous verbs in *-ish.* But even if it may be true that this change of *s* > *sh* was not accompanied by the absorption of a following *i,* as it also occurs in cases where there is no *i* following, there can hardly be any doubt that this palatalization of *s* must be due to an *i,* or another palatal vowel, either following or preceding the *s.* The word *launch,* which the authors mention as based on M.E. *launcen,* where there is no *i* in play, really goes back to the Norman Fr. *lancher* (see Murray). Nor is it beyond doubt, on

account of rhymes like *refresh* : *redress*, *wish* : *kiss*, that the latter of the two were really pronunced *redresh*, *kish*. They may simply be imperfect rhymes — a category that Van Dam and Stoffel are inclined to rule out of court completely in dealing with old poets; but it is not easy too see why the old poets should be supposed to be more perfect in the way of rhyming than modern ones. And as long as imperfect rhymes are found in modern poetry, it seems unreasonable to deny their existence in old poets. In this particular case the difference in sound may have been a very slight one; for all we know the *sh* of the 16^th^ and 17^th^ centuries may have been a palatalized *s* only. — Regarding words like *assume*, *assure*, it may very well be that the change into *sh* took place before English *u* had got its modern diphthongal pronunciation *(iū, jū)*, so that there could be no *i* to influence the *s*; but at that time *u* was sounded *(ȳ)*, which might palatalize *s* as well as *i*, and this holds good also for unaccented *u* in *leisure*, *censure*. The pronunciation *(aſȳm, aſȳr)* may have existed by the side of *(asȳm, asȳr)*, and consequently in Dr. Jones's time the two contending pronunciations may have been *(aſūm, asiūm)*. But of course, even though the palatalization of the *s* is due to a neighbouring palatal vowel, the authors may yet be right in their assertion that the change was not combined with total absorption of the following *i*, so that the pronunciation *nashon* may be the result of syncopation instead of synizesis.

I certainly do not believe that the last word has been said on these questions by Van Dam and Stoffel. It is not at all improbable that some of their views will be found, by further investigation, to be wrong, and that others will have to be modified. But at the same time I wish to state as my opinion that the two have in this book as well as in the larger work on Shakespeare called our attention to wholly unexplored fields in historical English phonetics, and that English philologists would do well in trying to unravel some of these mysteries. There may be more things in the English language than are dreamt of in our philology.

Fredriksstad (Norwegen). Aug. Western.

Hermann Till, *Metrische untersuchungen zu den blankversdichtungen P. B. Shelley's*. Rostocker diss. Frankfurt a. M., druck von Voigt & Gleiber, 1902. 62 ss.

Es könnte verwunderlich erscheinen, dass man noch nicht daran gedacht hat, die metrik Shelley's, eines der allergrössten verskünstler, eingehend darzustellen. Der berichterstatter arbeitet selbst seit sechs jahren an einer umfassenden monographie über diesen gegenstand[1]; doch ist ihm Till's kurze studie (die freilich nur ein sehr beschränktes gebiet behandelt) zeitlich noch zuvorgekommen.

Nun wäre es mir wahrhaft angenehm, mich mit einem ernsten forscher auf dem gleichen gebiete zu begegnen; aber diese freude ist mir versagt geblieben, denn — mit bedauern sei es vermeldet: in der genannten dissertation haben wir abermals eine von der berüchtigten wohlfeilen sorte vor uns.

Eine Shelley-ausgabe zu grunde legend, welche den überkommenen text in sehr persönlicher, manchmal willkürlicher und ungerechtfertigter weise modifiziert, ohne von neueren publikationen, wie z. b. derjenigen über den *Prometheus*-text, notiz zu nehmen, bedient sich der verfasser der Schipper'schen stoffanordnung, indem er dürftige einleitungssätze aus seiner quelle kopiert und denselben ein paar Shelley'sche belegstellen anfügt: ein billiges verfahren, das den vorteil hat, rasch und mühelos zum ziele zu führen.

Wollte ich mit dem verfasser über alle einzelfälle rechten, in denen er mir ungenaue, schiefe oder direkt falsche behauptungen aufgestellt zu haben scheint, so wäre des rechtens und richtens wohl kein ende. Dennoch fühle ich mich verpflichtet, den wissenschaftlichen kreisen eine vorstellung von der erstaunlichen oberflächlichkeit dieser forschungsweise zu geben. Den vers *Alastor* 281 misst T[ill] folgendermassen (p. 15):

Beáutiful bírd! Thou vóyăg'st tó thine hóme,

mit der notiz: »Es ist jedoch noch eine zweite skansion des verses möglich, indem man verschleifung der beiden ersten silben von *voyagest* annimmt.« Ein paar fälle von dreifacher taktumstellung in den letzten drei versfüssen(!!) werden p. 29 namhaft gemacht. Ebenda ist der vers *Cenci* III 1, 59 folgendermassen skandiert:

Mý sweet chíld, knów you — Yet speák it nót.

[1] Die abhandlung ist unter der presse und wird demnächst als 27. heft der *Münchener beiträge* erscheinen. (Inzwischen erschienen.)

In formen wie *converteth* erkennt T. mit wissenschaftlichem tiefblick (p. 15) »eine regelwidrige vollmessung der endung der 3. pers. sing. präs., bereits äusserlich kenntlich an der schreibung *-eth*«; es folgen, in extenso zitiert, die sieben beispiele, in denen die erscheinung »nachweisbar« ist. Nun wäre es doch wahrlich ein wenig naiv zu glauben, dass damit alle fälle erschöpft seien[1]: aber es ist blosse flüchtigkeit; denn just die *Q. Mab* weist eine erkleckliche anzahl weiterer beispiele auf, die T. samt und sonders entgangen sein müssen. An einer stelle, p. 23, werden Schipper die leviten gelesen, dabei aber ein Schipper'sches beispiel derart zitiert (*gentle* statt *needles*), dass man den argwohn nicht unterdrücken kann, der zauberlehrling habe hier seinen meister überhaupt nicht begriffen. Was soll man schliesslich zu zerdehnungen wie *a mán hére* sagen (p. 24)! was zu der behauptung, dass Sh. von der zerdehnung nur »sehr selten« gebrauch gemacht habe (p. 24), nachdem doch von einer autorität schon konstatiert worden ist, dass Sh. die zerdehnungen liebe[2])! Alledem wird aber die krone aufgesetzt durch folgende leistung (p. 61): »Die poetische erscheinung des stabreims kommt bei Sh. so selten vor, dass wir nicht annehmen können, der dichter habe denselben absichtlich angewandt; wir haben es in den vorkommenden fällen nur mit zufälligkeiten zu tun, die einer genaueren besprechung zu unterziehen sich nicht verlohnt.«

Der unangenehme eindruck, den der inhalt der abhandlung auf den leser macht, wird durch die form derselben nicht abgeschwächt. Viele laxheiten des stiles wirken störend, so z. b. wenn T. p. 8 von einer ganzen reihe spricht, die anzutreffen *sind*, oder p. 33 von »einer der im vorigen abschnitt behandelten insofern verwandten erscheinung, als es sich um . . . handelt«. Der druckfehler sind so viel als sand am meer, sodass manches zitat bis zur unkenntlichkeit entstellt ist (p. 11 *rothing, worring ground*, p. 45 *I wolved)*.

Von dieser arbeit liessen sich brauchbare resultate schon aus dem grunde nicht erwarten, weil ihr thema an sich verfehlt erscheint. Vielleicht geht es an, über den Milton'schen blankvers

---

[1]) Ähnlich p. 17: »Wir bekommen dadurch allerdings zwei fälle von doppeltem auftakt mehr« etc.; p. 18: ». . . es lassen sich zehn fälle nachweisen« etc.

[2]) Schick im *Archiv* 103, 320. Eine reihe der interessantesten belege wird in meiner arbeit gewürdigt.

detailstudien anzustellen; bei einem lyrischen dichter wie Sh., der sich der reimverse mit ausgesprochener vorliebe bedient, konnten auf grund einer solchen methode nichts als halbwahre resultate erzielt werden. Man stelle sich vor, wie der verfasser für den zweck seiner skizze sich im *Prom.* die blankverse mit bleistift anstreichen musste, so wie etwa opernsänger gewohnt sind, die takte ihrer rolle in der partitur anzumerken. Es kann mithin nicht wunder nehmen, wenn T.'s resultate (gesetzt den fall, sie wären an sich unanfechtbar) manchmal direkte unwahrheiten in sich schliessen. So mag es — relativ betrachtet — den tatsachen entsprechen, dass vollmessungen der präteritumendung *-ed*, der präsensendung *-eth* nach vokalischem stammauslaut in den blankversdichtungen nicht zu finden sind (p. 14, 16): jede daraus gezogene folgerung wäre aber nicht nur wertlos, sie wäre falsch und irreführend, da sich in den reimdichtungen formen wie *enterëd, seemëd, goëth* sehr wohl beobachten lassen.

Dass wir also aus Till's metrischen untersuchungen absolut nichts lernen können, sei nachdrücklich, wenn auch mit bedauern, konstatiert; noch nachdrücklicher aber muss man dagegen verwahrung einlegen, dass die wundervolle gitarre, die uns Ariel vermacht hat, mit fäusten bearbeitet werde.

Ansbach, Oktober 1902. Armin Kroder.

---

## LITERATUR.

The complete works of John Gower edited from the manuscripts with introductions, notes, and glossaries by G. C. Macaulay M. A. Vols. II and III: The English works. Oxford. At the Clarendon Press, 1901. 519 + CLXXIV und 652 ss. Preis: der band 16 s.

Die von der Clarendon Press veranstaltete, auf vier bände berechnete gesamtausgabe der werke John Gower's bedeutet für England die abtragung einer alten ehrenschuld. Der freund Chaucer's ist bisher trotz des mächtigen aufschwungs der englischen studien derartig schlecht weggekommen und in der literarhistorischen wie sprachlichen forschung von seinem grösseren zeitgenossen in den hintergrund gedrängt worden, dass man jeden neuen versuch, ihm gerecht zu werden, nur mit aufrichtiger freude

begrüssen kann. So wird denn auch die neue Gower-ausgabe Macaulay's über die kreise der anglistik hinaus lebhafte befriedigung hervorrufen, wenn sie auch nicht infolge der in ihr zum ausdruck gebrachten prinzipien den hohen und idealen forderungen, die wir jetzt an eine wissenschaftliche und kritische ausgabe stellen und stellen müssen, gerecht wird. Immerhin kommt sie wegen der besseren überlieferung in ihrer gestalt unseren grundsätzen viel näher als beispielsweise Skeat's Chaucer-ausgabe.

Die vierbändige neue ausgabe, in form und anlage der ausgabe Chaucer's nachgebildet, ist so berechnet, dass band I [1]) (1899 erschienen) die französischen dichtungen Gower's, vor allem den von Jenkinson und Macaulay wieder aufgefundenen Mirour de l'Omme, enthält, band II und III von den englischen werken ausgefüllt werden, band IV, der bald nachfolgen soll, für die lateinischen dichtungen und die biographie des dichters bestimmt ist.

Band II und III [2]) bilden den gegenstand der folgenden besprechung. Der inhalt besteht aus dem text der *Confessio Amantis* (vol. II 1—456, vol. III 1—480) und des gedichts *In praise of peace* (vol. III 481—494), etwa 120 ss. anmerkungen (vol. II 457 bis 519 und III 495—554) mit index (vol. III 651—655), einem glossar und index der eigennamen (vol. III 555—650) und einer umfangreichen einleitung (vol. II p. VII—CLXXIV). Auf wichtige nachträge und verbesserungen sei besonders aufmerksam gemacht (vol. II p. CLXXV und vor vol. III). — Die äussere ausstattung ist über jedes lob erhaben; die Clarendon Press hat sich durch die veranstaltung der ausgabe ein unzweifelhaftes verdienst erworben. Dem zweiten band ist ein faksimile des oberen teils

---

[1]) Vgl. dazu die besprechungen von Miss Toulmin Smith Herrig's Archiv 105, 390—393 und von mir Neue Philologische Rundschau 1901, nr. 12, s. 281—288. Kurze anzeigen Romania 1900 s. 160 und Lit. Ctrbl. 1901 s. 110. Hierzu den inhaltreichen aufsatz von E. Flügel, *Gower's Mirour de l'Omme und Chaucer's prolog*, Anglia 24, 437—508, und E. L. Taunton, *L'areine an mer in Gower's Mirour de l'Omme* (vv. 6397—6400), Athenæum 1901 s. 632 f.

[2]) Sie sind als der kern der gesamtausgabe zu betrachten und dokumentieren bereits durch ihren umfang die bedeutung Gower's als nationalenglischen dichters. Der herausgeber hat darum auch als passendes motto dessen eigene worte "*O gentile Engleterre, a toi j'escrits*" auf das titelblatt gesetzt. — Kurze ankündigung der ausgabe der Confessio Amantis im Athenæum Mai 11, 1901, s. 597.

eines blattes der vom herausgeber zu grunde gelegten handschrift Fairfax 3 (Bodl.) beigegeben.

Die einleitung, der eine kurze würdigung von Gower's verdiensten als englischen dichters vorausgeschickt ist, gliedert sich in folgende abschnitte:

1) Literary characteristics. 2) Date and circumstances. 3) Analysis. 4) Orthography and phonology. 5) Inflexion. 6) Dialect. 7) Metre. 8) Text and manuscripts, mit den unterabteilungen: Text, manuscripts, editions, the present edition, other English works.

Die der eigentlichen einleitung vorausgeschickten bemerkungen über die beliebtheit oder bedeutung der Confessio Amantis enthalten u. a. eine reihe von hinweisen auf historische äusserungen in der englischen literaturgeschichte. Doch zeigt gleich dieser erste abschnitt der einleitung eine gewisse halbheit, die vielfach in der arbeitsweise Macaulay's zu tage tritt. Anstatt ein thema erschöpfend zu behandeln und so ein vollständiges und darum allein übersichtliches bild zu geben, begnügt er sich mit einer auswahl oder blossen andeutungen. Wenn der herausgeber von seinen sprachlichen bemerkungen über Gower sagt, dass in ihnen "no systematic completeness" sei (s. XCII), so kann man das fast auf jeden abschnitt in der neuen ausgabe anwenden, so auch hier. Der herausgeber hätte auf erschöpfende vollständigkeit bedacht nehmen sollen.

1) Literary characteristics. — Den literarischen und ästhetischen wert der *Confessio Amantis* richtig abzuschätzen ist nicht so leicht. Traditionelle überschätzung hat dem ansehen des dichters und seiner dichtung viel geschadet und eine reaktion hervorgebracht, die zu einer entschiedenen unterschätzung führte. Dazu hat, vornehmlich in neuerer zeit (doch schon bei Cibber), eine subjektive voreingenommenheit vielfach auf grund moderner anschauungen zu absprechenden urteilen geführt, die schon wegen ihrer kategorischen form jede unparteilichkeit vermissen liessen. Man denke nur an das völlig ungerechte urteil Lounsbury's (Studies in Chaucer I 44 und III 301), der an erstgenannter stelle von der "extensive but arid Sahara of the Confessio Amantis" spricht. Dann müssten ja die vornehmen kreise Englands, die jahrhundertelang an den erzählungen von John Gower's englischer dichtung gefallen und interesse fanden, eine traurige gesellschaft gewesen sein. Wäre die *Conf. Am.* wirklich ein so ödes und langweiliges

machwerk, so hätte man sie — bei der länge und den wahrlich nicht geringen kosten der einzelnen exemplare — schwerlich in solcher zahl vervielfältigt, noch hätte sich ein drucker wie Berthelette im 16. jh. zu einem zweimaligen druck verstanden. —

Der herausgeber hat das übergrosse lob einerseits und den tadel anderseits auf ein normales mass zurückgeführt, indem er mit recht darauf hinweist, dass die stete zusammenstellung von Chaucer und Gower dem letzteren schaden musste. Denn ein vergleich konnte nur zu gunsten Chaucer's ausfallen. Das interesse, das man an seiner art der darstellung nahm, ist allerdings zum nicht geringen teil der in späterer zeit mehrfach (so von Barclay im *Mirror of good Manners*) gerügten pikanterie zuzuschreiben, die in ihrer natürlichen, zuweilen, ich möchte fast sagen, etwas brutalen art, sehr naiv klingt, aber schwerlich so naiv und objektiv gemeint ist (vgl. auch ten Brink, Lit.-gesch. II 139). Es wird sich hierüber, wie über Gower's literarische verdienste überhaupt, nicht eher ein endgültiges urteil abgeben lassen, bis wir über jede einzelne erzählung der *Conf. Am.* eine quellenuntersuchung haben, die sich nicht damit begnügt, festzustellen, dieses steht schon in der quelle, und dieses stammt vom dichter, und jenes hat er fortgelassen, sondern die sich bestrebt, alle arten der veränderung auf gewisse grundlinien zurückzuführen, an die sich der dichter hielt, und aus denen sich gewisse züge für den charakter des dichters selbst finden lassen. — Macaulay spricht weiter über die einkleidung der dichtung, wobei der dichter manchmal den faden verliert, was nicht selten einen ernsten fehler in der komposition darstellt (s. XIX f.), und über die form des ausdrucks. Wenn der herausgeber dabei die bekannte glätte Gower'scher verse gebührend hervorhebt und gegenüber Chaucer rühmt, so hat er dabei vergessen, dass es sich erstens bei Gower schon um ein leichtflüssiges versmass handelt, und dass ferner der dichter, nur um die verse recht glatt zu gestalten, ähnlich wie im *Mirour de l'Omme*, mancherlei mittel anwendet und sich allerlei freiheiten gestattet, ohne dabei jedoch strenge regeln zu verletzen. Solche mittel sind vor allen dingen die verwendung des end-*e*, das bald als silbe zählt, bald nicht, und die synkope in der 3. sg. praes., die der dichter je nach bedarf eintreten lässt oder nicht (vgl. darüber auch Macaulay's bemerkungen zu Gower's metrum s. CXX f.).

Auf die ansichten von der *Conf. Am.* in der literargeschichtlichen forschung, wie ich sie in einer vorläufigen übersicht in

meinem aufsatz[1]) gegeben habe, geht Macaulay nicht ein. Ich nehme an, dass es in der biographie Gower's, die im vierten band der ausgabe folgen soll, nachgeholt wird[2]).

2) Date and circumstances p. XXI ff., dazu 8) Text (and Manuscripts) p. CXXVII ff. — Eigentlich hätte der herausgeber erst die versionen- und dann die datierungsfrage behandeln sollen, denn erstere ist die voraussetzung der letzteren. Ich bin so gezwungen, zwei getrennte kapitel aus der einleitung bei der besprechung zum teil zusammenzufassen.

Über die versionen[3]) der *Conf. Am.* — Die einteilung in drei versionen ist bei M. und mir dieselbe, desgleichen im wesentlichen die gruppierung der hss. innerhalb der versionen[4]).

---

[1]) Engl. Stud. 28, 161 ff.

[2]) Bei gelegenheit der Chaucer-säkularfeier im jahre 1900 ist in den sogenannten *Chaucer Memorial lectures* ed. by Percy W. Ames, London 1900, p. 25 ff. auch ein vortrag über Gower erschienen, der aber nicht nur nichts neues bringt, sondern nicht einmal in bekannten tatsachen auf der höhe der forschung ist. So weiss der verfasser — im jahre 1900 — noch nichts von dem 1895 aufgefundenen, 1899 veröffentlichten *Speculum meditantis* oder *Mirour de l'Omme.*

[3]) Ich war seinerzeit sehr erstaunt über die entdeckung, dass Meyer (John Gower's beziehungen zu Chaucer und könig Richard II., diss., Bonn 1889), der doch den grössten teil der handschriften einer durchsicht unterzogen hat, von der dritten fassung nichts bemerkt hatte, trotzdem ihm doch schon Pauli's einleitung einige fingerzeige geben musste.

[4]) Die unterschiede bestehen im folgenden: 1) Die im besitz der buchhändlerfirma Maggs Bros. befindliche handschrift hatte ich auf grund einer irrtümlichen mitteilung seitens der firma ("Our Gower MS. is dedicated to Richard II.") zur ersten version gestellt, während sie nach Macaulay's näherer prüfung doch zur dritten gehört. — 2) Ms. Hatton hatte ich der Staffordgruppe zugezählt, weil es mit handschriften dieser fassung zahlreiche übereinstimmungen zeigle. Macaulay stellt die handschrift, die von Caxton's druck abgeschrieben ist, ganz ans ende seiner liste, was auch aus andern gründen vorläufig zweckmässig erscheint. Caxton folgt mehrern handschriften (wenn er nicht eine mischhandschrift benutzt); nach genauer ermittlung wird man seinen druck in ebenso viele teile zerlegen und diese unter den verschiedenen gruppen einreihen müssen. — 3) Ein letzter unterschied besteht in der auffassung und einordnung der sogenannten zwitter: New College (Oxf.) 326 = $N_2$, Sidney Sussex College (Cambr.) = $\Delta$, Bodl. 294 = B. $N_2$ muss jedenfalls, wie ich es getan habe, in zwei teile (die auch äusserlich an dem wechsel der schrift erkennbar sind) zerlegt und daher in der handschriftenliste doppelt aufgeführt werden, teil 1 in der dritten, teil 2 in der ersten version. In ähnlicher weise hatte ich $\Delta$ geteilt, das zu anfang unvollständig ist, da der erste teil von $\Delta$ charakteristische anklänge an die erste version (z. b. prolog vers

Innerhalb der ersten version hatte ich zwei gruppen unterschieden, eine grössere mit schlechtern und eine kleinere mit bessern lesarten. Macaulay geht noch weiter und zerlegt die grössere (meine erste) wieder in zwei teile. Ich hatte nun aus der tatsache, dass die zweite, kleinere gruppe mit ihren vielen guten und oft allein möglichen lesarten gegenüber der ersten gruppe mit ihren vielen fehlern den schluss gezogen, dass die kleinere gruppe die ursprünglichere fassung darstelle, und dass die grössere gruppe einen durch schreiber verderbten (also sekundären) text aufweise. Macaulay nimmt umgekehrt an, dass Gower erst einen schlechten text gemacht und diesen dann allmählich gebessert habe. Daher seine drei gruppen der ersten version "unrevised", "intermediate", "revised".

Auch diese frage wird sich nur auf grund einer genauen prüfung des handschriftenverhältnisses mit sicherheit entscheiden lassen. Aber ich gebe zu gunsten meiner ansicht folgendes zu bedenken:

1) Keine bekannte handschrift der unrevised und intermediate groups ist noch zu lebzeiten des dichters geschrieben.

336) aufwies und der anfang mit der widmung verloren ist. Da diese handschrift aber mit der Stafford-handschrift, die ich nicht einsehen konnte, sonst genau übereinstimmt und diese die Lancaster-widmung hat, so wird man $\Delta$ nicht mehr als zwitter in diesem sinne bezeichnen können. Die anklänge an die erste version erklären sich dadurch, dass bei der umarbeitung ein exemplar dieser fassung benutzt ist. — Anders steht es aber mit B (wozu nach Macaulay's untersuchung noch einige andere kommen, wie ich schon vermutet hatte). B zeigt im anfang die Richard-, im schluss die Lancaster-version. Wir können nun bei einer handschrift von einem zwitter nur dann reden, wenn derselbe durch die schuld eines schreibers entstanden ist. Macaulay nimmt aber an, dass diese gestalt vom dichter beabsichtigt sei. Ob mit recht, muss ich zunächst doch bezweifeln. Jedenfalls sprechen die lesarten der handschrift bis zu einem gewissen grade entschieden dagegen. Aus der betrachtung des textkritischen apparats, sowie aus Macaulay's eignen bemerkungen über die übereinstimmungen von B mit der ersten version (s. CXXXV anm.) ergibt sich die immerhin auffällige und für meine auffassung sprechende tatsache "that until about the middle of the third book B so found usually in accord with the ERCLB$_2$ group (in der ersten version), and though it sometimes in these first books presents the characteristic second recension reading, as II 193, 365 ff., III 168, at other it departs from it, as I 1881, 2017". Ein sicheres urteil lässt sich natürlich erst dann fällen, wenn wir die abhängigkeit der einzelnen handschriften voneinander genau kennen. Sollte sich dabei — was mir aber nicht wahrscheinlich dünkt —, diese handschrift mit ihren gefährten nicht als zwitter erweisen, so müssten wir dann darin eine besondere version sehen.

2) Wenn wir mit Macaulay drei verschiedene stadien der ersten version von der hand des dichters annehmen wollten und weiter Macaulay's datierung acceptierten, wonach die erste version in das jahr 1390, die zweite in das jahr 1391 zu setzen sei, so gelangten wir zu der annahme, dass Gower seine dichtung in einem jahr in vier verschiedenen formen habe hinausgehen lassen, und zwar drei verschiedenen (bessern oder schlechtern) der ersten und einer der zweiten version. Dies erscheint doch recht unwahrscheinlich.

3) Zugegeben, dass manche irrtümer schon vom dichter oder dem abschreiber seines handexemplares herrühren, können diese doch schwerlich grober art sein, denn diese wären sicherlich gleich gebessert worden, besonders von einem dichter, dem es, wie John Gower, sehr auf die äussere form ankam. In manchen fällen vermag ich nicht zu glauben, dass fehler vom dichter selbst begangen oder übersehen sein sollten. Ich greife nur einen von vielen heraus: buch V vers 5958. Hier haben die handschriften der von mir als erste gruppe (von Macaulay als intermediate and unrevised) bezeichneten klasse:

*For evere upon hir wommanhiede,*
*Thogh that the goddes wolde hir change,*
*Sche was and is the more strange.*

Die zweite gruppe (Macaulay's revised) hat in übereinstimmung mit der zweiten und dritten version im letzten verse die einzig mögliche lesart:

*Sche thenkth, and is the more strange.*

Solche fälle kommen nun zahlreich vor, wie schon einzelne lesarten in der von Macaulay s. CXXXI gegebenen liste lehren, die sich als offenkundige und krasse fehler erweisen. Andre dort aufgeführte fälle lassen sich, da sie nicht unsinnig sind, als mögliche lesarten denken. Wenn Macaulay nun mit rücksicht auf die beiden sorten von lesarten meint "The circumstances, however, of these two cases are not distinguishable," so ist darauf zu erwidern, dass sich ein unterschied mittelst der methode Macaulay's, der die aufstellung eines stammbaums der handschriften prinzipiell ablehnt, allerdings schwerlich finden lässt.

S. CXXX sucht der herausgeber zu erklären, wie es gekommen sei, dass die in der zweiten (Stafford-)version hinzugefügten verse in der dritten ausgelassen wurden. Er meint, der autor habe bei besorgung der dritten version ein exemplar der

völlig revidierten gruppe der ersten fassung vor sich gehabt und diese durch veränderungen im text auf vorher vorgenommenen rasuren, sowie durch ersetzung des anfangs- und schlussblattes durch neue mit der Lancaster-fassung umgestaltet. Die einschiebung der in der zweiten version gegenüber der ersten eingeführten verspartien sei dann unterblieben, weil das ein gänzliches umschreiben der handschrift und korrekturlesen des autors erforderlich gemacht hätte. Diese erklärung ist ja sehr interessant, aber es bleiben immer noch einige lücken. Man fragt sich vor allem: warum nahm denn der dichter nicht ein exemplar der zweiten fassung als grundlage, die doch nach Macaulay's und meiner ansicht auf der revidierten (nach Macaulay's bezeichnung) oder bessern ersten fassung (nach meiner ansicht) beruhte? — Wenn sich erweisen liesse, dass die Stafford-version die letzte fassung der *Confessio Amantis* darstellt, bedürften wir einer erklärung, wie sie uns Macaulay bietet, überhaupt nicht.

Datierung der versionen. — Die datierung der versionen der *Confessio Amantis* ist stets zusammen mit dem verhältnis des dichters zu den englischen königen Richard II. und Heinrich IV. erörtert worden, da beides in einem gewissen konnex zueinander steht. In der datierung der in vers 25 des prologs die worte "*The ȝer sextenþe of kyng Richard*" tragenden fassung(en) stimmt M. mit mir gegenüber Meyer überein.

Das jahr 1393 muss also als das jahr der definitiven umarbeitungen, der fassungen 2 und 3, soweit sie im prolog die Lancaster-widmung zeigen, gelten. In der zweiten (Stafford-)version ist diese form nur durch zwei handschriften, S und *Δ*, vertreten.

Ausser diesen gibt es da nun fünf weitere handschriften, die S und *Δ* gegenüber eine deutliche sonderstellung einnehmen. Es sind das Ad, T, B, *Λ*, $P_2$. Von diesen haben die beiden letzten den Lancaster-prolog, was auch von Ad wahrscheinlich erscheint, das am anfang unvollständig ist. B und T dagegen zeigen im anfang die Richard-form, und ich habe oben angedeutet, dass und warum ich diese für zwitter halte. Macaulay glaubt nun, dass Gower erst den schluss der *Confessio Amantis* aus der Richard- (und Chaucer)-form in die Lancaster-form und später erst den anfang in der gleichen weise geändert habe. Ersteres sei schon 1391 geschehen, wie die (von mir schon früher besprochene) randnote zu buch VIII 2973 ff. zeige. Diese randnote findet sich nun laut Macaulay's textkritischem apparat in F, K und W der dritten

version und gehörte dieser fassung wohl überhaupt an. Ferner steht sie in S und *Δ*, fehlt dagegen in B, T, *Λ*, was auch für $P_2$, die Macaulay nicht kollationiert hat, und Ad, die am schluss unvollständig ist, angenommen werden muss. Also gerade in den handschriften, die nach Macaulay's annahme eine besondere zwischenstufe darstellen, fehlt die jahresangabe 1391. Man sieht, die bedeutung dieser randnote und die frage einer eventuellen zeitlich getrennten umarbeitung von anfang nnd schluss sind noch nicht völlig aufgeklärt. Auch diese schwierigkeiten werden sich schwerlich ohne eine genaue handschriftenprüfung heben lassen.

Was das verhältnis der zweiten und dritten version anlangt, so glaubt Macaulay, dass erstere vorangehe. Aber es herrscht hier keine völlige klarheit, denn der herausgeber hat die frage nicht kritisch erwogen, sondern verweist nur auf die angeblich dafür sprechende tatsache, dass $B_2$ im prolog die Richard-form, also die ursprüngliche zeige. Aber dieser grund ist ein sehr schwacher, da über die bedeutung von B noch verschiedene auffassung herrscht. Auch hat Macaulay (s. CXXIX) die entstehung der zweiten version und die zeit der entstehung der handschriften nicht streng auseinandergehalten.

Als datum der ausgabe der ersten version der *Confessio Amantis* wird von Macaulay auf grund der zuerst von Meyer herangezogenen randnote zu prolog vers 333 *Anno domini millesimo CCC° nonagesimo* das jahr 1390 angesetzt. Ich hatte auf diese zeitangabe, die ja nicht mit dem eigentlichen text der *Confessio Amantis* unzertrennlich verbunden ist, da sie am rande steht, kein grosses gewicht gelegt, da erst bewiesen werden müsse, dass sie vom dichter selbst herrührt (und wenn das? zeigt die randnote die zeit der abfassung oder der ausgabe der dichtung an?). Dies erscheint ja nun deshalb einigermassen wahrscheinlich, weil sämtliche handschriften der ersten version (einschliesslich der mir seinerzeit nicht zugänglichen) diese randnote aufweisen, ausser zweien: St. Catherine's College Cambr. = Cath. und Mm. (Univ. Libr. Cambr.) = M. Das fehlen in Cath. beweist nichts, denn das fehlen kann durch die minderwertigkeit der handschrift erklärt werden. Dagegen scheint es nicht unwichtig, dass die note gerade in M fehlt. Macaulay sagt über diese s. CXLI, dass sie viele gute und unabhängige lesarten biete, auch gegenüber B, der sonst besten handschrift der ersten version. Daher müssen wir der authentizität der genannten zeitangabe so lange mit einem gewissen zweifel

gegenübertreten, bis uns die klarlegung des handschriftenverhältnisses darüber gewissheit bringt, ob M oder B grösseres vertrauen verdient. — Ich erwäne noch, dass die datierung von Chaucer's *Legend of good women* zu der datierung der versionen der *Conf. Am.* in beziehung steht, worauf ich hier nicht des nähern eingehen kann (vgl. Skeat, Chaucer III 413 f.).

Bei gelegenheit des unterschieds der versionen und ihrer datierung erwähnt der herausgeber (s. XXIII f.) auch die tatsache, dass sich bereits in der ersten fassung eine art widmung an Henry of Lancaster finde, und zwar in den lateinischen schlussversen *Derbeie* bis *futurus*.

In einigen handschriften (A, I, C, L) fehlen diese verse. Macaulay schliesst daraus, dass diese exemplare für den hof bestimmt gewesen seien, da die verse an Heinrich dort anstoss erregt haben würden. Das würde auf Gower's charakter ein sehr schlechtes licht werfen, wenn es der fall wäre, was ich so ohne weiteres nicht zu glauben vermag. Und sollte sich Gower der gefahr einer entdeckung in diesem falle ausgesetzt haben? Denn es ist doch sehr zweifelhaft, ob das geheimgehalten werden konnte.

Auf die gründe, die Gower veranlasst haben mögen, die widmung an Richard II. durch eine solche an Heinrich von Lancaster zu ersetzen, geht Macaulay leider nicht näher ein. — Die fortlassung des grusses an Chaucer erklärt M. für einen zufall. Seine erklärung ist sehr unwahrscheinlich.

3) Analysis. — Auf veranlassung dr. Furnivall's hat der herausgeber seiner einleitung eine 64 seiten lange inhaltsangabe beigegeben. Man kann über ihren nutzen bei einer dichtung wie der *Confessio Amantis*, wo fortlaufend lateinische randglossen über den inhalt aufklären, verschieden denken. Jedenfalls aber wäre es m. e. zweckmässiger gewesen, in der einleitung nur eine blosse aufzählung der einzelnen geschichten zu geben und die inhaltsangabe, wie in publikationen der E. E. T. S. oder Chaucer Society, an den rand des textes zu setzen, so dass man die betr. stelle sofort zur hand hat, wenn man eine nachprüfung wünscht.

4) Orthography and phonology. — "In the remarks upon Gower's language which here follow there is no systematic completeness," bemerkt der herausgeber zu beginn dieses abschnitts. Vielmehr, fährt er fort, "attention in called to such points as seem to be important or interesting, reference being made especially to the language of Chaucer . . ." Auf grund der annahme,

dass die Fairfax-handschrift "a practically accurate reproduction of the author's original text" ist, legt Macaulay diese handschrift seinen bemerkungen über Gower's sprache als authentisch zu grunde. Ich meine nun aber, da diese handschrift nicht vom autor selbst geschrieben ist, wie die des *Orrmulum* oder des *Ayenbite of Inwyt*, und trotz ihrer güte neben vielen fehlern auch zahlreiche inkonsequenzen der schreibung aufweist, bleiben doch noch in vielen fällen zweifel übrig; denn man sieht sich in solchen zweifelsfällen vor die frage gestellt: war nun eigentlich der dichter bis zu einem gewissen grade inkonsequent, oder sind auch diese inkonsequenzen fehler des schreibers? Erst wenn wir einmal streng kritische texte der verschiedenen versionen haben, werden wir im stande sein, darüber sicher zu urteilen.

Obgleich es zu bedauern bleibt, dass Macaulay uns nicht eine darstellung der sprache Gower's im grossen stil gegeben hat, indem er ständige vergleiche nach allen richtungen hin anstellte und mehr erklärend als beschreibend verfuhr, werden wir seine zusammenstellungen doch als eine verdienstliche bereicherung unsrer kenntnis von der sprache des dichters dankbar aufnehmen. — Die untersuchungen von Child und Ellis hat Macaulay mit stillschweigen übergangen.

5) Inflexion. — Hier sind die ergebnisse naturgemäss gesicherter als in der lautlehre, wenngleich sich m. e. betreffs der verwendung des end-*e* bei genauer untersuchung, im zusammenhang mit der metrik, ausser manchen feinheiten auch gewisse sichere grundzüge finden lassen müssen. — Unter 3 (Pronouns) sind *the whom* II 162 und *the whos* IV 3039, V 1798 vergessen.

Zusammenfassende bemerkungen über Gower's syntax fehlen ganz. Dann und wann wird in den anmerkungen auf diese oder jene erscheinung aufmerksam gemacht und sie zu gleichen oder ähnlichen erscheinungen im *Mirrour de l'Omme* in beziehung gesetzt. Gower's syntax bietet aber so mannigfache eigentümlichkeiten, dass sie eine eigne untersuchung wert ist. Eine solche arbeit könnte auch, wenn sie sich ihre ziele weiter steckt, neues licht über das verhältnis des Anglofranzösischen zum Englischen und umgekehrt verbreiten.

Desgleichen vermisst man stilistische bemerkungen in Macaulay's kommentar fast ganz, trotzdem auch hierin Gower mancherlei interessantes bietet, in seinem system der versfüllwörter, in dem gebrauch von synonymen (wie er sich zu der zeit in

stärkstem masse wohl in Chaucer's Boethius ausgeprägt findet), in parallelismen, wie z. b. I 1747 *She hadde bath, she hadde reste* oder V 6420 und sonst.

6) Dialect. — Macaulay hat sich hier im wesentlichen den ergebnissen Fahrenberg's, Herrig's Archiv band 89, angeschlossen, dessen untersuchungen unter 4) in manchen punkten rektifiziert werden.

7) Metre. — M. gibt eine kurze, aber gut orientierende darstellung von Gower's versmass, dass bekanntlich durch glätte und regelmässigkeit ausgezeichnet ist. Im einzelnen bedürfen M.'s angaben wohl noch einer nachprüfung durch eine erschöpfende systematische sammelarbeit.

8) Manuscripts. — Auf s. CXXXVIII ff. gibt M. eine eingehende und sorgfältige beschreibung aller bekannten handschriften. Die sachlichen mitteilungen sind richtig, soweit ich sie auf grund der mir früher gemachten notizen nachprüfen kann [1]). Wir werden dadurch mit einer fülle von einzelheiten bekannt, die der weitern forschung prächtige unterlagen bieten. In einzelnen fällen hat sich leider auch M. wegen der illiberalität der besitzer mit ganz dürftigen angaben begnügen müssen.

Was ich sonst im allgemeinen gegen Macaulay's art der handschriftenbeschreibung zu erinnern habe, ist die bei weitem nicht ausreichende beachtung der schreibung der handschriften. Auch ist bei den tatsächlich vorhandenen angaben über orthographische eigentümlichkeiten ohne irgend welche folgerichtigkrit verfahren. Bald werden uns — zwischen guten und minder guten handschriften wird dabei kein unterschied gemacht — einzelheiten der schreibung mit einer gewissen, wenn auch nur höchst selten (Ms. Fairfax 3) genügenden ausführlichkeit mitgeteilt, bald erfahren wir nur etwa über das end-*e* oder die verwendung von *þ* und *th*, bald begnügt sich der herausgeber mit einer ganz allgemeinen bemerkung ("spelling and metre fairly good", "fairly correct", "[rather] poor") oder lässt uns ganz im stich. Also viel mehr gleichmässigkeit auf grund möglichster ausführlichkeit ist die forderung, die wir erheben müssen. Ich will damit nicht behaupten, dass dabei nun gerade übermässig viel für den text der *Confessio Amantis* herauskäme. Aber der herausgeber einer dichtung, die

---

[1]) Einen kleinen nachtrag von einzelheiten werde ich unabhängig von dieser besprechuug veröffentlichen.

eine so ausserordentliche verbreitung genossen hat und in einer fünf vierteljahrhunderte umspannenden überlieferung erhalten ist, soll nicht nur auf sein nächstes, beschränktes ziel — eine gute ausgabe — hinarbeiten, er soll universeller arbeiten, soll sich bewusst sein, dass er die seltene gelegenheit und damit die verpflichtung hat, die aus einer eingehenden beschäftigung mit dem handschriftlichen material sich ergebenden beiträge zur paläographie, zur schreibung und dadurch in vielen fällen wieder zur sprachgeschichte dieses zeitraums zu sammeln und in geeigneter form mitzuteilen. Dass sich hieraus anderseits auch wieder — natürlich nur bei ausgiebiger und konsequenter behandlung — manches für den text der dichtung oder für die auffassung einzelner stellen, für das verhältnis der handschriften und andre punkte ergeben wird, liegt auf der hand.

Was entschieden zu wünschen gewesen wäre, ist die mitteilung von etwa 100 versen in diplomatischem abdruck aus jeder handschrift. Natürlich müssten dafür stellen, die in der betr. handschrift (wenn man nicht für alle dieselbe stelle wählt) besonders charakteristisches gepräge zeigen, ausgesucht werden. Doppelt erwünscht ist das für handschriften, die im privatbesitz oder aus andern gründen schwer zugänglich sind. Wenn so rund 100 verse in zwei kolumnen *petit* gedruckt werden, würde das etwa 40 seiten in anspruch nehmen. Wo für eine 64 seiten lange analyse platz war, musste auch dafür raum vorhanden sein. Man hätte die analyse, wie ich oben schon gesagt habe, an den rand der dichtung setzen sollen, wo sie überdies viel zweckmässiger gewesen wäre, und hätte noch anderthalb bogen gespart. — In verbindung mit auszügen aus den handschriften würde sich ferner eine zusammenstellung aller orthographischen eigentümlichkeiten[1]), soweit sie für die handschrift typisch und mitteilenswert sind, in der form einer tabelle auf historischer grundlage empfohlen haben; auf lächerlich geringen raum hätte sich da eine unmenge wissenswerter einzelheiten zusammendrängen lassen. Dann ist die forschung nicht auf das individuelle (und oft einseitige) urteil eines einzelnen angewiesen, sondern es kann sich jeder vermittelst der proben und tabellen sein urteil selber bilden und darauf weiterbauen. — Sehr

[1]) Ich möchte hierzu bemerken, das die von mir seinerzeit vorgenommene kollation von rund 1300 versen sich auch auf die bloss graphischen unterschiede erstreckt hat; ich hatte auch hierbei von einer veröffentlichung mit rücksicht auf die zu erwartende ausgabe Macaulay's vorläufig abgesehen.

nützlich für eine schnelle orientierung wäre eine alphabetische übersicht über die handschriften und ihre bezeichnungen gewesen.

Die überlieferung der *Conf. Am.* ist eine ungewöhnlich reiche und gute (41 annähernd vollständige und 7 bruchstück-hss). Das interesse an Gower's englischer dichtung war also ein sehr erhebliches. Ein grund dafür, dass so viele hss. erhalten sind, mag auch darin liegen, dass Gower's werke zusammen mit denen Chaucer's von der bekannten parlamentsakte des 34. und 35. jahres Heinrich VIII. (1542—43) ausgenommen wurden.

Die *Confessio Amantis* darf insofern ein ganz eigenartiges interesse beanspruchen, als sie das erste englische werk ist, das seinen weg über die grenzen Englands hinaus gefunden hat — es existiert von ihr eine spanische prosaübersetzung, die ihrerseits wieder auf einer portugiesischen version basiert. Ich habe mich seinerzeit mit einer kurzen sachlichen und methodischen bemerkung begnügt (a. a. o. s. 171), da ich von herrn prof. Konrad Haebler (Dresden), der mir seine freundliche hilfe bereitwilligst in aussicht stellte, hörte, dass nähere ermittlungen in der bibliothek des Escurial langwierig seien; ich hielt es deshalb für das ratsamste, zunächst Macaulay's mitteilungen abzuwarten. Doch kommen diese auch nur in éinem punkte über meine hinaus, insofern als er die version (I) ermittelt hat und in der lage ist, eine kurze probe aus der übersetzung zu geben. Irgend welche angaben über die umstände, die zu dieser übersetzung führten, gibt Macaulay nicht.

Editions. — Eigentümlichkeiten und anklänge an vorhandene hss. werden uns vom herausgeber nur in groben umrissen gegeben. Gänzlich vermisst man jegliche bibliographische angaben, die doch in eine kritische ausgabe (auch im Macaulay'schen sinne) hineingehören.

Es folgen weitere bemerkungen über die neueren ausgaben: Chalmers 1810, Pauli[1]) 1857, Morley 1889.

---

[1]) Den herausgeber der wichtigsten und meistbenutzten ausgabe der *Confessio Amantis*, Reinhold Pauli, hat Macaulay entschieden ungerecht beurteilt, wenn er ihm nicht nur mangel an kritischem urteil, sondern auch an sorgfalt vorwirft, was um so schroffer zu tage tritt, wenn man das über Morley's verfehlte ausgabe gesagte dagegenhält. Macaulay spricht nur von den fehlern Pauli's, ohne seiner verdienste zu gedenken, die er sich zweifellos durch seine ausgabe erworben hat. Ich verkenne die fehler der Pauli'schen ausgabe gewiss nicht (vgl. a. a. o. 182 f.), aber man darf bei der beurteilung nicht vergessen, dass sie über 40 jahre zurückliegt, und dass Pauli mehr als historiker denn als grammatiker (wenn man diesen ausdruck für jene zeit über-

Die zahlreich vorhandenen einzelausgaben hat Macaulay vollkommen mit stillschweigen übergangen. Es gehört aber zu den aufgaben eines herausgebers, auch hiervon notiz zu nehmen. Die von mir a. a. o. s. 183 zusammengestellte liste bedarf noch einiger ergänzung: Die von George Ellis (nach Berthelette's erstem druck) wiedergegebene geschichte von Florent[1]) aus buch I ist in den *Originals and Analogues* der Chaucer Society p. 483—497 nach Ms. Harl. 3869 gedruckt. — Im jahre 1672 erschien ein kleines buch, betitelt "*Chaucer's Ghost, or a Piece of Antiquity containing twelve Pleasant Fables of Ovid penned after the ancient manner of writing in England*", dem noch eine prosaerzählung beigefügt ist *(Pleasant History of Prince Corniger and his Champion Sir Crucifrag).* Dies büchlein hat nun aber, wie Lounsbury, Studies in Chaucer III s. 118 f., des nähern auseinandersetzt, nichts mit Chaucer zu tun. Vielmehr sind diese 12 dichtungen "taken bodily from the Confessio Amantis with few and slight modernizations, but enough to render them easily intelligible". Welche erzählungen dieses sind, sagt L. nicht; mir war das buch nicht zugänglich.

Handschriftenverhältnis und textgestaltung. 1) Der herausgeber hat sämtliche handschriften der *Confessio Amantis*, soweit sie überhaupt bekannt sind, persönlich eingesehen und mit einigen ausnahmen auch einer genauern durchsicht unterzogen. Durch kollationen hat er die zugehörigkeit der einzelnen handschriften zu den versionen und innerhalb der versionen wieder zu gewissen gruppen ermittelt. Bei der feststellung des nähern verhältnisses der einzelnen handschriften zu einander jedoch ist Macaulay auf halbem wege stehen geblieben. Erstens hat er nicht alle handschriften durchkollationiert, sondern nur etwa die hälfte, und zweitens hat er bei diesen nur aus ganz wenigen alle lesarten gegeben (s. u.). Wo nun auf grund der kollationen das verwandtschaftsverhältnis ganz klar ersichtlich ist, wie z. b. bei Ms. Fairfax 3 und Harl. 3869 als mutter und tochter, wird das natürlich vom herausgeber ausgesprochen; wo aber irgend welche zweifel auftauchen, verweist er auf ähnlichkeiten und abweichungen, ohne

---

haupt gebrauchen kann) an die ausgabe herantrat. Da hat denn doch Morley der edition seines vorgängers, die doch auch durch die in der einleitung gegebene zusammenfassung der bisherigen forschung einen markstein bildete, gerechtere würdigung zu teil werden lassen!

[1]) Vgl. dazu jetzt G. H. Meynadier, *The wife of Bath's tale, its sources and analogues.* London 1901.

durch eine gründliche einzeluntersuchung zu einem endgültigen ergebnis bezüglich des verhältnisses zu kommen. Die schwierige, mühsame und zeitraubende arbeit einer genauen gruppierung der handschriften im einzelnen hat sich der herausgeber erspart; es wird nicht einmal der gedanke der aufstellung eines stammbaumes in erwägung gezogen. Aber auch bezüglich der tatsächlich vom herausgeber gemachten mitteilungen über die stellung einzelner handschriften zu einander gewinnt man den eindruck, als ob er hier den forderungen einer strengen textkritik nur sehr zögernd etwas nachgegeben habe, wenn man z. b. p. XCIV die bemerkung liest: "In fact, if instead of taking Berthelette as his basis, he [sc. Pauli] had simply printed the text of the Harleian volume [sc. Ms. Harl. 3869], there would hardly have been need of another edition."

Über die notwendigkeit einer minutiösen untersuchung des handschriftenverhältnisses für die gestaltung eines textes brauche ich kein wort mehr zu verlieren. Auch werden wir uns im allgemeinen für die aufstellung eines stammbaumes erklären. Die zweckmässigkeit eines solchen müssen wir von der art der überlieferung abhängig machen. Nun ist die überlieferung der *Confessio Amantis* derart, dass schon jetzt, vor endgültiger kollationierung aller handschriften, an der zweckmässigkeit nicht zu zweifeln ist. Wie notwendig die aufstellung eines stammbaumes in diesem falle ist, bedarf keiner auseinandersetzung, fast jede frage, die mit der *Conf. Am.* in zusammenhang steht, kann nur so wirklich befriedigend gelöst werden, wie ich schon an mehrern stellen meiner besprechung betont habe. Ich erinnere noch einmal daran, dass wir nur aus einer genauen kenntnis des handschriftenverhältnisses aufschluss erhalten können über die immer noch nicht sicher feststehende zahl der authentischen ausgaben der *Conf. Am.* (nach Macaulay's ansicht kämen ja schliesslich nicht weniger als 7 heraus, die vom dichter besorgt und in wesentlichen punkten voneinander verschieden wären, drei hauptformen der ersten zwei der zweiten und eine der dritten version, dazu die urform von F, vielleicht gar eine achte, dargestellt durch Harl. 3490). Weiter über die art der veröffentlichungen der *Conf. Am.* (heimlich bezw. öffentlich; vgl. s. XXIII f.), über ihre aufeinanderfolge und datierung, schliesslich für die absolute bewertung der einzelnen handschriften und die darauf beruhende kritische (nicht eklektische) gestaltung des textes. Ich mag noch hinzufügen: da die *Conf. Am.* nach der

ganzen art ihrer veröffentlichung und überlieferung eins der grossartigsten probleme darbietet, muss uns eine lösung auch in allen punkten methodisch fördern. Ich glaube mich in übereinstimmung mit den fachgenossen zu befinden, wenn ich gerade bei der *Conf. Am.* in dem unterlassen einer genauen handschriftenuntersuchung einen prinzipiellen fehler erblicke.

2) Macaulay geht von der (übrigens durchaus noch nicht als sicher feststehenden) ansicht aus, dass die von ihm als dritte version bezeichnete fassung der *Conf. Am.* die letzte authentische ausgabe der dichtung darstelle, und hat demzufolge die beste handschrift dieser klasse, Fairfax 3 (Bodl.) = F, seinem text zu grunde gelegt. Alle abweichungen davon (also auch die bloss graphischen) sind im kritischen apparat notiert. Drei weitere handschriften sind mit dem text von F durchkollationiert und zwar Bodl. 902 (= A) und Corp. Christi Coll. 67 (= C) als vertreter der ersten version (*revised* bezw. *unrevised* nach Macaulay's bezeichnung), ferner Bodl. 294 (= B) als vertreter der zweiten (Stafford-)version. Obwohl es Macaulay nicht ausdrücklich sagt, scheint auch die Stafford-handschrift = S durchkollationiert zu sein, wenn man nach dem variantenapparat urteilen darf. Dies war sehr nötig, denn Bodl. 294 spielt mit seinen nächsten verwandten eine noch nicht mit sicherheit aufgeklärte rolle (s. o.). An den stellen, wo sich nun sinnvarianten fanden, "the readings of at least fourteen other selected copies have been ascertained . . ." Dadurch ergab sich die scheidung der varianten in solche einzelner handschriften und solche ganzer gruppen. "The result is given in the critical notes all the variations of A and B being there cited except those that are very trifling, while the readings of C are usually given only when shared by some other manuscript." Mit hilfe des so gewonnenen lesartenmaterials konstruiert nun der herausgeber seinen text (der von ihm als letzten angenommenen fassung) der *Confessio Amantis*, der als ein eklektischer zu bezeichnen ist.

Ich kann die textgestaltung des herausgebers weder im allgemeinen aus prinzipiellen gründen gutheissen noch im besondern innerhalb des kreises, den er sich gezogen hat, was ich im folgenden kurz [1]) andeuten möchte.

---

[1]) Infolge überhäufung mit anderweitigen arbeiten ist es mir leider momentan nicht möglich, auf einzelheiten einzugehen. Ich werde das aber in einem aufsatze, der sich in ausführlicher weise mit dem text der *Confessio Amantis* befassen soll, nachholen.

a) Bei einer dichtung wie der *Confessio Amantis*, die vom autor mehrere male in stets veränderter form der öffentlichkeit übergeben ist, sieht sich der moderne herausgeber vor die frage gestellt, wie er sich in seinem kritischen text den verschiedenen fassungen gegenüber verhalten soll. Bei einer modernen dichtung bietet die entscheidung keine schwierigkeiten. Wir nehmen die letzte vom verfasser revidierte ausgabe und verzeichnen die wichtigen varianten der frühern ausgaben, unter heranziehung der eventuell vorhandenen manuskripte, in den fussnoten. Dasselbe verfahren lässt sich aber in unserm falle nicht anwenden. Es wäre nur anwendbar, wenn wir von jeder version der *Conf. Am.* die originalhandschriften besässen. Dies ist aber bei keiner der fall, denn selbst F ist keine originalhandschrift, obwohl sie einer solchen sehr nahe steht, und bis zu welchem masse die darin vorgenommenen änderungen mit dem namen des dichters in verbindung gebracht werden können, steht noch dahin (s. u.). Somit müssen wir also, wenn wir folgerichtig vorgehen wollen, zuerst die originalform jeder einzelnen version der *Conf. Am.* wiederherstellen und demgemäss also eigentlich ebenso viele kritische texte konstruieren, als es authentische fassungen der dichtung gibt. Für eine kritische ausgabe wäre es nun das ideal, diese texte im durchgehenden paralleldruck zu veröffentlichen. Ob ein solcher gerechtfertigt ist, muss auf grund viel umfangreicherer und genauerer kollationen, als Macaulay sie gemacht hat, entschieden werden. Vorläufig glaube ich das aber noch nicht. In diesem falle müssten wir die beste handschrift der letzten authentischen version zu grunde legen, auf grund ihrer einen kritischen text dieser fassung konstruieren und die wahrscheinlich als original ermittelten lesungen [1]) der übrigen fassungen in eine besondere rubrik unmittelbar unter den text setzen. Eine nach solchen grundsätzen ausgeführte kritische ausgabe würde uns, im gegensatz zu der Macaulay's, die englische dichtung John Gower's in allen ihren ursprünglichen formen vorführen und mit der dadurch allein möglichen deutlichen hervorhebung aller veränderungen in ihrer chronologischen folge ein endgültiges ergebnis, soweit man von einem solchen überhaupt sprechen kann, darstellen.

---

[1]) Welcher spielraum dabei bloss orthographischen varianten einzuräumen ist, müssen handschriftenuntersuchung und textkritik lehren.

b) Macaulay hat sich um kritische sonderung der lesarten in der ersten und in der zweiten version absichtlich wenig bemüht; er gibt lediglich die lesarten (leider nicht mit der wünschenswerten vollständigkeit) im variantenapparat an, ohne im einzelnen die herstellung der ursprünglichen texte zu versuchen. Es war ihm eben lediglich um eine ausgabe der *Conf. Am.* in der letzten ihr vom dichter gegebenen gestalt zu tun. Wie und wie weit ist nun der herausgeber dieser aufgabe gerecht geworden?

Ob die von M. als letzte bezeichnete version wirklich die endgültige form der dichtung darstellt, ist, wie ich oben gezeigt habe, noch keineswegs sicher. Die möglichkeit, dass die von M. als zweite bezeichnete (Stafford-)version die letzte ist, kommt allen ernstes in betracht. Da zu einer entscheidung eine genaue prüfung des handschriftenverhältnisses nötig ist und M. diese ablehnt, so ist seine ausgabe in dieser beziehung auf keine unbedingt sichere voraussetzung gegründet. — Entschied sich der herausgeber für die »dritte« version als letzte, so war er vollkommen im recht, wenn er Ms. Fairfax 3 = F seiner ausgabe zu grunde legte. F ist von drei verschiedenen schreibern geschrieben: 1) Von Prol. vers 147—VIII 2937. 2) Prol. 1—146 (= blatt 1) und VIII 3147 bis zum schluss einschliesslich der lat. verse *Explicit* etc, *Quam cinxere* etc., des lateinischen verzeichnisses der werke Gower's, des *Traitie* etc. (= blatt 186—194). 3) Buch VIII 2938—3146 (= 29 zeilen auf rasur + bl. 185), das an stelle eines herausgeschnittenen eingefügt ist. Das unter 1) und 3) aufgezählte ist nach M. noch vor, das unter 2) nach der thronbesteigung Heinrichs IV. geschrieben. Diese handschrift war also augenscheinlich ursprünglich eine handschrift mit dem anfang und schluss der ersten (Richard-)version und zeigt auch sonst an etwa sieben stellen tilgungen von lesarten, die der ersten version eigen sind (vgl. s. CLVIII). Im übrigen zeigt diese handschrift in ihrem mittleren kern zum teil ganz erhebliche abweichungen von allen andern handschriften der ersten version (vgl. s. CXXXIII) und geht nur dann und wann mit Harl. 3490 zusammen. M. glaubt nun, dass die änderungen vorgenommen sind "under the direction of the author" (s. CXXX), und fügt noch hinzu: "The handwriting of some of the substituted pages is one which may be recognized as belonging to the 'scriptorium' of the poet." An einer andern stelle bemerkt er, dass F "a practically accurate reproduction of

the author's original text" sei. Macaulay's ansicht stützt sich, wenn ich ihn recht verstehe, darauf, dass die handschrift eine vorzügliche ist, dass sie und die änderungen noch in die lebenszeit des dichters fallen, dass diese änderungen sich auf die umwandlung einer handschrift der ersten version in eine solche der zweiten beziehen, und dass die zweite hand von F dieselbe sei, die auch bei zwei handschriften der *Vox Clamantis* (All Souls und Glasgow Mss.) hinzufügungen vorgenommen habe. Wie weit Macaulay mit seiner annahme im rechte ist, lässt sich mit dem uns zurzeit zur verfügung stehenden material nicht entscheiden. Auch hier muss uns wieder die aufhellung des handschriftenverhältnisses zu hilfe kommen; denn die von M. vorgebrachten argumente beweisen noch nicht ohne weiteres, dass der dichter selbst bei den änderungen seine hand im spiel gehabt habe. Jedenfalls lehrt uns dieses beispiel wieder, wie nötig es ist, über die schreibertätigkeit der zeit helleres licht zu verbreiten. Es wäre eine grosse errungenschaft, wenn es gelänge, Macaulay's vermutung zur gewissheit zu erheben.

Was die form und anordnung des textes anlangt, so hat der herausgeber die vielen technischen schwierigkeiten vortrefflich bewältigt, die lesarten sind nach versionen bezw. gruppen geordnet und stets in derselben reihenfolge gegeben, eine zählung der verse ist (allerdings nur innerhalb der einzelnen bücher) eingeführt, wobei man es aber für schnelle orientierung sehr störend empfinden wird, dass nur von zehn zu zehn versen eine zahl an den rand gesetzt ist. Wünschenswert wären auch stete hinweise auf den anfang neuer blätter gewesen.

Im abdruck hat die dichtung leider mancherlei von ihren orthographischen eigenheiten eingebüsst; die verwendung von *ı* und *j*, von *u* und *v* ist nach modernem gebrauch geregelt, für *þ* ist *th* (was sich z. b. in *siththe* I 1842 wenig schön ausnimmt), für *ȝ* ein *y* eingesetzt, und abkürzungen sind stillschweigend aufgelöst. Derartige modernisierungen nehmen einer handschrift viel von ihrer charakteristischen färbung, und wenn es sich auch bloss um graphische eigentümlichkeiten handelt, sollte man doch auch in diesen fällen das ursprüngliche bild beibehalten, wie es der wahrscheinlichkeit nach vom dichter geschaffen ist. In bezug auf die schreibung grosser anfangsbuchstaben ist mit inkonsequenz verfahren; während er diese, was ja nur zu billigen ist, bei eigen-

namen und am anfang der zeilen stets einführt, hat er sie im übrigen teils beibehalten, teils durch kleine ersetzt, obgleich der schreiber selbst ziemlichen wert darauf legte. An der zuverlässigkeit des abdrucks glaube ich, nach stichproben zu urteilen, nicht zweifeln zu dürfen.

Macaulay's text selbst ist ein eklektischer, kein streng kritischer. So tritt denn die natürliche folge der eklektischen methode, die inkonsequenz, vielfach in Macaulay's text zu tage. Auf einige fälle habe ich weiter unten, anschliessend an anmerkungen M.'s, hingewiesen. In der orthographie ist sehr oft nicht folgerichtig verfahren, bald hat der herausgeber normalisiert, bald nicht. Ebenso hat er an manchen stellen, wo wichtige sinnvarianten in betracht kommen, teils gegen die autorität von F und der gesamten dritten version geändert, wie z. b. VII 3639, teils die lesart von F beibehalten, obwohl diese nach dem zusammenhang offenbar unrichtig ist, wie z. b. III 1241, wo *he* auf grund von vers 1248 eingesetzt werden muss. Ich muss mich hier auf die konstatierung der allgemeinen tatsache beschränken und spare mir eine nähere begründung für den in aussicht gestellten textkritischen nachtrag auf.

Kleinere englische dichtungen. Auf die *Confessio Amantis* folgt das schon mehrfach veröffentlichte, in siebenzeiligen strophen abgefasste gedicht Gower's an König Heinrich IV. Macaulay gibt den text nach dem Trentham-manuskript, zum ersten mal in einer zuverlässigen form. — Das andre, im gleichen versmass geschriebene gedicht wurde früher auf Shirley's autorität hin Gower zugewiesen, während es in Ms. Addit. 29729 (Brit. Mus.) Benedict Burgh zugeschrieben wird (vgl. die von mir gegebene literatur a. a. o. s. 181). Macaulay scheidet es, vornehmlich aus metrischen gründen, aus Gower's werken aus.

Notes. Die ganze dichtung ist vom herausgeber mit vielem fleiss durchkommentiert worden. Wenn man erwägt, dass dieses der erste kommentar zur *Conf. Am.* überhaupt ist, wird man seine bedeutung gebührend würdigen können. Die anmerkungen beziehen sich vorwiegend auf das verhältnis zu den jeweiligen quellen, daneben stehen sachliche und worterklärungen in reichem masse, nur selten wird dagegen eine textkritische erläuterung gegeben. Trotzdem bleibt für die erklärung noch viel zu tun übrig (was natürlich kein vorwurf gegen den herausgeber sein soll), besonders auf dem gebiet der quellenuntersuchungen.

Ich möchte diesen anlass benutzen, um auf zwei quellenuntersuchungen[1]) hinzuweisen, die seit erscheinen meines Goweraufsatzes, in dem ich sie schon kurz erwähnen konnte, veröffentlicht sind: Karl Eichinger, Die Trojasage als stoffquelle von Gower's *Confessio Amantis*, eine Münchener doktorschrift vom jahre 1900, die in überzeugender weise dartut, dass Benoît de Sainte-More die hauptquelle für Gower's Trojageschichten bildet, und Eugen Stollreither, Quellennachweise zu John Gower's Conf. Am., 1. teil, diss., München 1901. St. untersucht hierin Gower's entlehnungen aus der bibel, aus Josephus Flavius, Petrus Comestor Methodius, Augustinus, Gregorius, Ovid, Hyginus, Livius, Statius, Horatius, Virgilius (Servius). Diese tüchtige arbeit, mit deren trefflichen, auf s. 15 dargelegten grundsätzen man sich vollständig einverstanden erklären kann, bringt sehr viel neues und interessantes, so dass ich den wunsch nicht unterdrücken kann, der verfasser möge den zweiten teil recht bald nachfolgen lassen. Des raumes wegen muss ich es mir versagen, die resultate Stollreither's hier als ergänzung zu Macaulay's kommentar durch einzelverweise hervorzuheben. Im anschluss daran möchte ich mir aber erlauben, einige anspruchslose nachträge hier folgen zu lassen:

Prol. 113. Zur lesart *world* für *word;* umgekehrt findet sich *word* für *world* meist in minder guten handschriften, z. b. Prol. 10 *wordes* (Coll. of Arms), 28 *word* (Wadh. Coll.), 90 *worde* (St. Cath. Coll.). In solchen fällen versagt M.'s textkritischer apparat meist vollkommen. Ich habe dort nur einmal eine solche lesart gefunden aus Trin. Coll. V 6008, und das ist doch recht irreleitend, indem es den eindruck erweckt, als käme diese lesung sonst gar nicht vor. Es scheint übrigens, als ob diese erscheinung auf schwache artikulation des *l* zurückzuführen sei, da sie vielfach auftaucht, vgl. z. b. Schleich, Gast of Gy s. XI, Capgrave, St. Cath. I 938 (Anglia XXIII 166), Britton's Bowre of Delights 1597 nr. 40, str. 5/6 etc. — Prol. 155. Es handelt sich hier um die auffällige stellung des *and,* wobei M. auf die gleiche erscheinung im *Mirrour* verweist. Auf die stellung des *and* bezw. *et* hat zuerst Nicholson, Academy 3. Sept. 1881, nr. 487, hingewiesen, der auch belege

[1]) Betr. der erzählung von Pyramus und Thisbe vgl. G. Hart, *Die Pyramus- und Thisbe-sage in Holland, England, Italien und Spanien.* II. teil: *Zu ursprung und verbreitung der Pyramus- und Thisbe-sage.* Passau, Progr. d. realschule. 1891.

aus Ronsard beibringt. — Prol. 268. Die anspielung auf den bischof von Norwich hatte schon Ward, Chaucer s. 30, erkannt. — Prol. 349. Betreffs *lollardie* vgl. Skeat's längere anmerkung zu C. T. B 1173, sowie die zu B 1183. — Prol. 352. *dike and delve* vgl. zu dieser verbindung C. T. A. 536 (note) und P. Plowman B V 552. — Prol. 1054. *Arion* cf. Hous of Fame 1205. — Buch I 1423:

*And to a Castell thei him ladde*
*Wher that he fewe frendes hadde*

*fewe* bedeutet hier nicht, wie M. anzunehmen scheint, »wenige«, sondern wie im Altfranz. »gar keine«. — I 1440 vgl. C. T. E 1474 und Skeat's note. — I 2081 ff. und V 5960. Betreffs der schilderung des frühlings siehe die von Flügel zusammengestellten parallelen im Journal of Germanic Philology vol. I 118 ff. — I 2727 vgl. Parlament of Foules und note. — Ebenso: I 3106 vgl. Chaucer, Boethius b. II pr. V 120. — I 3299 C. T. B 3189. — Buch II 25 Book of the Duchesse 126. — II 1725 C. T. G 625. — II 2016 "*byme*" (ebenso III 892, 2702, IV 1182, V 4484 und sonst). Skeat sagt in seiner anmerkung zu C. T. A 672: "Perhaps the most amusing example of editorial incompetence is seen in the frequent occurrence of the mysterious word *byme* in Pauli's edition of Gower . . . Of course, *byme* should have been printed as two words, riming with *ti-mè*. This is what happens when grammatical facts are ignored." Vgl. auch note zu G. 1204: "Dr. Pauli prints *by me* as one word." Zu einem solchen ironischen angriff lag keine veranlassung vor, denn Pauli's glossar s. 392 (*Byme* for *by me*) beweist, dass er die stellen sehr wohl verstanden hat. Macaulay druckt nun aber ebenso, ausserdem aber auch *tome* = *to me* I 232, 294 und sonst, *untome* III 99, *tope* = *to þe* IV 1875, auch *Romeward* II 1173 etc. und folgt damit der handschrift F, deren lesart hierin zuweilen (wie I 294, IV 1875) durch andre gestützt wird. M. sagt darüber in seiner note zu I 232: "This is Gower's usual form of combination where the accent is to be thrown on the preposition." Nun finden sich aber in F, und zwar auch vielfach gestützt durch andre handschriften, zahllose andre zusammenschreibungen, so der unbestimmte artikel mit dem folgenden wort, wie *awyse* Prol. 8, *awonder* Prol. 75, *soferforth* II 1669, *beleft* I 2078, *forþriþ* 1151, *tosmale* I 1145. Warum sieht denn nun der herausgeber diese schreibungen nicht als ursprünglich an? Warum soll Gower selbst nicht hier ebenso die wörter zusammen-

geschrieben haben wie dort, oder warum soll nicht der schreiber alle zusammenschreibungen verschuldet haben? Man sieht, der herausgeber ist an der schwierigen scheidung zwischen dichter- und kopistenart in der schreibung gestrauchelt und infolgedessen inkonsequent verfahren (vgl. im übrigen für ähnliche fälle die anm. zu I 2377). Dies erstreckt sich noch weiter auf ähnliche fälle. Prol. 68 liest er mit F *a wysman*, vers 76 dagegen (wie z. b. auch II 578) *wys man*, wo F *awys man* hat. Warum ist denn hier nicht normalisiert worden? — II 2964 (und III 1149) *out of herre* s. Skeat's parallelen C. T. A 550. — II 3187 ff. Das kinderopfer in der geschichte des kaisers Konstantin erinnert an Amicus und Amelius (vgl. auch Konrad von Würzburg, Engelhart und Engetrud). — Buch III 1047 ff.:

*The Schip, which wende his helpe acroche,*
*Drof al to pieces on the roche*
*And so ther deden ten or twelve.*

Was die quellen anlangt, so nennt Benoît keine bestimmte anzahl, während Guido 200 angibt. Macaulay meint dazu: "Gower has judiciously reduced the number." Das ist aber nicht der grund, dieser liegt vielmehr in der tatsache, dass die zahlenverbindung 10 und 12 (wie auch 12 allein) bei Gower überhaupt eine grosse rolle spielt; sie wird augenscheinlich des reimes wegen bevorzugt. Vgl. dazu folgende belege: Prol. 526 f., II 51 f., II 2062:

*So moste it stonde upon ousselve*
*Nought only upon ten ne twelve*
*Bot plenerliche upon ous alle,*

auch die zahl 12 allein wird so verwandt, vgl. Prol. 157 f., II 97 f., V 2553 f. So erklärt sich auch I 1133 f., wo M. darauf aufmerksam macht, dass die quelle keine zahl angibt. Wenn er die zahlwörter nicht in seiner flexionslehre übergangen hätte, würde er wohl von selbst darauf gekommen sein. — Ähnlich wie mit *twelve* steht es vielleicht mit *fyve* (das Gower auch gern im reime verwendet, z. b. I 296, 545), vgl. I 2163, VI 1689 (wo die quelle 15 hat). Derartige unbestimmte zahlenangaben sind überall vorhanden, im Nibelungenliede spielen sie bekanntlich keine geringe rolle. — Buch III 1149 siehe zu II 2964. — Buch IV 109. Gower macht aus "*ad vada Macandri*" (Ovid Her. VII 2) einen "*king Menander in a lay*". — IV 2872 ff. Nach der sage singt die nachtigall im frühling vierzehn tage lang tag und nacht, ohne aufzuhören. Vgl. interessante parallelen dazu bei Flügel, *Journal of Germ. Phil.* I 122 f., sowie *Kingis Quair*

ed. Skeat, Scott. Text Soc. 1884 s. 10 str. 33. Ebenso V 5976. — Buch V 4199. Man beachte den epischen hinweis auf die zukunft. — V 3741. Mehrere handschriften (wie Harl. 3490, Stow 950, Sidn. Coll., Bodl. 902, Corpus Chr. Coll., Coll. of Arms, St. Cath.) haben hier wie wahrscheinlich auch sonst die schreibung *Jubiter* statt *Jupiter*. Dies ist eine von den vielen orthographischen eigentümlichkeiten, die im textkritischen apparat nicht fehlen durften. Vgl. dazu Schleich, *Lydgate's Fab. d. m.* p. 60 zu vers 697 ff. — V 5960. Betreffs der frühlingsschilderung vgl. zu I 2081 ff. — V 5968 vgl. *Bituene mersh & aueril* Ms. Harl. 2253 (ed. Boeddeker p. 174) aus Flügel a. a. o. s. 119. — V 6435 ff. s. Chaucer, Boethius b. IV met. VII 1. — V 7236 *Ylioun*. Über den unterschied zwischen *Troy* und *Ylion* zu Gower's zeiten vgl. Lounsbury, *Studies in Chaucer* I 278 ff. — VI 879 s. Furnivall-festschrift s. 386, betr. romanze von Ydoine und Amadas. — VI 1379 f. entspricht unserm: »Wer andern eine grube gräbt, fällt selbst hinein.« — Aus Chaucer's werken lassen sich zahlreiche vergleichsstellen anführen.

Glossary: M. gibt zum erstenmal ein vollständiges verzeichnis aller in der *Conf. Am.* vorkommenden wörter, bei den eigennamen mit anführung aller belegstellen. Das sonst wertvolle glossar versagt bei der benutzung für vergleichende textkritik[1]).

Berlin. Heinrich Spies.

---

Geoffrey Chaucer, *The Pardoner's Prologue and Tale*. A critical Edition by John Koch. (Englische textbibliothek, herausgegeben von Johannes Hoops, o. ö. professor an der universität Heidelberg. 7.) Berlin, Emil Felber, 1902. LXXII + 164 ss. 8°. Preis M. 3,00.

Eine kritische, allen ansprüchen genügende ausgabe der werke Chaucer's ist bekanntlich noch nicht vorhanden; sie wird wohl lange noch auf sich warten lassen. Nur von ganz vereinzelten teilen der Chaucer'schen werke sind bis jetzt einigermassen be-

---

[1]) Anschliessend an diese besprechung erlaube ich mir die mitteilung zu machen, dass ich die seinerzeit mit rücksicht auf die ausgabe Macaulay's abgebrochenen vorarbeiten zu der von mir geplanten neuausgabe der *Confessio Amantis* auf grund der gesamten überlieferung nunmehr wieder aufnehmen werde. Heinrich Spies.

friedigende kritische ausgaben erschienen. Für einen abschnitt der Canterbury Tales gab es besonders wichtige vorarbeiten, nämlich die von der Chaucer-Society veröffentlichten "Specimens of all the Accessible Unprinted Manuscripts of the Canterbury Tales", welche die *Pardoner's Tale* mit ihren einleitungen enthalten, und denen der Six-Text Print und eine ausgabe einer einzigen handschrift durch dr. Furnivall (1886) vorangingen. 55 handschriften und alte drucke von der *Pardoner's Tale* und ihren einleitungen lagen in dieser weise schon vorher in modernen ausgaben vor. Gründliche untersuchungen des verhältnisses dieser handschriften in dem betreffenden abschnitte waren ausserdem schon vorher vorgenommen. Wir verdanken diese teils dem verstorbenen J. Zupitza, der die vorreden zu drei teilen der schon erwähnten "Specimens" schrieb, teils Dr. J. Koch — dem herausgeber der uns vorliegenden edition —, der das werk Zupitza's in verdienstvoller weise fortsetzte, und von dem die vorreden zu den zwei folgenden teilen der "Specimens" stammen. Für eine kritische ausgabe der *Pardoner's Tale* war also der weg in vortrefflicher weise geebnet. Sie ist uns jetzt von dem rühmlich bekannten Chaucerforscher beschert worden.

Dass wir es hier mit einer nach strenger kritischer methode veranstalteten ausgabe zu tun haben, braucht kaum hervorgehoben zu werden; das hatten wir schon von vornherein zu erwarten. Eine genauere durchmusterung des verfahrens des herausgebers hat auch diese erwartung durchaus bestätigt.

Die dem text vorausgehende einleitung ist nach dem plane der Hoops'schen textbibliothek angeordnet. Sie enthält die folgenden sechs kapitel: The Former Editions of *the Pardoner's Prologue and Tale;* The Present Edition; The Place of the *P. T.* in the Frame of the *C. T.*; The Sources of the *P. T.*; The Pardoner; The Manuscripts of the *P. T.* and their Genealogy. In dem zweiten dieser kapitel legt der herausgeber über den text seiner ausgabe rechenschaft ab. In diesem wird zum ersten male der ganze — von Zupitza und Koch eingehend ausgearbeitete — kritische apparat herangezogen. Die verschiedenen lesarten werden unter dem text angegeben, orthographische abweichungen haben aber des raumes wegen keine aufnahme finden können; ganz natürlich, da schon die unter dem text angegebenen varianten im allgemeinen wenigstens drei viertel der druckseiten in anspruch nehmen. Be-

treffs anderer abweichungen wird auf die abdrucke der Chaucer-Society verwiesen. Anstatt ein glossar hinzuzufügen, werden solche wörter und redensarten, deren bedeutung nicht mit dem modernen Englisch stimmt, oder die jetzt ausgestorben sind, in den anmerkungen übersetzt und besprochen. Zur basis des textes wird das Ellesmere MS. gewählt, das schon seit langem als das beste anerkannt ist. In einer hinsicht erregt aber die benutzung dieser handschrift als basis des textes gewisse bedenken. Die orthographie des ziemlich jungen Ellesmere MS. kann nämlich nicht mit Chaucer's eigener schreibweise übereingestimmt haben. Aber so lange die frage nach der ursprünglichen orthographie ungelöst ist, gibt es keinen andern ausweg als eine möglichst treue wiedergabe der betreffenden hs.; änderungen des textes werden im allgemeinen nur vorgenommen, wenn sie von grammatischen und metrischen regeln erheischt werden; die gründe dieser änderungen werden in den anmerkungen angegeben.

In der einteilung der hss. weicht der herausgeber etwas von Zupitza ab, welcher sie in einfache gruppen einteilt, während Koch die sieben gruppen noch auf zwei haupttypen (a und b) verteilt. Diese typen entstammen einer gemeinsamen quelle, die aber nicht das MS. des dichters gewesen sein kann. Ein stammbaum der verschiedenen hss. wird hier nicht gegeben, ein solcher lässt sich aber ohne grössere schwierigkeiten aus den handschriftenbeschreibungen mit den einteilungen in typen, gruppen und untergruppen erschliessen.

Die beigegebenen anmerkungen (s. 94—159) sind sehr umsichtig ausgearbeitet und machen die lektüre des textes auch dem anfänger sehr leicht [1]).

Es lässt sich nicht bezweifeln, dass das buch dem hauptzwecke, für den es bestimmt ist, nämlich auf universitäten gebraucht zu werden, in mustergültiger weise entspricht. Ein aufmerksames studium desselben wird dem studenten nicht geringe kenntnisse in der Chaucerwissenschaft beibringen.

Upsala, den 15. Januar 1903. Erik Björkman.

---

[1]) S. 99 z. 14 v. u. steht *it* statt *is*. — S. 117 wird unbegreiflicherweise auf Grundr. d. germ. philol. III 2, 351 verwiesen. — S. 149 z. 3 v. u.: *also* stimmt nicht mit dem *al so* des textes. — S. 160 z. 7 v. u. lies *disgust*.

M. Spirgatis †, *Englische literatur auf der Frankfurter messe von 1561—1620.* Sonderabdruck aus dem 15. heft der Sammlung bibliothekwissenschaftlicher arbeiten etc. Leipzig, M. Spirgatis, 1902. 37—89 ss.

Der verf. der vorliegenden abhandlung, dem wir schon manche verdienstliche arbeit über die entwicklung des bücherwesens und des buchhandels verdanken [1]), bietet uns hier nicht eine nur fachmännische studie, sondern berührt darin gleichzeitig kultur- und literaturgeschichtliche verhältnisse, die auch für weitere kreise nicht ohne interesse sein dürften. Nach einem kurzen überblick über die ältesten buchhändlerischen beziehungen zwischen Deutschland und England, wobei er Caxton's und Tyndale's aufenthalt in Köln, die drucklegung der Coverdale'schen bibelübersetzung in Zürich und die andern schriften von englischen glaubensflüchtlingen in Basel, Strassburg etc. kurz berührt, geht Spirgatis genauer auf die quellen für unsere kenntnis dieses bücherverkehrs ein. Die sehr unvollständigen angaben der Frankfurter messkataloge aus der zeit vom letzten drittel des 16. bis zum ersten drittel des 17. jahrhunderts werden durch andere zusammenstellungen, so durch die *Collectio* des Frankfurter buchhändlers Basse, besonders aber durch die *Bibliotheca exotica* des Georg Draudius vom jahre 1625 ergänzt, deren englische abteilung 312 nummern umfasst. Obwohl die hier angeführten titel häufig lückenhaft sind und zahlreiche sprachfehler aufweisen, — welche mängel der verf. fast durchgängig zu besichtigen weiss —, ist dieser katalog doch insofern von wichtigkeit, als er eine periode umfasst, aus der sonst gleichzeitige englische bibliographische verzeichnisse nicht vorhanden sind. Die hier abgedruckte liste enthält daher eine ganze anzahl von schriften, die nicht nur dem British Museum fehlen, sondern auch der fleissigen zusammenstellung E. Arber's in der 'Bibliographica' (bd. III) entgangen sind. Auffällig ist nun sie tatsache, dass der absatz englischer bücher in Deutschland mit dem jahre 1611 eine erhebliche zunahme erhielt. Ohne zweifel hängt dies, wie der verf. nachweist, mit der verlobung und der im jahre 1613 erfolgten vermählung des pfalzgrafen Friedrich V.

[1]) Z. b. Personalverzeichnis der Pariser universität von 1464, Leipzig 1888; Die Nürnberger Molière-übersetzungen etc., ebd. 1896; Die literarische produktion Deutschlands im 17. jh. und die Leipziger messkataloge, ebd. 1901, etc. — Leider ist inzwischen Sp. im Dezember 1902 gestorben.

mit Elisabeth, der tochter Jacob's I., zusammen, welches ereignis zu mancherlei publikationen — poetischen begrüssungen, beschreibungen der hochzeitsfeierlichkeiten, predigten etc. — veranlassung gab, von denen einige sich auch in unserm verzeichnisse vorfinden. Auch deutsche schriften dieser art — so eine predigt des Heidelberger professors Abraham Scultetus — wurden nach Britannien exportiert und ins Englische übersetzt. Man darf jedoch nicht annehmen, dass nun jährlich eine anzahl englischer verleger nach Frankfurt, dem damaligen hauptplatz des buchhandels, reiste, um dort ihre waren abzusetzen; vielmehr wurde dies geschäft nur von wenigen, die neben ihrer eignen auch mehrere andre firmen vertraten, besorgt, darunter von einem John Bill, welcher einkäufer für könig Jacob und für Sir Tho. Bodley war und fast regelmässig von 1605—1622 zur Frankfurter messe hinübergefahren zu sein scheint.

Was nun die von Spirgatis mit erläuternden bemerkungen versehene liste des Draudius selbst angeht, so werden etwa zwei drittel derselben von schriften theologischen inhalts eingenommen; es folgen dann (nr. 205—28) 'Libri politici', dann (229—54) 'Libri historici', von denen vielleicht nur Walter Raleigh's 'History of the World' hervorgehoben zu werden verdient. Aus dem nächsten abschnitt, 'Libri ethici', zitieren wir Jo. Minsheu's polyglottisches werk 'The Guide into Tongues', London 1617 — das erste, welches in England auf subskription veröffentlicht wurde — während wir die sich hieran anschliessenden medizinischen, astronomischen und mathematischen bücher füglich übergehen können. Auch die 'Libri Poetici et Musici' (nr. 287—312) bieten verhältnismässig wenig von bedeutung: George Chapman's justifikation seiner 'Andromeda liberata' (L. 1614), Will. Drummond's gedichte (Edb. 1616, 2. abdruck), Jo. Webster's 'Elegie for Prince Henry' (L. 1613), Geo. Wither's 'Eclogues', 'Epithalamia' und 'Prince Henries obsequis' (L. 1612) sind so ziemlich alles, was von bekanntern autoren herrührt. Es scheint verwunderlich, dass kein werk der damals lebenden grossen dramatiker, keine der dichtungen Spencer's, keine schrift Bacon's etc. darunter ist. Indes war zu anfang des 17. jahrhunderts in Deutschland kaum ein allgemeineres verständnis für Englands schöne literatur zu erwarten, und wenn die sogen. englischen komödianten sich auch vielfachen beifalls erfreuten, so brachten sie offenbar ihre texte gleich selbst mit, so dass für die anschaffung der originalausgaben

bei den Deutschen kein besondres bedürfnis vorgelegen haben wird. Ob sich aus dem vorwiegend theologischen und praktischen zwecken dienenden bücherverkehr zwischen England und Deutschland allmählich weitergehende literarische beziehungen entwickelt hätten, wenn nicht die wirren des 30 jährigen krieges störend dazwischengetreten wären, lässt sich natürlich an dem vorhandenen material nicht ermessen. Immerhin ist der vorliegende beitrag zur geschichte dieser verhältnisse als schätzenswert zu bezeichnen.

Auf sonstige einzelheiten gedenke ich nicht einzugehen; doch möchte ich kurz darauf verweisen, dass eine reihe von artikeln im diesjährigen Athenæum (s. 83, 145, 210) über 'The Jaggard Press' hier teils bestätigung, teils ergänzung findet.

Gr.-Lichterfelde, Juli 1902. J. Koch.

---

*Vorträge* von Friedrich Theodor Vischer, für das deutsche volk herausgeg. von Robert Vischer. Stuttgart, J. G. Cotta-sche buchhandlung nachf. Zweite reihe: *Shakespeare-vorträge.* I. band. *Einleitung. Hamlet.* 1899. XXII + 510 ss. Preis M. 9,—. — II. band. *Macbeth. Romeo und Julie.* 1900. XXII + 294 ss. Preis M. 6,—. — III. band. *Othello. Lear.* 1901. XX + 382 ss. Preis M. 7,00.

Die erste reihe der aus dem nachlass F. Th. Vischer's herausgegebenen vorträge: *Das schöne und die kunst* war so freundlich aufgenommen worden — sie liegen schon in zweiter auflage vor —, dass der herausgeber, der selber als ästhetiker und kunsthistoriker rühmlich bekannte sohn Vischer's, sich ermutigt sehen musste, auch andre vorlesungszyklen seines vaters dem deutschen volke im druck zugänglich zu machen. Als zweite reihe schliessen sich die auf fünf bände berechneten *Shakespeare-vorträge* an, von denen vier schon vorliegen.

Seit dem fünfundzwanzigjährigen Shakespeare 1832 in Göttingen nahetrat, hat Vischer's beschäftigung mit ihm bis zu seinem 1887 erfolgten ende nie aufgehört. Mehrere aufsätze in den *Kritischen gängen* und zahlreiche ausführungen in der *Ästhetik* gelten unserm dichter. In Stuttgart übte er mit seinen vorträgen über Shakespeare eine starke und weitgreifende wirkung aus. Neben der studierenden jugend, an die er sich zunächst richtete, lauschten hörer aus allen gesellschaftsschichten seinem beredten

munde. Er schickte eine ausführliche einleitung über den dichter voraus und behandelte dann eingehend die fünf grossen tragödien *Hamlet*, *Macbeth*, *Romeo und Julia*, *Othello* und *Lear*. Der einleitung und ihnen sind die ersten drei bände gewidmet, während die königsdramen und die drei grossen Römerstücke sich eine mehr summarische behandlung gefallen lassen mussten und in unsrer sammlung nur mit zwei bänden bedacht sind. Wir betrachten heute nur die drei ersten bände, da erst nach erscheinen des schlussbandes Vischer's auffassung der gruppe der politisch-historischen stücke sich ganz wird übersehen lassen.

Dem herausgeber lagen zahlreiche, sich oft glücklich ergänzende niederschriften ehemaliger zuhörer vor; wo diese versagten, konnte er auf ausführlich behandelte manuskripte aus der frühsten zeit seines vaters zurückgreifen, wie namentlich in einigen abschnitten aus der *einleitung*. Immerhin war es auch hier, dank späteren knappen notizen des redners und aufzeichnungen der hörer, möglich, Vischer's schliessliche auffassung zu erkennen und wiederzugeben. Der herausgeber hat seines amtes mit eifer und liebevoller pietät gewaltet und unter verzicht auf alles umgestalten, massregeln und sichten die vorträge möglichst so, wie sie gehalten wurden, uns zu geben gesucht. Vieles von der frische und unmittelbarkeit des gesprochenen wortes ist ihnen so erhalten geblieben, und wir vermögen nun e i n e n grund ihrer anziehungskraft, die lebensvolle behandlungs- und originelle ausdrucksweise, voll zu würdigen.

Vischer hat den dichter zum gegenstand eines ernsten, ja gelehrten studiums gemacht, und die zahl der von ihm benutzten werke ist stattlich, wenn sie auch grossenteils einer früheren zeit angehören. Namentlich hat er sich um das verständnis des textes eifrig bemüht und in den doch recht vielen fällen, wo ihm die sogenannte Schlegel-Tieck'sche übersetzung nicht genügte, die bessernde hand angelegt. Der *Macbeth* und grössere stellen in den von Baudissin, aber auch in den von Schlegel übertragenen stücken sind von ihm neu und zwar grossenteils meisterhaft übersetzt. Schade, dass Vischer die *Variorum-Edition* von Furness nicht bekannt war! Sie hätte ihm manches für die grammatisch-philologische wie für die ästhetisch-psychologische interpretation wertvolle geboten, das die ihm zugängliche literatur nicht enthielt. Was in Vischer's ausführungen durch die spätere forschung überholt ist, ergänzen oder berücksichtigen ziemlich ausführliche *nach-*

*träge* des herausgebers und seines kollegen Lorenz Morsbach. Dieser hat u. a. dankenswerte exkurse über den euphuismus, über Londoner theaterverhältnisse und über die Hamletsage in Irland und Island beigesteuert.

Doch Vischer's *Vorträge* nimmt man nicht wegen ihrer gelehrten forschungen, sondern wegen der in ihnen enthaltenen auffassung eines bedeutenden mannes von Shakespeare's schaffen zur hand. Die allgemeinen erörterungen der *einleitung* können wir nicht sehr hoch stellen. Die rücksicht auf die jugendlichen hörer, die er in das verständnis Shakespeare's und überhaupt in eine tiefere auffassung der dichtkunst einführen will, lässt ihn oft sehr breit und fast zu populär werden. Wir hören des langen und breiten, dass Shakespeare zwischen mittelalter und renaissance mitten inne stehe, was die heterogenen elemente in seiner dichtung erkläre, bis Vischer s. 21 zusammenfassend sein früheres bekanntes wort variiert: »Shakespeare lebt in einer zeit, da steht noch der sinkende mond der romantik am himmel, während die sonne der aufklärung emporsteigt.« Dies wort, das einer der wirklich denkenden unter unsern Shakespeareforschern, E. W. Sievers (*Shakespeare* s. 147), schon zurückgewiesen und Shakespeare als einen entschieden modernen dichter angesprochen hatte, ist völlig unbegründet. »Die naturanschauung ist noch poetisch, noch von mythen erfüllt und mythen bildend«: als ob sie das nicht auch noch in der neuzeit oft wäre, wie z. b. bei Goethe und Shelley, und als ob nicht gerade das christliche mittelalter dieser mythenbildenden kraft ermangelte und ihrer ermangeln musste! Liest man diese ausführungen Vischer's, so glaubt man einen romantiker von vor hundert jahren zu hören, der nur zwei gegensätze: rationalistische dürre und fülle poetisch-romantischer motive kennt und jene der neuzeit, diese dem mittelalter zuweist. »Das mittelalter,« heisst es ein anderes mal (s. 30), »hat in seinem charakter etwas bärenhaftes, bärenstarkes, bärenwildes, — und etwas bär ist auch Shakespeare.« Auch sein mangel an dezenz und seine grassen effekte erklären sich nach Vischer aus der allgemeinen roheit und wildheit, die aus dem mittelalter noch in seine tage hineinragt (s. 36). Wichtiger als diese eigenheiten oder die »ungebeugte individualität«, die doch wahrlich nicht charakteristisch für das mittelalter sind und am wenigsten ihm zum unterschied von der renaissance zukommen, scheint uns das folgende. Shakespeare steht denjenigen erscheinungen, in denen sich der mittelalterliche

geist am deutlichsten ausprägte, wie der mittelalterlichen liebe und dem rittertum, feindlich gegenüber und stellt sie nicht oder nur ironisch dar. Auch hat er in seiner auffassung politisch-staatlicher verhältnisse nicht, wie Vischer will, etwas mittelalterliches. Die sage von Wilhelm von Aquitanien ist dem geiste dss mittelalters gemäss. »Wilhelm hat sich in die wüste zurückgezogen, um busse zu tun. Ein ritter kommt zu ihm und bittet ihn flehentlich, wieder in sein land zurückzukehren, das durch die abwesenheit des herrschers in einen trostlosen zustand versetzt ist; die armen und schwachen sind der ausbeutung und den gewalttaten ohne rettung preisgegeben, die ehre der jungfrauen ist vor bösewichtern schutzlos. Als nun Wilhelm auf diese schilderung hin einen augenblick an die rückkehr denkt, wird er von gott zur strafe mit blindheit geschlagen.« [1]) Hier ist der gedanke an weltliche pflichten eine sünde: wie hart urteilt dagegen Shakespeare über den frommen Heinrich VI., der beschaulich dahinlebt und seine königspflichten nicht erfüllt, namentlich die pflicht, dem unrecht zu wehren und leben, habe und ehre der gerechten zu schützen! Und erst Heinrich IV., der sich durch einen kreuzzug entsühnen wollte, aber durch schwere regierungssorgen festgehalten wird und stirbt, ohne seinen plan ausgeführt zu haben! Shakespeare führt die sterbeszene vor und gibt ihr symbolische bedeutung: Heinrich stirbt in einem zimmer seines schlosses, das *Jerusalem* heisst, und der dichter deutet an, dass er seinen frieden mit gott durch ein im dienste der weltlichen aufgaben seines amtes verzehrtes leben erlangt habe.

Vischer besitzt eine ausserordentliche sprachgewalt und bewährt sie am glänzendsten in seinen übersetzungen; er versteht es ausserdem trefflich, begriffliche erörterungen durch eingestreute bilder zu beleben, manchem vielleicht auch deutlicher zu machen. Bisweilen jedoch, wo die grösste begriffliche bestimmtheit am platze wäre, leidet unter seiner bildersprache die klarheit der gedanken, so, wenn er bei gelegenheit von Shakespeare's darstellungsweise von ideal- und realstil spricht: »Der idealstil schwebt über der fläche des lebens wie eine schwalbe. Der realstil fährt hinein wie ein leviathan. . . . Der stil, der von oben kommt, greift nur sanft in die lebenswahrheit hinein. Der von unten nach oben gehende dagegen läutert aus der groben wirklichkeit das gold der

[1]) Creizenach, Gesch. d. dramas I 151.

poesie hervor. Seine berge sind rauher, aber ebenso hoch.« (S. 214 f.) In diesem zusammenhang wird auch Calderon Shakespeare gegenübergestellt und Goethe's wort über die *Tochter der luft*, dass Shakespeare uns die volle, reife traube reiche, während wir bei Calderon rektifizierten weingeist empfangen, herangezogen. Goethe will jedoch etwas anderes sagen. Calderon verleiht nach ihm keine eigentliche naturanschauung; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft. Menschliche zustände, gefühle, ereignisse werden bei ihm für die zwecke des theaters verarbeitet, zubereitet, sublimiert, während Shakespeare sie in ursprünglicher natürlichkeit uns vorführt. Calderon gibt uns eine quintessenz der menschheit, während Shakespeare die elemente selber, die das leben bilden, in seine dramen aufnimmt. Eine traube können wir beliebig beere für beere geniessen, sie keltern, als most oder gegorenen wein geniessen. Abgezogenem, höchst rektifiziertem weingeist gegenüber, der mit manchen spezereien geschärft, mit süssigkeiten gemildert ist, bleibt unsrer wahl nichts überlassen. Wir müssen den trank einnehmen, wie er ist, oder ihn abweisen. Überhaupt hat Vischer Goethe in seinem verhältnis zu Shakespeare flüchtiger als viele minder bedeutende gewürdigt. Gegen den letzten teil von *Shakespeare und kein ende* lässt sich wohl vieles einwenden; dagegen sind die ersten beiden abschnitte: *Shakespeare als dichter überhaupt* und *Shakespeare verglichen mit den alten und neusten*, vielleicht das tiefste, was je über Shakespeare gesagt wurde. Und von dem mann, der sie schrieb, behauptet Vischer, seine liebe zu Shakespeare habe durch die beschäftigung mit den alten, durch die einseitigkeit des klassizismus abgenommen [1]).

Vischer empfindet es als einen mangel Shakespeare's, dass sich bei ihm nie ein idealstreben, die welt zu ändern, die sozialen und politischen verhältnisse des volkes neuzugestalten, findet, wie etwa in einzelnen werken Schiller's und Goethe's, und sucht deshalb den dichter zu entschuldigen. Ausser den zeitverhältnissen, auf die Vischer hinweist, ist noch folgendes zu bedenken. Der für sein ideal kämpfende charakter ist mehr episch als dramatisch — das epos stellt Goethe zufolge den nach

---

[1]) Übrigens geht die beobachtung Vischer's (I 22, II 232, II 250), dass ein buch bei Shakespeare noch als etwas ehrwürdiges, poetisches erscheine und oft zu vergleichen verwendet werde, wo es bei uns nicht mehr angehe, auf Goethe zurück (*Sprüche in prosa* nr. 173).

aussen wirkenden, die tragödie den nach innen geführten menschen dar —; auch ist sein gemütszustand selbst im unterliegen gegen feindliche äussere mächte so gehoben und freudig, dass die tragische stimmung sich nicht recht entwickeln kann und die volle wucht der tragischen katastrophe geschwächt wird.

Am glücklichsten scheint uns Vischer, wo er Shakespeare als grossen dichter und dramatiker feiert, der »alles, was er zu sagen hat, umwandelt in leben, menschen, handlung, schicksal«, aber »nie selbst spricht«, wo er über die naturbeseelende symbolik und die sprache des dichters handelt oder *Venus und Adonis* und die menschliche und dichterische bedeutung der *Sonette* bespricht. Hervorheben wollen wir noch, dass Vischer bei Shakespeare den glauben an eine göttliche weltordnung annimmt, wie wir überzeugt sind, mit recht. Vischer geht nicht so weit wie Ulrici u. a., die überall ängstlich eine »schuld« aufsuchen, wo jemand untergeht, sondern gesteht zu, dass auch »unschuldige opfer fallen« (s. 72): im einzelnen fall, wie bei Desdemona, Ophelia und Cordelia, weist er jedoch auch gern eine »kleine« schuld nach, für die dann allerdings eine unverhältnismässige strafe erfolgt. Shakespeare ist es durchaus nicht darum zu tun, zu zeigen, dass es den guten in dieser welt immer gut gehen müsse — ihre wesentlichen eigenschaften müssen sie ja geradezu daran verhindern, sich äusseres glück zu verschaffen —, er will vielmehr aufs nachdrücklichste einschärfen, dass das böse, wenn es auch zu macht gelangt, sich nicht behaupten könne, sondern sich selbst zerstören müsse. Gerade wo das böse am frechsten zu triumphieren scheint, wie in *Richard III.* und *Lear,* kommt immer wieder die sich später auch erfüllende hoffnung zu wort, dass höhere mächte dem nicht auf die dauer geduldig zusehen können.

Brandl hat in seiner anzeige unsres werkes *(Deutsche litzt.* 1. Jan. 1900) Vischer's satz (s. 71) bestritten, Shakespeare sei der erste dichter, bei dem sich das schicksal ohne alles zutun von aussen (nämlich ohne eingreifen einer jenseitigen macht) »ganz von selbst aus dem eignen handeln des menschen ergebe«. Unter bezugnahme auf die rede des königs im schauspiel, im *Hamlet:*

*Our wills and fates do so contrary run,*
*That our devices still are overthrown;*
*Our thoughts are ours, their ends none of our own*

erklärt er, es »liege auf der hand, dass sich Shakespeare die schicksalsmächte als ausserhalb des menschen stehend denke, un-

gefähr im antiken sinn«. Der unmittelbar folgende satz Vischer's verdeutlicht völlig seine meinung: »Der mensch ist der schmied seines schicksals, aber er weiss nicht, was er schmiedet.« Freilich ist die ansicht, dass der mensch bei Shakespeare der spielball höherer mächte oder des »zufalls« sei, dadurch gefördert werden, dass man die helden einiger tragödien, wie namentlich den Othello, Brutus und Macbeth, als schuldlose opfer fremder verführung, der ein tückischer zufall in die hand arbeitete, hinstellte. In wahrheit haben wir hier leidenschaftstragödien, deren inhalt die darstellung eines seelenkrankheitsprozesses ist, »wo die äussern vorgänge nur als anlässe wirken, die das seelendrama zur entscheidung anregen«. Bei Shakespeare's tragischen helden ist ihr schicksal durch die in ihnen liegende leidenschaft gesetzt, und der dichter gibt ihnen bloss gelegenheit, ihr schicksal zu erleben. Die leidenschaft lauert bei ihnen »nur auf eine gelegenheit, um hervorzubrechen; sie erwartet nur einen anlass oder vorwand und ergreift begierig jeden, der sich ihr darbietet. Jago und jene andern personen, welche neben dem tragödienhelden stehen, liefern bloss dessen leidenschaft die anlässe und gelegenheiten, ohne welche sie sich nicht zu manifestieren brauchte [1]).« Nicht anders ist es in den übrigen fällen, wo eine in dem menschen liegende schwäche, die unter günstigen umständen vielleicht verborgen bleiben konnte, durch bestimmte äussere einwirkungen hervorgelockt wird und den menschen zu schaden kommen lässt. Die eben zitierte stelle aus dem schauspiel im *Hamlet* bedeutet doch eigentlich nichts weiter, als dass unsre gefühle und vorsätze sich wandeln können, wir also am schlusse leicht bei einem andern ziel anlangen, als wir zuerst gedacht [2]).

Die eigentlich historischen partien über Shakespeare's leben, über englisches drama und englisches theaterwesen zur zeit Shakespeare's und über Shakespeare's geist vor der englischen nachwelt haben bloss als studienzeugnisse Vischer's interesse. Überrascht ist man, dass ein so guter kenner unsrer deutschen literatur über Shakespeare in Deutschland nicht mehr zu sagen hatte. Wie Goethe kommt auch Herder nicht zu seinem recht. Der jugend-

---

[1]) Wetz, *Shakespeare* etc. s. 384. — Flathe hat gerade diesen punkt richtig gesehen.

[2]) Ich weiss nicht, wie Brandl seine jetzige auffassung mit seiner frühern (*Sh.'s dramatische werke*, übers. von Schlegel und Tieck, bd. I, s. 35 [1897]) in einklang bringt.

lich überschwengliche aufsatz *Shakespeare* wird genannt, nicht jedoch die weit bedeutenderen ausführungen in der *Adrastea*, die auch unsre übrigen Shakespeareforscher nicht kennen, — vermutlich, weil Koberstein's bekannter aufsatz über Shakespeare in Deutschland bloss bis zum jahre 1773 reicht, die *Adrastea* aber am schluss des jahrhunderts erschienen ist.

Am meisten fällt bei einem ästhetiker eine grosse lücke auf. Nirgends wird auch nur einmal die frage gestreift, worin denn eigentlich das tragische bei Shakespeare besteht, nirgends etwas über die natur der tragischen konflikte und der tragischen leidenschaft bei ihm bemerkt.

Blicken wir zurück auf Vischer's allgemeine ausführungen, so fällt uns immer wieder ein andrer Shakespeareforscher ein, der, schwerfällig und nicht immer erfolgreich, sich doch weit ernster um die hier behandelten probleme bemühte und weit mehr in die tiefe ging, E. W. Sievers.

Bei den einzelnen stücken verfuhr Vischer in der weise, dass er zuerst über den text, die geschichte des stoffes und andres allgemeine orientierte, dann das stück der szenenfolge nach durchnahm, indem er eine szene oder teile einer solchen in seiner verbesserten übersetzung vorlas, wobei er den text schon mehrfach glossierte, und daran seine psychologischen und ästhetisch-dramaturgischen erörterungen knüpfte. Seine methode ist am besten am *Hamlet* zu ersehen, der an die spitze gestellt und am eingehendsten behandelt ist. Über ihn haben wir schon eine ansicht Vischer's aus dem jahre 1861 in den *Kritischen gängen*, von der er aber sehr bald zurückkam. Hiernach war es ein überschuss der reflexion, der Hamlet nicht zum handeln kommen liess. Er litt an einer art »treppenwitz«. Später — im jahre 1867 — ergänzte Vischer diese ansicht und fasste sie im 3. heft von *Altes und neues* in einigen sätzen zusammen. Hamlet war nun ein »genie«, und zwar ein genie im engern sinne, d. h. ein phantasiegenie, das durch eine lage, in der es nüchtern sein müsste, um angemessen zu handeln, in eine halb wahnsinnige phantasieunruhe getrieben wird. Die Hamlet auferlegte aufgabe, heisst es in unsern *Vorträgen* (I 268), ist nicht an sich, sondern nur für Hamlet zu schwer, weil er eigentlich keine handelnde natur ist. »Nicht darum etwa, weil er zu viel an denken leidet, wie ich es früher aufgefasst habe; das ist nicht das wesentliche, sondern Shakespeare zeigt uns hier, wie solche geister, die auf die phantasie gestellt sind, eine aufgabe praktischer art

zappelig, wirbelig macht, so dass sie in schuss geraten und fehlgreifen. Mir scheint es so, Shakespeare hat sich gefragt: wie ginge mir's, wenn ich diesen auftrag bekäme? Ich würde nicht die kraft haben, es durchzubringen; und so will ich hier einmal einen schildern.« Damit erklärt nun Vischer einiges, — aber was zieht er nicht alles sonst noch heran! Wenn Hamlet nach der erscheinung des geistes »faxen macht«, so ist der hauptgrund, dass er der geniale, der genialhumoristische mensch ist. Dazu kommt sein seelenzustand. »Er fühlt sich herausgehoben aus der empirischen welt — ein geist hat ihn herausgerufen —, er steht fremd über ihr und ausser ihr, von allen natürlichen banden gelöst, aufgenommen in das reich der schemen. Demgegenüber erscheint ihm die gegenwart der genossen und die ursache ihres erwartungsvollen fragens närrisch, und das zeigt er ihnen dadurch, dass er sich närrisch benimmt.« (I 282 f.) — Das grenzenlose innere unglück Hamlet's, das uns Ophelia's beschreibung von seinem besuche bei ihr enthüllt, »liegt einesteils in dem gefühl, dass er seiner aufgabe nicht gewachsen ist, aber auch in seiner plötzlichen entfremdung vom leben. Er muss sich jetzt von allem trennen, was ihm bisher menschlich lieb war. Ich habe es schon gesagt: er fühlt sich seither dem geisterreich geweiht; er ist kein mensch mehr wie andre menschen; ihm deucht, als wandle und handle er selbst wie ein geist unter den lebendigen. Damit ist er nun auch der liebe entrückt, er meint auch dieses band zerreissen zu müssen, und das ist sein tiefster schmerz.« (I 293.)

Eine konsequente psychologische entwicklung von Hamlet als dramatischem charakter wird von Vischer überhaupt nicht versucht. Er gibt zu den einzelnen szenen bemerkungen, darunter manche feine und glückliche, aber eine einheitliche auffassung von dem charakter des helden liegt nicht zu grunde, daher stehen sie oft in widerspruch miteinander.

Neben der ansicht, dass Hamlet ein phantasiegenie sei, geht öfters eine andre einher, die am gründlichsten von Sievers dargelegt und neuerdings wieder mehrfach verkündet wurde. Danach haben die ereignisse, die in verbindung mit dem tode seines vaters auf ihn einstürmten: die überstürzte heirat der mutter, die krönung Claudio's, das verhalten der leute, die seinen edlen vater alsbald vergassen, um dessen unwürdigem nachfolger zu schmeicheln, ihn in tiefen kummer gestürzt und ihm allen glauben an die menschheit geraubt. Scham über die schwäche der mutter, ekel an der

ganzen welt atmet sein erster monolog, wo er sich den tod wünscht und die welt mit einem wüsten, ganz von fettem unkraut erfüllten garten vergleicht. Darauf deutet nun wohl auch Vischer hin, wenngleich er für Hamlet's jammer viel zu schwache worte findet und immer nur ein moment, die heirat der mutter, hervorhebt: »Von diesem einen fall aus sieht er die welt ringsum schwarz. Alle gemeinheit und schlechtigkeit der menschen fällt ihm darüber ein, und sie zieht ihm einen flor um das ganze leben.« (S. 256.) In diese gemütsstimmung hinein fällt die enthüllung des geistes, die ihm zeigt, dass alles noch viel schlimmer ist, als er gefürchtet, dass seine mutter noch viel niedriger gehandelt hat, dass ein verbrechen wie bruder- und königsmord möglich ist und dass der schurke, der es begangen, lächelnd die frucht seiner tat geniesst. Er sieht, wie die gemeinheit triumphiert und das gute ohne macht ist, und er stellt mit bitterkeit fest: »Dass man lächeln kann und immer lächeln Und doch ein schurke sein,« durch sein gewissen also nicht in seinem frieden gestört wird. Der schmerz über den widerspruch zwischen den forderungen seines gemüts und dem, was ihm als das wirkliche wesen der dinge und menschen entgegentritt, zittert durch jedes wort von Hamlet hindurch. Hier liegt auch der schlüssel zum verständnis seines verhaltens der Ophelia gegenüber. Er muss eine liebe aus seinem herzen zu reissen suchen, nachdem deren voraussetzung, der glaube an den sittlichen wert des geliebten wesens, geschwunden ist. Der lange blick, mit dem er prüfend in Ophelia's gesicht liest — nach Vischer bedeutet er »argwohn« — enthält die frage, ob sie nicht auch ihr teil an der allgemeinen schwäche habe, und da er sie nicht zu verneinen mag, muss er der geliebten entsagen; und so kann er ihr später auch nur den rat geben: »Geh in ein kloster!« — der nicht, wie Vischer will, »tödlicher spott« ist.

Dass die wirkung der offenbarung des geistes auf Hamlet — auch abgesehen von dem rachegebot — furchtbar sein musste, wird in den erörterungen zu der betreffenden stelle mit keinem worte gesagt. Erst zum dritten akt wird einmal beiläufig bemerkt (s. 341): »Durch die offenbarung des geistes ist für ihn das bild der ganzen welt entstellt, sein vertrauen in die menschheit erschüttert.« Meistens ist jedoch der verlust des glaubens an die menschheit abgeschwächt zu blossem misstrauen in die frauen wegen des fehltritts der mutter. Von der erscheinung des geistes an spielt eine grosse rolle der ausdruck, dass »Hamlet dem geisterreich

geweiht« sei, unter dem es dem leser freisteht, sich recht viel zu denken.

Jene auf Sievers[1]) zurückgehende theorie glaubt auch leicht erklären zu können, warum Hamlet nicht zum handeln kommt: er ist ganz verstört und haltlos und darum unfähig, dem gebot des geistes folge zu leisten. »Denn handeln, für andre und das ganze handeln, kann nur, wessen inneres im wesentlichen unversehrt ist, und Hamlet's geist ist 'aus den fugen', seit ihm sein früherer glaube geraubt ist.« Die lähmende wirkung seiner schlimmen erfahrungen, namentlich der mit der mutter, hebt auch Vischer hervor: »Wenn Hamlet so ist, dass er durch die gläser dieses einzelnen vorfalls die ganze welt betrachtet, so ist zu besorgen, es werde ihn in die aufgelegte nötigung, zu bestrafen, ein gefühl begleiten, das ihm sagte: lohnt sich's denn überhaupt, das böse in der welt zu strafen?« (S. 257.) Allein, das ist eine flüchtige andeutung nach Hamlet's erstem monolog, auf die Vischer später, namentlich nach der erscheinung des geistes, nicht mehr zurückkommt. Hier hören wir dagegen viel von mehr nebensächlichen dingen, von Hamlet's barockem wesen, seiner genial-humoristischen natur, die kunstformen, wie etwa einen wahnsinnigen spielen, anziehen, von seinem fingierten wahnsinn, der ihm um so näher liege, als er als phantasiegenie etwas dem wahnsinn verwandtes in sich habe, u. s. w., — aber wie wenig wird doch damit erklärt!

[1]) Sie findet sich schon in mehrern abhandlungen und in einer grössern schrift, die zwischen den jahren 1849 und 1851 erschienen. Am bedeutendsten sind Sievers' ausführungen in dem kapitel *Hamlet* im *Shakespeare* vom jahre 1866. »Schon das ist wahrhaft tragisch,« heisst es hier (s. 459), »dass der mahnruf des geistes an Hamlet herantritt in demselben augenblick, wo dieser die kraft, ihm folge zu leisten, unwiederbringlich verliert.« (S. 459.) — Dieselbe ansicht vertreten von früheren u. a. Döring und Flathe, dessen bei vielen wunderlichkeiten gedankenvolle studie wohl ohne kenntnis von Sievers geschrieben ist. — Neuerdings hat sich ein merkwürdiger prioritätsstreit zwischen zwei autoren erhoben, die in glücklicher unkenntnis ihrer vorgänger im wesentlichen dieselbe theorie als völlig neu vortrugen. Selbst der vergleich Werther's mit Hamlet, auf den sich Hermann Türk gegenüber Kuno Fischer viel zu gute tat, ist alten datums. Er steht schon bei Sievers s. 443, wo Hamlet »ein geistesbruder Werther's« genannt wird. Ferner heisst es s. 495 zu Hamlet's monolog nach dem schauspiel (»Jetzt tränk' ich wohl heiss blut« u. s. w.): »Auch Goethe lässt den Hamlet nahe verwandten, nur ungleich weicheren Werther dahin kommen, dass er wünscht, es möchte ihm irgend jemand zu nahe treten« u. s. w.

Zuweilen spielt noch eine andre theorie herein, die von Klein in den vierziger jahren aufgestellt und später von Werder in Berlin mit grosser beredsamkeit vorgetragen wurde: ihr zufolge wird Hamlet's zögern durch die natur des heimlichen, zeugenlosen mordes bewirkt. Hamlet würde wie ein wahnsinniger dazustehen glauben, wenn er den könig niederstiesse, ohne ihn recht überführt, seine schuld auch andern deutlich gemacht zu haben. Die schwierigkeit der aufgabe beruhe vor allem darin, dass der unantastbar vor der welt dastehende könig erst entlarvt werden müsse. Diese schwierigkeit anzuerkennen ist Vischer durch Werder's ausführungen veranlasst worden (s. 325 f.).

Es ist unmöglich, hier auf alle einzelheiten in der charakterentwicklung Hamlet's einzugehen, nur hervorheben will ich, dass Vischer seine grundanschauung von Hamlet später oft so fasst, dass er kein zweckmensch sei. »Das schauspiel,« heisst es nach der entlarvung des königs (s. 359), »sollte nur ein mittel sein, ihm ist es der zweck.« Aber dies ist nicht der einzige derartige zug in unserm stück. Zu erwähnen wäre schon die art, wie Hamlet den schauspielern regeln für ihr spiel gibt, und die verrät, dass er den zweck im augenblick ganz aus den augen verloren hat. Hierher möchte ich auch die rede über die trunkenheit der Dänen ziehen, in die hinein der geist erscheint. Mut beweist sie wohl in anbetracht der situation, — zugleich aber auch die mangelnde willensenergie, die sich nicht auf einen punkt sammeln und stetig auf ihn gerichtet bleiben kann. Schon hier darf man zweifeln, ob er der vollen hingabe an eine schwierige aufgabe fähig sein werde.

Bisweilen sieht Vischer tiefe absicht, wo nur ein zugeständnis an die damaligen bühneneinrichtungen vorliegt. Da die Shakespeare'sche bühne zwischen den einzelnen auftritten nicht geschlossen wurde, blieb nichts übrig, als bei offener szene die leiche dessen, der in dem auftritt gefallen war, unter irgend einem vorwand wegzuräumen. So schleppt denn auch Hamlet die leiche des Polonius hinaus. Dazu bemerkt Vischer: »Das ist nun wieder eine roheit, widerwärtig fürs auge und noch widerwärtiger für das gefühl. Dergleichen findet sich öfter bei Shakespeare« (s. 384). Um einen solchen zug in einem drama »von beinahe modernem bildungsgeist« zu erklären, muss wieder Vischer's theorie herhalten, dass bei Shakespeare in die helle der renaissance ein gutes stück mittelalter hineinrage.

Von den übrigen charakteren wird besonders Ophelia liebevoll behandelt. Doch hat wohl Vischer das schönste über sie bei früherer gelegenheit, in den *Kritischen gängen* gesagt, aus denen die hauptstelle hier wieder abgedruckt ist. Vischer ist immer ritterlich für sie gegen ihre kritiker und verleumder eingetreten, und er tut es auch hier mit herzerquickender entschiedenheit. Vielleicht hätte er sogar noch einen schritt weitergehen und die übliche deutung des liedes vom Valentinstag zurückweisen dürfen. Ophelien ist von ihrem vater und Laertes immer wieder gepredigt worden, dass ein mädchen sich vor einem manne, der sie zu lieben vorgebe, hüten müsse, da dieser nur darauf aus sei, ihre liebe und ihr vertrauen zu missbrauchen. Dazu kommt Hamlet's verhalten und sein hartes wort, dass er sie nie geliebt habe. »Um so mehr ward ich betrogen!« ruft sie da aus. In ihrem wahnsinn kommt ihr nun jenes liedchen in den sinn — nicht weil es sinnliche vorstellungen enthält, sondern weil es von betrogener liebe und von der schlechtigkeit der männer handelt.

Sehr schön wird in den schlussbetrachtungen das walten des schicksals in unserm stück zusammenfassend aufgezeigt, — weniger glücklich ist Vischer in den betrachtungen über die komposition unsres stücks. Es bildet für ihn eine »beispiellose ausnahme«, denn hier sei der held eine »zögernde, den fortschritt hemmende natur«, da doch das drama einen helden verlange, der »vorwärtsdränge und darüber schuldig werde«. Vorwärtsdrängend sind auch andre tragische helden Shakespeare's nicht, weder Brutus, noch Macbeth oder Othello oder Antonius; weit eher liesse sich sagen, dass die entschieden vorwärtsstrebenden charaktere undramatisch seien, eine dramatische entwicklung ausschliessen. Nicht das vorwärtsdrängen ist bei einem Karl Moor, einem Cid, einem Coriolan oder Wallenstein dramatisch, sondern der innere zwiespalt, der sie hemmt und nur mühsam und qualvoll sich vorwärtsbewegen lässt.

Den wert von Vischer's Hamlet-vorträgen können wir nur in den hübschen einzelbeobachtungen erblicken. Was alle hauptpunkte anbetrifft, so hat er unsres erachtens nichts zur klärung der ansichten beigetragen, sondern die vorhandene verwirrung nur vermehrt.

Die nächsten tragödien werden knapper behandelt und — vielleicht *Lear* ausgenommen — mit geringerer versenkung in den dichter. Die nachschaffende wiedergabe der einzelnen szenen wird

vielfach zu einem trockenen bericht über deren verlauf. Das schwanken in der auffassung der hauptcharaktere und der wichtigsten vorgänge ist wo möglich noch grösser. »In Macbeth,« hören wir das eine mal, »finden wir ein vorher unschuldiges gemüt, einen treuen, tapfern vasallen seines königs, dem die verlockung zum bösen von aussen durch die prophezeiung der hexen kommt.« (II 2.) Der funke fällt in sein »zuerst reines« bewusstsein. Später sagt Vischer etwa das gegenteil. Anfangs meine man, ein von aussen kommendes schicksal werfe ihm das netz über den kopf. Aber sein benehmen, sein zusammenfahren bei der verheissung der dritten hexe deute auf frühere gedanken. »Was ihn scheinbar von aussen ankommt, ist also doch eigentlich in ihm selbst gelegen . . . Der teuflische gedanke hat schon in ihm geschlummert. Man kann daher nicht sagen, die hexen werfen einen funken in ein pulverfass . . . Macbeth's streben nach dem thron reicht gewiss früher hinauf. Er muss schon früher allerlei argen gedanken in dieser richtung nicht widerstrebt haben; und er nährte sie vermutlich im verein mit seiner frau, wobei wohl halbverschwiegenes andeuten von frevelhaften mitteln zwischen beiden vorkam.« (II 71.) Macbeth ist »rechtlich, solange die versuchung nicht zu gross wird« (II 72), und es ist, »als ob der teufel alles darauf angelegt hätte, ihn zum mord zu reizen« (II 75), dann wieder heisst es, man könne nicht sagen, die hexen hätten ihn verführt: »Die beiden (Macbeth und die lady) haben von dem plan, den könig zu ermorden, schon lange vorher geflüstert, schon ehe ihnen gelegenheit dazu wurde.« (II 84.)

Ein mann, der sich durch den ehrgeiz auf eine bahn treiben lässt, auf der er sein äusseres und inneres verderben finden muss, einen ehrgeiz, der mit allen guten mächten seines innern im krieg liegt: diese einfache voraussetzung unsrer tragödie genügt Vischer nicht. — Er leiht dem helden nicht ehrgeiz überhaupt, sondern »phantasievollen ehrgeiz«, und lässt ihn steigern durch eine »dämonische freude am schrecklichen«. »Dieser recke,« sagt Vischer (II 2), »ist ein dichter. Shakespeare hat ihm seine eigne dichternatur geliehen. Ihn berückt die schönheit des herrschens.« Es muss gleich hier bemerkt werden, dass Macbeth niemals an die schönheit des herrschens denkt, wie etwa Richard Gloster; vom augenblick der prophezeiung an, der so rasch die erfüllung eines teils derselben nacheilt, das heisst also von der ersten szene an, wo er auftritt, ist sein geist ganz von dem bild

der geplanten tat oder von den schreckensvorstellungen gefüllt, mit denen ihn sein verstörtes gewissen heimsucht. Mit phantasievollem, romantischem ehrgeiz und dem reiz des schauderhaften wird nun alles erklärt. Doch wir lassen am besten Vischer's auffassung für sich selber sprechen: »Macbeth's schicksal ist sein romantischer ehrgeiz. Vor der stirne strahlt ihm das hohe bild einer krone. Und welchen reiz muss eine krone haben, wenn man nach ihrem besitz und unter solchen gefahren und mit solchen mitteln strebt! — Da erkennen Sie, warum ich sagte: Shakespeare hat ihm viel selbst von sich geliehen; was ihn treibt, ist nicht einfach ehrgeiz, sondern ehrgeiz mit hochfliegender phantasie. — Unsre romantiker, freilich keine mörder, haben sich auch im schauderhaften geweidet, aber sie sind später in blasiertheit über gegangen. Macbeth ist ein andrer romantiker; der macht ernst; seine art, höchst romantisch zu sein, droht mit höchster gefahr.« (II 72.) Zu dem monolog vor der tat heisst es (II 82): »Mit seiner reichen, glühenden phantasie fühlt Macbeth den stummen schauer der stunde . . . So leiht ihm Shakespeare sein eignes dichtergemüt, das in der natur eine sympathie erblickt, eine volle einheit mit dem geist. Aber er zeigt damit auch, wie gefährlich das für Macbeth wird. Das poetische verhüllt ihm das sittliche; es bewährt sich nun ganz: er findet im schrecklichen einen phantasiereiz. Macbeth ist ein fürchterlicher dichter, ein entsetzlicher romantiker.« Im vorbeigehen sei erwähnt, dass die lady ebenso wie ihr mann »eine gefährliche dichternatur, aber in noch höherem grade« ist (II 77).

In Vischer's Macbeth-analyse haben wir nicht wissenschaftlich begründete ansichten eines ernsten forschers, sondern blosse einfälle eines geistreichen mannes.

Die unsicherheit Vischer's rührt zu einem guten teile daher, dass er sich nicht zuerst über ein paar hauptfragen völlige klarheit verschaffte. Betrachtet man nämlich das schaffen eines dichters in seiner gesamtheit, so fällt alsbald auf, wie einzelne ethische probleme sein denken stärker als andre beschäftigen und darum auch in seinem dichten eine grosse rolle spielen, wie er mit vorliebe gewisse, unter sich verwandte konflikte behandelt, andre aber meidet, die ihrerseits wieder von andern dichtern bevorzugt werden. Zum richtigen verständnis der einzelnen dichtung ist nun erforderlich, dass man zuvor die stellung des dichters zu jenen problemen ermittelt. Shakespeare vertritt z. b. die ansicht, dass ein jüngling

oder mädchen ohne oder selbst gegen den willen der eltern eine verbindung mit dem geliebten wesen eingehen darf, und dass sie dazu um so mehr berechtigt sind, wenn blosser eigensinn oder vorgefasste meinung der eltern sich dem wunsche des kindes entgegensetzt. Unser dichter nimmt in solchen fällen offen die partei des kindes gegen die eltern [1]). Wie inkonsequent ist es nun, wenn männer wie Ulrici, Gervinus und öfter auch Vischer einen solchen ungehorsam einer tochter in einer tragödie als eine schuld ansehen und ihren spätern untergang als nicht ganz unverdient bezeichnen, aber es ganz in der ordnung finden, wenn dieselbe handlungsweise in einem lustspiel zu einer glücklichen heirat führt! Vischer, dessen darlegungen über die frauencharaktere unsrer dramen: Ophelia, Desdemona und Cordelia, die glanzstücke seiner *Vorträge* sind, hat sogar die beste rechtfertigung von Desdemona's verhalten gegeben: »Desdemona konnte nie hoffen, Othello im einverständnis mit ihrem vater zu gewinnen. Diesem vater war so wenig beizukommen mit einem grund, als eine eherne mauer durchbrochen wird; dieser widerstand liess sich nicht umbiegen. Darum setzte sich Desdemona über ihn hinweg. Denn die wahre liebe ist absolut und ihre unendlichkeit ihre höchste tugend.« (III 106.) Und trotzdem »bleibt ein rest von schuld auf ihr«! Bei einem tragiker ist es namentlich von wichtigkeit, welche faktoren nach ihm zumeist das schicksal des menschen bestimmen, ob es z. b. wesentlich durch die mächte seines innern bedingt wird oder durch äussere verhältnisse, verkettung widriger umstände u. s. w. Bei Shakespeare zeigt eine genaue untersuchung, dass nur die herrschende leidenschaft des tragischen helden sein schicksal bestimmt, nicht aber tücke des zufalls, intrigue u. s. w. Für den *Othello* habe ich das nicht bloss behauptet, sondern im einzelnen nachgewiesen und auch gezeigt, dass, wie schon Flathe betonte, Jago durchaus nicht so geschickt verfährt, wie man meist vorgibt, sondern für Desdemona's schuld gerade solche dinge vorbringt, die einem nicht von der leidenschaft verblendeten geiste als beweise für Desdemona's liebe gelten müssten [2]). Bei Vischer

[1]) Über diese anschauung, und wie sie mit dem ganzen von Shakespeare's auffassung von dem menschen zusammenhängt, habe ich in meinem *Shakespeare* kap. IX: *Die liebe und die frauen*, besonders s. 422 ff., gehandelt.

[2]) Z. b. die flucht aus dem elternhause, die als täuschung des vaters hingestellt wird und auch andre täuschungen erwarten lasse, den umstand, dass sie ihn den gelockten jünglingen Venedigs vorzog, u. s. w. (s. bei mir s. 301 ff.).

haben wir dagegen einerseits die behauptung, dass »die konflikte aus dem wesen der geschilderten person hervorgehen« (III 105), und anderseits tut alles wieder der »gleichsam mit Jago's arglist dämonisch verschworene zufall« (III 138), der »einem dämon gleicht, der mit seinem eintritt genau den augenblick erhascht, wo er die denkbar übelsten folgen hat« (III 140). Der mohr, der auf eine blosse, nicht einmal geprüfte, am allerwenigsten bewiesene verleumdung ein tugendhaftes, liebevolles und edles weib ermordet, wird bei Vischer durch »seine reine ansicht vom sittlichen begriff der ehe zu fall gebracht« (III 185). Othello »gehört zu jenen lauteren naturen, die kein auge haben für das gemeine, niedrige, schurkische in privatverhältnissen. Es ist überhaupt die art guter menschen, keinen verdacht zu schöpfen und zu viel zu trauen.« (III 132.) Aber warum traut Othello nur dem Jago, nicht seiner gattin, die ihm so grosse beweise von ihrer liebe gegeben und in dem stück fortwährend gibt? Einfach, weil Jago in der brust Othello's einen mächtigen bundesgenossen hat in dem zweifel und der furcht in betreff seines verhältnisses zu Desdemona, die Jago's einflüsterungen auf halbem wege entgegenkommen, und weil für Desdemona nichts in Othello's herzen gutspricht. Er glaubt dem verleumder nur darum, weil er Desdemona nicht wahrhaft liebt und ihr wahrhaft vertraut. »Leidenschaftlich und leichtgläubig« nennt Vischer den mohren: bei ihm wie bei Brutus wirkt vielmehr jene eigentümliche verblendung, die sich darin zeigt, »dass überall da, wo nur irgendwie die leidenschaften und ihre ziele in betracht kommen, der verstand nicht mehr sachlich zu urteilen vermag. Der verstand zeigt sich in einem solchen masse von der leidenschaft abhängig, dass er nur das bemerkt, was sie zu nähren und zu steigern geeignet ist, — was in entgegengesetztem sinne wirken könnte, bemerkt er überhaupt nicht, oder er deutelt so lange daran herum, bis es sich auch im interesse der leidenschaft, statt gegen dieselbe nutzbar machen lässt.« [1]) Gerade weil Vischer das nicht sieht, kommt er zu der behauptung, »der hohe ideale blick, die feuerglut des herzens, die gewaltigkeit des charakters könne nicht zugleich nüchterne menschenkenntnis, kluges geschick im kleinen mit sich vereinigen« (III 181). »Wäre er ruhig und klug, so wäre er nicht Othello, so wäre er keine heldenseele.« Die ungeheure schuld, dass Othello sich so leicht-

---

[1]) Wetz, Shakespeare s. 363.

gläubig verwirren und verfinstern liess, ist bei Vischer eine »schwäche«. Dass »die edelsten naturen, gross, hoch gesinnt, voll seelenadels, beide durchaus geschaffen, sich gegenseitig im höchsten sinne zu beglücken«, untergehen, sie für einen »fehler«, er für eine »schwäche«, das ist bei Vischer »menschenschicksal«. Aber nicht bei Shakespeare. Bei ihm wird es nicht bewirkt durch den dämon Zufall, sondern durch den dämon Leidenschaft, den jeder in seiner brust trägt, und vor dem er warnt.

Besser als Vischer haben den richtigen weg Sievers und Flathe gesehen. Auf meine eignen, wenn auch nur zum teil vorliegenden untersuchungen darf ich wohl wegen ihrer methodischen wichtigkeit verweisen, da sie alle dramen und auch die ausnahmestellung von *Romeo und Julia* berücksichtigen, die mit Shakespeare's auffassung der liebe zusammenhängt: bei Shakespeare ist die liebe ein beseligendes gefühl und kann bloss durch äussere faktoren unglücklich werden; sie ist nicht wie eine eigentlich tragische leidenschaft voll innern unfriedens und in einem zwiespalt befangen, wie etwa die herrschende leidenschaft eines Othello, Macbeth, Hamlet, Brutus u. s. w. Die bei uns so sehr gepriesene philologische betrachtung begeht den fehler, dass sie den dem dichter vorliegenden stoff als das frühere hinstellt und von diesem aus das fertige werk zu erklären sucht. Der stoff ist das sekundäre, das frühere ist der gemütszustand des dichters, der von den zu hunderten auf ihn eindringenden stoffen gerade diesen einen wählte, und das suchen nach stoffen, von dem wir bei dichtern mitunter hören, ist eben das suchen nach dem stoffe, an dem der dichter die ihn gerade beschäftigenden gedanken über eine bestimmte frage darstellen kann.[1])

Doch wieder zurück zu unsern dramen! In der besprechung von *Romeo und Julia,* in der übrigens Vischer ziemlich oft in den ton der trocknen inhaltsangabe verfällt, berührt angenehm die entschiedenheit, mit der er die u. a. von Gervinus vertretene ansicht von der im ungehorsam Julia's liegenden schuld zurückweist oder wenigstens durch eine grössere schuld der eltern aufgewogen sein

---

[1]) So berichtet uns Goethe im 13. buch von *Dichtung und wahrheit* über die innern zustände, welche der abfassung des *Werther* vorausgingen, und die er durch die ausführung einer dichterischen aufgabe überwinden wollte; es wollte sich aber nichts gestalten, weil eine passende fabel fehlte, die ihm dann das schicksal Jerusalem's lieferte. (S. auch meine abhandlung *Über literaturgeschichte* s. 41 u. ö.)

lässt, die Julia ungefragt vermählen und durch ihren starrsinn Julia zu dem verzweifelten mittel des schlaftrunks treiben. Er bestreitet zwar nicht das recht der eltern, räumt jedoch der liebe das höhere recht ein (II 282). Gegen Rümelin verteidigt er treffend das mittel des schlaftrunks, das nur für unsre, aber nicht für Shakespeare's zeit ein phantastisches gewesen sei. »Sie glaubte an übernatürliche *arcana*. Und sowie man an die möglichkeit eines solchen mittels glaubt, ist es das einfachste. Nur nicht immer an der verstandesfrage nach der wahrscheinlichkeitsfrage kleben! Der dichter soll allerdings den verstand nicht zu sehr reizen und herausfordern, sonst kommt ihm der verstand in den weg. Er darf ihn nicht verletzen, aber er hat es in erster linie mit der phantasie zu tun. Er sucht nur motive, um situationen zu gewinnen, worin sich das menschliche wesen in seiner tiefe ausspricht. Ob ein motiv ganz wahrscheinlich sei oder nicht, danach fragt er nicht so sehr als danach, ob es ihm zu einer solchen situation hilft. Und jetzt sagen wir: ohne den schlummertrunk hätten wir nicht Julia's heldenmut und ihren herrlichen monolog, den sie in dem augenblick spricht, wie sie den betäubenden trank einnimmt; ohne dieses motiv hätten wir überhaupt den ganzen grossartigen schluss nicht.« (I 264.)

In ähnlicher weise rechtfertigt auch Vischer die eröffnung des *Lear*, die Rümelin in den *Shakespeare-studien eines realisten* höchstens als »märchenhaft« gelten liess, aber darum als ungeeignet für das drama hinstellt, in dem der dichter die dinge so darstellen müsse, dass die möglichkeit des geschehens einleuchte. Vischer hält dem entgegen, was hier in einen moment zusammengedrängt märchenhaft wirke, brauche bloss auf jahre ausgedehnt zu werden, um völlig verständlich zu erscheinen. »Ein könig hat drei töchter. Zwei davon wissen ihm immer zu schmeicheln und ihm mit beredten worten ihre liebe auszudrücken. Der könig hört gern recht oft sich sagen, wie lieb man ihn habe. Nun hat aber seine jüngste tochter, die er am meisten liebt, eine gewisse scham, die ihr nicht erlaubt, das edlere gefühl in worte zu kleiden und herauszustellen. Sie zeigt ihre liebe gern in taten und mag nicht viel davon reden. Das verdriesst den alten mehr und mehr; und endlich kommt es dazu, dass er sie in seinem letzten willen sogar enterbt. So erscheint alles menschlich wahr, und wir haben doch nur die symbolische, auf einen moment zusammengeschlossene kürze des dichters ausgedehnt in ein bild, das ein familienverhältnis zeigt,

wie es sich in einem längern hergang entwickelt (III 285 f.).« Dann fährt er, gegen Rümelin und alle »realisten« gewendet, fort: »Ich habe es schon oft ausgesprochen: man muss nicht meinen, es komme beim dichter alles auf das motivieren an, auf das vorbereitende wahrscheinlichmachen einer situation. Wenn er nur in der situation die innere wahrscheinlichkeit aufbringt; wenn er sie nur so behandelt, dass sich aus ihr selbst ein licht entzündet, womit wir sie aus innern gründen wahrscheinlich finden können.«

Im *Lear* ist übrigens Vischer besonders die charakteristik Cordelia's und ihrer entarteten schwestern wohlgelungen. Namentlich wird betont, wie folgerichtig die strafe der beiden ist, wie ihre falschheit und härte mit innrer notwendigkeit zum verbrechen, zum ehebruch, mord und selbstmord führt. »Wo die pietät fehlt, da muss das ganze moralische leben in stücke gehen. Das hat Shakespeare gross ausgeführt.« (III 359.)

Zu den wunderlichkeiten der auslegung, an denen es bei Vischer nie ganz fehlt, ist zu zählen, dass nach ihm Edmund »bei aller schlechtigkeit doch etwas romantisches« (III 347) und »gewisse züge von ritterlichkeit« (III 364) hat. Vischer lässt sich, wie auch Gervinus, von der ausgesprochenen männlichkeit der Shakespeare'schen verbrecher leicht imponieren und leiht dem, was blosser mut und heroische unbeirrbarkeit im bösen ist, oft edlere namen. Bei Edmund liegt nur männliche entschlossenheit und konsequenz vor, wenn er dem zweikampf mit dem unbekannten gegner nicht ausweicht, und diese teilt er mit allen grossen verbrechern als erste bedingung ihres erfolgs.

Bei aller bewunderung für Shakespeare tadelt doch Vischer manches, wie die zu schrecklichen und grausen dinge, die er in seinen dramen bringe, und die mancherlei verstösse gegen den guten geschmack. Dahin rechnet er z. b. Romeo's klagen nach seiner verbannung, jede fliege dürfe sich an Julia's schönheit weiden, jede katze, jeder hund dürfe neben ihr weilen, nur er nicht, und Lear's ausruf neben der toten Cordelia: »Ein hund, ein pferd, eine ratte soll leben dürfen;« hier stört ihn das wort »ratte«, das er in der übersetzung mit »mäuschen« vertauscht. Wunderlich berührt es, wenn wir den sonst durchaus nicht prüden verfasser von *Mode und zynismus* den dichter wegen wirklicher oder vermeinter verletzungen unsrer anständigkeitsbegriffe tadeln oder entschuldigen sehen. Eine weitere eigenheit ist das schon früher erwähnte zu ängstliche suchen nach einer schuld in vielen fällen, wo ein natür-

lich empfindender leser keine erkennen kann, wie besonders bei Desdemona, Cordelia, Romeo und Julia.

Über eine wichtige seite der Vischer'schen *Vorträge*, die darin gebotenen übersetzungen der behandelten stücke, kann ich mich kurz fassen, da ich schon früher in dieser zeitschrift (*E. St.* 28, 321 ff.) über die vorzüge und mängel des sogenannten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare gehandelt und die notwendigkeit, ihn teils zu verbessern, teils misslungenes durch völlig neues zu ersetzen, betont habe. Es ist nun bemerkenswert, wie Vischer verfuhr. Bei den von Schlegel herrührenden verdeutschungen hat er weniger und nur leicht geändert, bei den Baudissin'schen übertragungen sich aber zu tiefergehenden eingriffen genötigt gesehen. Er hat zunächst die vielen sprachlichen härten, namentlich die vielen übelklingenden elisionen und undeutschen wendungen, beseitigt, dann hat er auch oft eine richtigere und namentlich poetisch gelungenere wiedergabe des sinnes erzielt. Es ist schade, dass Vischer diese bearbeitungen nicht selber noch dem druck überlieferte. In manchen fällen schwankte er zwischen mehrern fassungen; hätte die notwendigkeit, sich für eine endgültig zu entscheiden, vorgelegen, so würde er wohl in den meisten fällen durch erneute anstrengung zu einer ihn selbst und auch uns völlig befriedigenden übersetzung gelangt sein. Weiter ist zu bedauern, dass Vischer die Kaufmann'schen übertragungen nicht kannte, die manchen der von ihm benutzten überlegen sind, vielleicht sogar Baudissin übertreffen. Von Macbeth hat Vischer in der hauptsache eine neue übersetzung geliefert, die vor der bisher besten, der von Kaufmann, eine grössere frische voraushat und zweifellos einen ausserordentlichen fortschritt über die von Dorothea Tieck bedeutet. In den erörterungen über den sogenannten Schlegel-Tieck'schen Shakespeare wurde von dessen anhängern immer behauptet, eine änderung an dem herkömmlichen texte würde nur zu grössrer wörtlicher treue auf kosten der dichterischen kraft führen. Dass den kritikern gerade das gegenteil am herzen lag, und dass sie die Macbeth-übersetzung von Dorothea Tieck als weitschweifig, kraftlos und namentlich ganz unpoetisch verwarfen, abgesehen davon, dass sie auch den sinn des dichters sehr schlecht wiedergab, hielt man für gut, dem publikum zu unterschlagen. In wirklichkeit klammern Baudissin und nach massgabe ihres sprachlichen verständnisses und ihrer übersetzerfähigkeit auch Dorothea Tieck sich zu eng an den englischen wortlaut an. Vischer über-

trifft beide meist gerade dadurch, dass er freier übersetzt und deshalb ein besseres Deutsch und einen treffenderen ausdruck bieten kann. Auch wo er Schlegel überbietet, geschieht es meist dadurch, dass er nicht so sehr am buchstaben klebt. Die möglichkeit, zu einem bessern deutschen Shakespeare zu gelangen als wir ihn haben, ist durch Vischer auch den zweiflern bewiesen. Es fehlt bloss der mann, der das von Schlegel verfehlte in seinem geiste zu bessern verstünde und, wie Vischer, an verständnis des textes und sprachgewalt Schlegel's fortsetzern überlegen wäre. Doch alle hoffnungen, die man in der richtung hegen konnte, sind durch die voreilige und unbedachte stellungnahme der *Deutschen Shakespeare-gesellschaft* auf absehbare zeit vereitelt worden.

Über den erfolg der *Shakespeare-vorträge* ist es vielleicht erlaubt, eine vermutung zu äussern. Da heute in Deutschland, von der gelehrtphilologischen forschung abgesehen, das studium Shakespeare's daniederliegt und über den wert von arbeiten über sein künstlerisches schaffen nicht mehr sachkundige, eingehende prüfung, sondern namen und autoritäten entscheiden, so werden die kritischpsychologischen erörterungen des »berühmten« ästhetikers, die trotz einzelner hübscher beobachtungen ziemlich unbedeutend sind und die wissenschaft nicht fördern, sehr gelobt und mit andacht neben Gervinus, Bulthaupt u. s. w. genannt werden. Vischer's übersetzungen aber, die einen fortschritt über Schlegel, namentlich aber einen sehr grossen über seine fortsetzer bedeuten, werden ausser stande sein, die »klassische« übersetzung »Schlegel-Tieck's« zu verdrängen, ja auch nur ihr ansehen zu erschüttern.

Freiburg i. B., im Oktober 1902. W. Wetz.

---

Shakspere's *Macbeth*. Tragödie in fünf akten, übersetzt von Friedrich Theodor Vischer. Schulausgabe, mit einleitung und anmerkungen herausgegeben von professor Dr. Hermann Conrad. Stuttgart, J. G. Cotta'sche buchh. nachf., 1901. 208 ss. M. 1,00.

Da die verbreitetste Macbethübersetzung, die von Dorothea Tieck, zugestandenermassen schlecht ist, die von Fr. Th. Vischer aber als eine der besten, nach einigen als die beste gelten darf, so war es ein glücklicher gedanke, diese in einer sonderausgabe namentlich den schulen, wo unsere tragödie oft gelesen wird, zu-

gänglich zu machen. Dem entgegenkommen Robert Vischer's und des Cotta'schen Verlags, das die ausführung dieses gedankens ermöglichte, gebührt aufrichtiger dank. Die herausgabe hat prof. Hermann Conrad übernommen, der früher schon in einem artikel in Herrig's *Archiv* die vorzüge der Vischer'schen übertragung der Dorothea Tieck's gegenüber im einzelnen nachgewiesen hatte. Zu den etwa achtzig seiten text hat Conrad ungefähr ebensoviel seiten einleitung und vierzig seiten anmerkungen geliefert.

Dass in einer einleitung zu einem Shakspere'schen stück über abfassungszeit und quelle, über die dauer der handlung im stück und in der wirklichkeit das nötige gesagt und in den anmerkungen alles zum verständnis des textes erforderliche beigebracht wird, wird jedermann in der ordnung finden. Nicht jedoch können wir uns damit befreunden, wenn der herausgeber einer schulausgabe in ausführlichen darlegungen dem lehrer alles vorwegzunehmen sucht, was dieser über die charaktere und den bau der handlung den schülern zu sagen hat oder besser diese anleiten soll, selber zu finden. Dazu kommt, dass Conrad, ein auf vielen gebieten eifrig tätiger und auf manchen verdienter gelehrter, als psycholog und ästhetiker unseres erachtens nicht eben glücklich ist. — Wir erinnern nur daran, dass er in einer vergleichung von Fritz Reuter und George Eliot als darstellern niederdeutschen und englischen volkslebens unsern dichter unter die Engländerin stellte, während doch ihre gestalten — unbeschadet ihrer psychologischen korrektheit und konsequenz — etwas hartes und steifes haben und des warmen, blühenden lebens der grossen Reuter'schen schöpfungen ermangeln, die obendrein von dem sonnigsten humor vergoldet sind. — Diesen mangel erblicken wir auch in den ausführlichen ästhetisch-psychologischen darlegungen Conrad's, die übrigens von gründlicher beherrschung der literatur zeugen, namentlich in der analyse der beiden hauptcharaktere. Macbeth ist nach ihm nicht nur ein »kraftvoller mann, ein held, sondern ein herrlicher mensch«, der zum begehen eines verbrechens nur »durch von aussen kommende, mächtige böse einwirkungen, durch verführung oder durch den trieb einer heftig entflammten leidenschaft gebracht werden kann« (s. 9). Ein anderes mal ist Macbeth ein »hochsinniger held, heiliger und zarter empfindungen fähig« (s. 65). Die hauptstelle in der äusserung der lady über ihren gatten [I 5, 20 ff.]:

Du möchtest gross sein,
Bist ohne ehrgeiz nicht, doch fehlt dazu
Die kraft des bösen, und was recht du möchtest,
Das möchtest du auch rechtlich, falsch nicht spielen
Und trüg'risch doch gewinnen; möchtest gern
Das haben, grosser Glamis, was dir zuruft:
»Dies must du tun, wenn du es haben willst,«
Dies, was du mehr dich scheust zu tun, als dass
Du ungetan es wünschest!
[Thou wouldst be great,
Art not without ambition, but without
The illness should attend it: what thou wouldst highly,
That wouldst thou holily; wouldst not play false,
And yet wouldst wrongly win: thou'dst have, great Glamis,
That which cries 'Thus thou must do, if thou have it';
And that which rather thou dost fear to do
Than wishest should be undone.]

hat Conrad, wo er sich auf der lady worte beruft, wohlweislich weggelassen. Ausdrücklich legt die lady ihrem gatten das verbrecherische wollen, das streben nach verbotenem ziele bei. Nur die kalte entschlossenheit, sich sofort für »den nächsten weg« zu entscheiden, fehlt ihm; er möchte die frucht des königsmordes, scheut aber diesen.

Man sehe diesen »zarter und heiliger empfindungen fähigen« mann, wie er bei der hexenverkündigung zusammenfährt! Sein zusammenfahren rührt daher, dass ihm die erfüllung geheimer verbotener wünsche verheissen wird. Als er dann durch Angus und Rosse die erfüllung der zweiten prophezeiung erfährt, steht sofort der plan fertig vor seinem geiste, die verwirklichnng der dritten durch einen mord herbeizuführen. Conrad hebt hervor, dass Macbeth bei dem hohen alter Duncan's und seiner zugehörigkeit zur herrschenden familie hoffen konnte, beim ableben Duncan's mit übergehung seiner jugendlichen söhne zum könig gewählt zu werden, seine gedanken an die krone also eine gewisse praktische berechtigung haben: allein, warum war es Macbeth nicht zufrieden, die verwirklichung der dritten prophezeiung der zeit und dem zufall anheimzustellen? Jede von verbrecherischen wünschen freie natur würde nur an diese möglichkeit gedacht haben. Für ihn aber ist die verkündigung künftiger grösse nicht eine unbefangen hingenommene freudenbotschaft, sondern eine »übernatürliche reizung« *(supernatural soliciting)*. Macbeth und die lady haben offenbar schon viel mit dem gedanken an königsmord als das mittel, die krone zu erlangen, gespielt. Mit klaren worten weist sie da-

rauf hin (I 7, 47 ff.), wie er früher diesen plan ihr eröffnet, ja, wie er zeit und ort zur ausführung habe machen wollen, die sich dann ohne sein zutun selber machen:

> Nor time nor place
> Did then adhere, and yet you would make both:
> They have made themselves, and that their fitness now
> Does unmake you.

Also der gedanke ist beiden wohl vertraut. Aber zeit und gelegenheit und die bürgschaft des gelingens fehlten. Als die hexenprophezeiung ihm diese zu geben scheint, denkt Macbeth sofort an mord, ebenso die lady, als sie seinen bericht über die begegnung mit den hexen liest: unabhängig voneinander sehen sie jetzt den zeitpunkt für die ausführung der tat gekommen. Als sie dann beide einander gegenübertreten, weiss jedes, ehe nur ein wort gesprochen, dass das andere nur an das verbrechen denkt. Allerdings ist Macbeth kein gefühlloser verbrecher; er hat gewissen, er weiss, dass er ein verbrechen zu begehen im begriff ist, und bebt einen augenblick davor zurück. Nur durch diese innern hindernisse, die er zu überwinden hat, wird er tragisch: aber wie kann man aus diesem erschaudern auf »die reinheit und güte seines herzens« schliessen und behaupten, nur »edle« männer könnten auf bedenken verfallen wie sie Macbeth in dem grossen monolog I 7 zu schaffen machen? (S. 14.) Gewissen haben und »edel« sein sind ganz verschiedene dinge. Wie viel sittlich hohe und edle frauengestalten Shakspere's sind gewissenlos! Richard III., dem Conrad keine ähnlichkeit mit Macbeth zugestehen will, hat gewissen, und es äussert sich ähnlich wie bei diesem: er leidet unter dem bewusstsein seiner unrechtmässigkeit, er fühlt sich unsicher auf dem thron, er fürchtet sich vor jedem und sucht durch immer neue verbrechen sich zu behaupten, führt aber gerade dadurch sein verderben herbei.

Am schluss der analyse von Macbeth's charakter, nach der darlegung seiner innern verwüstung, bemerkt Conrad, dass der »alte Macbeth« neben dem teufel, den die welt allein in ihm erkenne, noch fortlebe. »Er lebt fort in der liebe zu seiner gattin, in dem kummer um ihre unheilbare erkrankung, in der verwünschung, die er dem arzte zuschleudert, dessen macht so gering ist, in der herzergreifenden trauer um ihren tod.« (S. 27.) Macbeth ist durch sein furchtbares geschick so in sich hineingetrieben, so ganz von seinem eigenen elend in anspruch ge-

nommen, dass in seiner brust kaum mehr raum bleibt für andere gefühle. Die von Conrad so schwungvoll geschilderte liebe Macbeth's hat ja keine gelegenheit mehr, sich zu äussern. Die kunde von dem tod der lady berührt ihn wie ein ton aus einem fernen land. Wie müde und apathisch klingt sein: *She should have died hereafter; There would have been a time for such a word,* — eine stelle, die übrigens Vischer mit seinem:

Sie hätte
Wohl etwas später sterben können u. s. w.

ganz verwässert.

Die szene zwischen Malcolm und Macduff (IV 3), wo jener den schottischen than erst auf die probe stellt, ehe er sich mit ihm zum sturze Macbeth's verbündet, finde ich weder hier noch sonstwo in ihrer ganzen bedeutung gewürdigt. Shakespeare stellt im Macbeth nicht nur das schicksal eines einzelnen thronräubers dar, sondern er erweitert seine darstellung zu einem umfassenden bild der herrschaft eines usurpators, der an dem gefühl seiner unrechtmässigkeit krankt und darum stetem argwohn und verdacht preisgegeben ist. Wir hören von dem spähersystem, das er eingeführt hat, von den bestochenen dienern, die er in den häusern seiner grossen unterhält, von den ungezählten bluttaten, durch die er sich aller, die ihm gefährlich zu werden drohen, zu entledigen sucht. Wie Schottland unter der tyrannei des wüterichs jammert und stöhnt, offenbaren uns besonders die berichte von Macduff und Rosse (IV 3):

»An jedem morgen heulen neue witwen,
Und neue waisen wimmern; neuer jammer
Schlägt an des himmels wölbung, dass er tönt,
Als fühlt' er Schottlands schmerz und hallte gellend
Den klagelaut zurück.« —
»Armes land!
Es schaudert, sich zu kennen. Unsre mutter
Kann's nicht mehr heissen, nein, nur unser grab! —
Wo nur, wer nichts von allem weiss, noch lächelt,
Wo seufzen, stöhnen, schrein die luft zerreisst,
Und niemand achtet's. Wilder schmerz erscheint
Als alltagsübel nur. Beim grabgeläut'
Wird kaum gefragt, für wen. Der wackern leben
Welkt schneller als der strauss auf ihrem hut,
Sie sterben, eh' sie krank.«

Shakespeare führt uns daneben aber auch noch die wirkungen von Macbeth's herrschaft direkt und indirekt vor. Macduff zeigt uns

das schicksal des mannes, der aus seinen empfindungen dem tyrannen gegenüber kein hehl macht. Sein untergang war beschlossene sache, und nur durch rechtzeitige flucht ist er ihm entgangen. Die klügeren oder ängstlicheren nehmen sich zusammen, um nicht ein ähnliches schicksal zu erleiden. Sehr bezeichnend ist so die unterhaltung zwischen Lennox und dem schottischen lord (III 6): in ironischen andeutungen und mit halben worten sagt Lennox alles, was er über die jüngsten ereignisse denkt. So gewöhnt man sich zu sprechen, wo man immer vor lauschern und verrätern auf der hut sein muss und an Macduff sieht, wohin »dreiste *(broad)* worte« führen. Zeigt uns diese szene den druck, der auf allen gemütern lastet, so die zwischen Malcolm und Macduff die vergiftende wirkung von Macbeth's mit verrat, mord und meuchelmord arbeitender blutherrschaft auf alle menschliche beziehungen: keiner darf dem andern mehr trauen, will er nicht in die eine der vielen gestellten fallen gehen. Wie erschütternd ist es, wenn man sieht, wie Malcolm in den jahren, wo der jüngling sich unbedacht seinen regungen überlässt und freimut und offenheit ihn am natürlichsten kleiden, zurückhaltung und verstellung lernen muss, ja, wie er zur verleugnung der eignen ehre gezwungen ist, wenn er erkennen will, ob der, der vor ihm steht, es aufrichtig meint oder aber einer der sendboten des tyrannen ist, die ihn mit vorspiegelungen ins sichere verderben locken wollen! In dieser eminent symbolischen szene wollen einzelne ein unkritisches abschreiben der quelle sehen, die diese unterredung schon hat! Es ist eine eigenheit Shakespeare's und Molière's, dass er das einzelne schicksal, das er darstellt, zugleich in seiner beziehung zu dem ganzen lebenskreis, in dem der held steht, betrachtet, die nahen und entfernten folgen seines tuns auch auf andere — nicht bloss auf sich selber — aufzeigt.

Freiburg, Januar 1903. W. Wetz.

---

Theodor Eichhoff, *Der weg zu Shakespeare.* Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. 162 ss.

»Der weg zu Shakespeare« is a title that naturally raises certain expectations. How these expectations are gratified we shall soon see. About 30 pages of this pamphlet are taken up with abuse of Collier. His forgeries were exposed forty years

ago, so that it is hard to see what reason Dr. Eichhoff has to tire his reader with matters that belong to the past. If he imagines that is the way to Shakespeare, he may be assured it is a Holzweg.

In the second chapter p. 30 Dr. Eichhoff, grown bolder by exercise, extends his abuse to the dramatist Heywood, who has aroused his ire by complaining that one of his dramas was taken down in short-hand and printed without his knowledge or consent. Now Dr. Eichhoff does not believe that any dramas were published in those days from short-hand notes. He therefore falls foul of Heywood in a perfectly savage style. Dr. Eichhoff devotes a whole page of 36 lines to prove that in two instances Heywood had not the quality of modesty so commonly ascribed to him. If in two instances, then of course in general Heywood was without modesty. This Dr. Eichhoff ascribes to the poet's want of love. We are created for love, Dr. Eichhoff assures us (he does not show much of the quality in his remarks on Heywood), and the want of love is the explanation of all our defects; so, of Heywood's want of modesty and proneness to lying. Yes poor Heywood must stand in the stocks for falsehood. He complains of bad treatment from short-hand writers in whom Dr. Eichhoff does not believe. He is therefore a liar! And such trash Dr. Eichhoff dishes up to us as the way to Shakespeare! Of course he has no idea as he shows on p. 37 that, with regard to publishing, things were somewhat different in Heywood's time from what they are now. "The chief difficulty then as now was to find a publisher," says Dr. Eichhoff with a sigh. Perhaps he will open his eyes when I tell him that to find a publisher was not so difficult as to get money from him, a difficulty that has not entirely vanished. This latter circumstance will perhaps not matter to Dr. Eichhoff who is indignant with Heywood for writing for money. Happy Niemeyer! to find an author who is disposed to work

"All for love, and nothing for reward".

But perhaps Dr. Eichhoff preaches the doctrine of working for love, not for reward, for others, not for himself.

It would be tedious to go through all the mass of absurdity and pretension which Dr. Eichhoff serves up in the course of his 162 tiresome pages. He everywhere shows the same ignorance of the state of things in Elizabethan England, and the same in-

clination to throw 'liar' and 'cheat' and such like pretty names all round him, with which he began his pamphlet. A very singular apostle of love is Dr. Eichhoff! If he had not confined his reading of dear old Heywood to his prefaces in order to find material for abuse, but had read the works of that dramatist, he might have learned the lesson he is so forward to preach to others and which he knows not how much he needs himself. More love! Dr. Eichhoff, more love!

Petersburg 1903. R. Boyle.

---

Otto Ritter, *Quellenstudien zu Robert Burns. 1773—1791.* (Palaestra 20.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII + 260 pp. Preis M. 7,50.

The first part of this volume, which appeared separately in 1898, was the subject of discriminating criticism in this journal vol. 28, pp. 125—129, by Dr. Max Meyerfeld. In the later portion of the volume the same minuteness of research is manifest. Indeed the one fault that may be taken to Dr. Ritter's method derives from its minuteness. A good deal of the research is superfluous and its results are therefore sometimes misleading. They tend to create an impression to some extent erroneous, as to the indebtedness of Burns to his predecessors. True Dr. Ritter modestly designates his volume a mere accumulation of materials for criticism, but these being insufficiently assorted and some of them merely useless, the effect is meanwhile a little confusing.

In determining how much a poet is indebted to his contemporaries and predecessors a very careful classification of parallels of thought and expression is necessary. The greatest of poets necessarily share largely in the general thoughts and sentiments of their time, and there are also commonplaces which are a joint heritage from the past, and which must manifest themselves occasionally in the utterances of even the most original. Then there may be, with much that has superficial similarities in thought, sentiment and expression with other writers, a peculiar individuality conferring unique distinction.

The discovery of passages in some sense parallel with those of other writers may, by means of glossaries, indices and minute attention in reading, be carried on almost *ad infinitum*, unless one be guided by very strict and careful rules of selection. Dr.

Ritter is not wholly unmindful of such considerations; but his volume would have gained greatly in effectiveness had he not fished with quite so close a net. The fact that he is not a Scot is in some sense an advantage, since he is more apt to be struck by similarities, than one who has a native familiarity with the language; but some of those similarities must be regarded as inevitable. No native Scot, for example, would ever suppose that Burns needed to borrow the phrase *his Sunday claise on* from Fergusson or any one else, or would regard the expression *owre lang a tale* as other than a mere commonplace, or would credit Burns with ignorance of the exclamation *Waesucks* until he saw it in Fergusson's *Braid Claith*. Dr. Ritter is also too rapid in tracing dependence in parallels, whose resemblances might very well be accidental. Was it necessary, for example, to account for such an initial query in a song as *O Wha my babie-clouts will buy?* or to suppose that it was borrowed from such ballad queries as *O Wha will shoe my bonny feet,* &c.? Might it not as well have been suggested by the cry of the street seller *Wha'll buy? Wha'll buy?* Or to take only one other example out of many — is it not more probable that the line *Thy smiles are lyke my blythe sodger ladie* occurred naturally to Burns from his own knowledge of the power of a smile to disclose resemblance, than from a faint remembrance of having at one time read: *But smile not as thy father did?* After all he must be given credit for a certain initiative of his own. Again, in tracing parallels Dr. Ritter is not always careful to enquire whether Burns really knew the lines which he credits him with imitating. For instance, is there any proof that he knew Matthew Prior's line: *Poor little, pretty, fluttering, thing,* before he wrote: *Wee sleekit, cowerin, timorous beastie* — this apart from the question as to whether the idea might not very well occur to Burns spontaneously from what he saw. He had a much more vivid picture before his eyes than was to be found in Prior's line, and his description far excels that of Prior in graphic exactness. Similarly can we suppose that he needed a hint from Johnson's *Rasselas* in order to *backward cast his ee on prospects drear! an' forward,* &c.? Must we not give him credit, as a human being, not to say poet, for possessing sentiments and feelings of his own, apart from those he had seen recorded in print?

These are a few out of many instances that might be given of Dr. Ritter's delusive conclusions. On the other hand there is

very much in his volume that a careful student of Burns will find interesting and illuminating; and no one who would seek to gain a true and adequate notion of the relations of Burns to his literary predecessors of the eighteenth century can afford to neglect it, though it may be necessary to read it with some degree of critical caution. T. F. Henderson.

---

## NEUERE ERZÄHLUNGSLITERATUR.

Edna Lyall, *The Hinderers, a Story of the Present Time.* Tauchnitz Edition, vol. 3589. Leipzig 1902. Preis M. 1,60.

F. Frankfort Moore, *A Damsel or Two.* Desgl. vol. 3593. Preis M. 1,60.

Percy White, *The New Christians.* Desgl. vol. 3596. Preis M. 1,60.

Helen Mathers, *Honey.* Desgl. vol. 3600. Preis M. 1,60.

Max Pemberton, *I crown thee King, a Romance.* Desgl. vol. 3588. Preis M. 1,60.

Der Burenkrieg hat begreiflicherweise eine hochflut von belletristischen erzeugnissen mit sich geführt. Wir sehen jenseits des kanals die seichtesten kolportageromane für den süssen pöbel sich mit gehaltvolleren werken um die tagesgunst der lesewelt streiten. Unter diesen letzteren machen sich verschiedene tendenzen bemerkbar: während den apostel des weltfriedens die vergewaltigung eines freien völkleins zu neuem protest aufstachelt und andrerseits auch der hurrah-patriotismus mit blinder verherrlichung der siegerin auf seine rechnung kommt, beschränken sich die weiseren unter den erzählern darauf, die grandiose nationale erschütterung zum düstern hintergrund zu wählen, von dem sich die gestalten ihrer erfindung um so heller abzuheben versprechen. Schilderungen des krieges in imperialistischem geiste sind auch von der Tauchnitz'schen sammlung gebracht worden; für die andern gattungen kann ich heute je ein muster vorführen: Edna Lyall's *Hinderers* und F. F. Moore's neuesten roman mit dem kapriziösen titel *A Damsel or two.*

Die schriftstellerin Edna Lyall[1]) kannte der berichterstatter als moralistin und verfechterin der friedensidee, ohne noch eines

---

[1]) [Edna Lyall (Miss Ada Ellen Bayly) ist am 8. Februar 1903 zu Eastbourne gestorben. J. H.]

ihrer bisherigen werke gelesen zu haben. Hoffentlich sind dieselben weniger schal als dieses neueste: sonst müsste es verdriessen, dass ein bedeutender deutscher verlag mit hintansetzung manches andern talentes just Edna Lyall's werke in einer gut übersetzten, kostbaren ausgabe veröffentlicht. Wegen der freimütigen anklage, die der kleine roman gegen die englische kriegsunternehmung in Südafrika erhebt, hat derselbe in seiner heimat bedeutendes aufsehen gemacht. Nun ist aber die höhe der auflage kein garantieschein für den wert und gehalt eines buches. Der aus kühlerer ferne und nach andern normen urteilende kritiker kann sich dem gedanken nicht verschliessen, dass das ganze thema ohne psychologische oder wenigstens fabulistische vertiefung unmöglich künstlerisch wirken konnte; die autorin aber glaubte genug getan zu haben, wenn sie ihre moralischen lehren in den fadenscheinigen mantel einer alltagsgeschichte hüllte. Man möchte beinahe bedauern, dass der hochedle friedensgedanke sich von werken dieser mark- und knochenlosen sorte propagiert sehen muss. Der Edna Lyall dieses buches gegenüber ist unsre Suttner doch eine riesin!

Der beliebte erzähler F. Frankfort Moore benutzt die verwicklungen des krieges nicht ungeschickt als staffage zu seiner handlung. Leider ist es bei ihm wie in manchen ausstattungsstücken die dekoration, welche wirkt und gefällt, während die handlung (von einem verarmten adligen schwesternpaar, das zum zweck des gelderwerbs auf das lebensmeer hinausstrebt, sich aber noch rechtzeitig in den sichern hafen der ehe rettet) in ihrer einfachheit kalt liesse, wäre sie nicht mit einer guten dosis prickelnder wort- und situationskomik durchsetzt: namentlich sind es hier die ersten kapitel, die in einem feuerwerk von humor sprühen (man lese p. 25, wie der aufgebrachte Captain Selwood den bankschwindler Mellor vom stuhl auf den fussboden befördert); zu bald aber ist der raketenvorrat verpufft.

So recht *up-to-date* ist auch Percy White's roman *The New Christians*, eine glänzende satire auf gewisse fashionable religionsströmungen, wie die des gesundbetens, deren monströse auswüchse in England wie auch anderwärts so nachhaltig kommentiert worden sind. Eine glückliche wahl, und doppelt begrüssenswert, wenn der autor nicht nur sensationell packen und sich und andre auf kosten jener religiösen schwärmer amüsieren

will, sondern gleichzeitig sozial bessernd eingreift, und wenn er es fertig bringt, dieser aufgabe in einem gut geschriebenen buche nachzukommen. Ich bin Percy White noch nicht begegnet; er scheint ein jüngerer autor zu sein, der bei Tauchnitz erst zweimal zu worte gekommen ist. Er besitzt den »feinen griff und den rechten ton«; er versteht, liebenswürdig zu erzählen und die spannung wach zu erhalten; und die ihm eigne feine art des *ridentem dicere verum* ist bei der eigenart des stoffes ganz besonders gelungen zu nennen. Um ein beispiel anzuführen, hütet er sich wohl, die absolute sinnlosigkeit gewisser glaubensphrasen jener sekten an den pranger zu stellen: er berichtet uns mit dem ausdruck hoher bewunderung, dass Mrs. Galbraith's klarem geiste die allerfeinsten definitionen ihrer glaubenslehren keine schwierigkeiten machten (p. 11); dass überhaupt alle wahrhaft tief gefühlten wahrheiten der einkleidung in wort und satz spotteten, solange unsre menschliche sprache nicht selber erst vergeistigt wäre (p. 12); weshalb ein cyniker für den zu erwartenden vollständigen triumph des neuchristlichen glaubens nur noch eines für nötig erklärt: eine sprache, die absolut jedes irdischen sinnes ermangle (p. 56); dass jedoch selbst solche phrasen, die dem ketzer als barer unsinn erschienen, für den vergeistigten intellekt der eingeweihten reich an sinn, inhaltswahr und bedeutungstief seien (p. 12). Einen ähnlichen erzählerkniff verwendet der autor, wo er uns eine abendandacht der sekte schildert: er berichtet objektiv und unparteiisch, lässt aber dabei die gedanken eines der hörer, des ketzerischen Selby, einfliessen. Der kniff wirkt ausgezeichnet. Wenn beispielsweise der prediger, am zenith seiner begeisterung angelangt, schwungvoll erläutert, dass "the phenomena of being included the eternal harmony and perfection reaching the highest earthly expression in the marvellous mind of man", da denkt sich der cynische Selby, er möchte doch zu gerne wissen, *what the deuce it all meant* (p. 69). Diese proben können uns zeigen, wie feinkörnig die White'sche ironie und wie treffsicher dabei seine satire ist. Die fabel des romans lässt sich aus den gegebenen andeutungen erraten. Das treibende moment der handlung ist ein pfiffig in szene gesetzter schwindel mit wunderkräftigen steinen, der äusserlich etwas stark aufgetragen ist, in seinen psychologischen elementen jedoch nur demjenigen zu stark vorkommen wird, der keine gelegenheit hatte, in die kolossale seelenverblendung gewisser sektierer tiefere einblicke zu tun. Das

buch liest sich mit wirklichem behagen und kann bestens empfohlen werden.

Über die zwei letzten der oben genannten werke — ein modernes sittengemälde und einen altertümlichen abenteuerroman — kann ich mich bei dem mässigen wert derselben kürzer fassen. Helen Mathers (Mrs. H. Reeves) hat durch die kühne eigenart ihrer themata schon öfter aufsehen gemacht: wir befinden uns bei ihr dem seltnen fall gegenüber, dass viele schöne wirkungen einer unzweifelhaft vorhandenen erzählungsgabe durch den abstossenden inhalt der fabel im keime erstickt werden. Die vorliegende geschichte von der unselig verliebten braut Honey kann ein wenig französischen *haut-goût* nicht verleugnen; wir hören da von einem seine treupflicht gröblich verletzenden bräutigam und dessen entlarvung, wobei uns neben wenigen edlen menschen auch einige *cocotes*, deren zuhälter und ähnliche leutchen begegnen und themen wie das der freien liebe erörtert werden: gewiss sehr viel für einen englischen gesellschaftsroman unsrer tage. Viel lebensweisheit wird in den langatmigen unterhaltungen ausgekramt. Die form der ich-erzählung ist, wie so oft, ein schnitt ins eigne fleisch.

Max Pemberton bringt in *I crown thee king* wieder einen abenteuerroman, den er notdürftig auf die geschichte basiert (hier diejenige der religiösen wirren unter der blutigen Maria, speziell die niederwerfung des Wyat'schen aufstandes im Februar 1554). Die handlung ist weniger prätensiös angelegt und straffer durchgeführt als in frühern werken, womit nicht gesagt ist, dass sie weniger ins unglaublich-wunderliche verzerrt sei. Rechnet man hiezu, dass die einkleidung des ganzen (vorschiebung einer originalquelle), sowie das altertümelnde sprachkolorit sich als nachahmung des erfolgreichen Hewlett'schen *Richard Löwenherz* verrät, so ist das fazit ein für Pemberton wenig schmeichelhaftes. Kein wunder, da dem manne in den letzten jahren die erzählungen mit erstaunlicher schnelligkeit aus der feder fliessen: *Il brûle de parler bien plus que nous d'entendre.*

Ansbach, Februar 1903. Armin Kroder.

---

## VERMISCHTES.

André Chevrillon, *Études Anglaises*. Paris, Librairie Hachette et Cie., 1901. 357 ss. 8°. Preis 3 fr. 50.

Der band, der frau H. Taine gewidmet ist, enthält eine reihe von elegant geschriebenen feuilletonistischen skizzen. Die erste (s. 1—26) hat den titel "La peinture anglaise, les symbolistes, Edward Burne Jones" und ist ein kunstbericht von der Ausstellung zu Chicago 1893, in dem die maler der genannten richtung, ausser Burne Jones vor allem Watts, Millais, Wells, warm gerühmt werden: nebenbei wird übrigens der gute Bayer Herkomer auch zu den Engländern gerechnet. — Der zweite aufsatz stammt schon aus dem jahre 1882 und schildert "Les États-Unis et la vie américaine" (s. 27—77) in einer anzahl hübscher einzelbilder. — Wichtiger für unsre zwecke sind sodann die beiden folgenden abhandlungen. Die dritte, "La nature dans la poésie de Shelley" (s. 78—154), beweist, dass der verfasser sich eingehend und mit verständnis in die werke seines dichters vertieft hat, und er weiss eine sehr gute, mit zahlreichen proben und beispielen belebte schilderung und charakteristik seines durch und durch romantischen, oft etwas unklaren, in mannigfachen gleichnissen schwelgenden, traumverlorenen und sentimentalen stiles, sowie seiner ganzen weltanschauung zu geben, die sich als eine eigenartige verbindung von pantheistischen, mystischen und platonischen anschauungen darstellt. Bei den ausführungen über die letztgenannten züge hätte übrigens hervorgehoben werden sollen, dass Shelley Plato eifrigst studiert hat und ihn genau kannte, wofür unter anderem seine eigne übersetzung des *Symposion* spricht, und wenn an einer stelle (s. 122) von seinem "panthéisme mystique, le plus enivré peut-être, qu'aient connu l'Europe et les temps modernes" gesprochen wird, so brauchen wir nur an unsern Joh. Scheffler (Angelus Silesius) zu erinnern, der seine pantheistischen anschauungen wohl noch schärfer und mit ebensoviel empfinden zum ausdruck gebracht hat. Es will uns überhaupt scheinen, als ob gelegentlich in gar zu viel superlativen von dem dichter gesprochen wird.

Dasselbe geschick in der charakteristik, im herausfinden der bezeichnenden eigentümlichkeiten zeigt der verfasser in dem nächsten, vierten aufsatz über »Rudyard Kipling« (März 1899, s. 155—246). Er sieht in seinem auftreten das bemerkenswerteste ereignis der englischen literaturgeschichte in den letzten zwölf

jahren. Er bewundert ihn, wie ihn alle bewunderten, aber er liebt ihn nicht, denn seine kunst erscheint ihm »brutal«. Seine beobachtungen über ihn sind scharfsinnig und treffend. Zuerst behandelt er seinen stil, dann seine psychologie und moralische auffassung, endlich den eigenartigen visionären zug an ihm, alles wieder unter mitteilung reichlicher belege. Am schluss fasst er seine charakteristik zusammen und sucht sie in höchst anziehender weise völkerpsychologisch zu erklären und Kipling als den typischen vertreter des modernen "Greater Britain" hinzustellen. — Der letzte aufsatz, "L'opinion anglaise et la guerre du Transvaal" kommt für uns zwar wieder weniger in betracht, ist aber ein höchst interessantes zeitgeschichtliches dokument; er ist in den Februartagen des jahres 1900 geschrieben, als England sich nach Cronje's ergebung bereits am ziele seiner wünsche glaubte. Auch hier sind die beobachtungen über den englischen volkscharakter, der versuch, den standpunkt des Jingos psychologisch zu erklären, vorzüglich gelungen, und wir lesen die ausführungen des verfassers um so lieber, als er mit seiner sympathie für das kleine heldenvolk der Buren keineswegs hinter dem berge hält.

Die ganze sammlung, das werk eines scharfen beobachters, eines geistreichen und stilgewandten schriftstellers, ist ein sehr ansprechendes, ebenso unterhaltendes wie belehrendes buch.

Breslau, Ostern 1902. H. Jantzen.

---

Adolf Reusch, *Ein studienaufenthalt in England.* Ein führer für studierende, lehrer und lehrerinnen. Marburg, Elwert, 1902. VIII + 143 ss. 8°. Preis M. 1,80, geb. M. 2,25.

Während man sich in frühern jahren damit begnügte, dem kandidaten für neuere sprachen ein mageres reisestipendium zu geben und ihn im übrigen seinem schicksale überliess, bricht sich jetzt die einsicht bahn, dass der aufenthalt im auslande für den künftigen lehrer des Französischen oder Englischen wichtig genug sei, um ihn methodisch zu regeln und ihm die erfahrungen von fachmännern zugute kommen zu lassen. Es dürfte jetzt in Deutschland wie in Österreich als unbestreitbare pädagogische forderung gelten, dass dem kandidaten im auslande ein bewährter schulmann als berater und lehrer an die seite zu stellen sei. Wie dieser forderung am besten ent-

sprochen werde, darüber sind die ansichten allerdings noch wenig geklärt. Nach meinem dafürhalten sind die in der *Zeitschrift für das realschulwesen* XVI 321 ff. und 449 ff. publizierten vorschläge wohl wert, jeder weitern diskussion zu grunde gelegt zu werden.

Ein vorläufiger ersatz für die erst in der zukunft zu erwartende vollständige erfüllung der obigen forderung bieten die anspruchslosen, sehr praktischen »führer«, die von neuphilologen für neuphilologen geschrieben wurden. Das büchlein von Reusch wird jedem kandidaten, der sich zum studium der sprache in England aufhalten will, die besten dienste leisten. In vier abschnitten (I. Allgemeines; II. In London; III. In der provinz und im bad; IV. Wieder in London; rückfahrt) wird das wesentlichste über zeit und dauer des aufenthaltes, wahl des ortes, jahreszeit, vorbereitungen, reisewege, unterkunft, gelegenheiten zu hör- und sprachübungen, allerlei realien gesagt, und der kandidat kann sehr zufrieden sein, wenn es ihm gelingt, alles das zu sehen und zu hören, was Reusch in England gesehen und gehört hat.

Für eine zweite auflage würde es sich wohl empfehlen, manches wegzulassen und andres dafür einzufügen. Der abschnitt über den volkscharakter ist ein versuch, den ozean mit einem teelöffel auszuschöpfen; das kapitel über die baustile ist ein kleines vergehen gegen die anlage des buches; die schilderung des abenteuers auf seite 15 kann ohne weiteres wegbleiben. Der dadurch gewonnene raum wäre dann mit gewinn für die University Settlements zu verwerten, denen Reusch im ganzen acht zeilen widmet, weil er offenbar ihren wert für den deutschen kandidaten unterschätzt. Namentlich das Passmore Edwards Settlement, das sich in nächster nähe des Britischen museums befindet, und zu dem man sich leicht durch eine empfehlung an die ausgezeichnete Mrs. Humphrey Ward zugang verschafft, ist als hör- und sprechgelegenheit auf das allernachdrücklichste zu empfehlen.

Wien, Januar 1903. L. Kellner.

---

# MISCELLEN.

## THE RUNIC WORDS, HICKES 135.

At the end of his reproduction of the *Runesong,* Hickes[1]) adds: —

*Hos characteres* ᚪᛚᛞᚹᚾᛉᚠᚩᚷ *ad alia festinans studioſo lectori interpretanda relinquo.*

This is, clearly, an admission that he could not make out what these runes were intended to mean; and I do not know that anyone has, since Hickes' time, succeeded in deciphering them.

Most of the runes are perfectly distinct and normal, though some of them (the 4th, 5th, 6th, 7th) betray cursive elements, which they undoubtedly owe to Hickes' hand. In no case, however, is this sufficient to disguise the runes, unless it be in the case of the sixth. Omitting this for the present, we have *aldwn***fog*. In this situation, however, the fourth rune cannot represent the consonant *w*, but must stand for the corresponding vowel *u*. It is well known that the runes for *u* and *w* were often confused. This confusion usually takes the form of the use of Runic *u* for Runic *w*, as on the Brunswick casket. In Scandinavia this substitution eventually became normal usage, Wimmer, *Die runenschrift,* p. 227 etc. I know of no other instance of the use of *w* for *u*, but we shall see directly that our scribe betrays a similar, though not identical, peculiarity in the use of the rune for the other semi-vowel, namely *j*.

Now, *aldun***fog* is clearly two words, the first of which is *ald,* WS. *eald* 'old', and the second a compound word beginning with *un-* and ending with *-fog*. There is an Old-English adjective that exactly corresponds to these requirements, namely, *unȝifōg* or *unȝefōg* 'intemperate'. The sixth rune thus becomes clear; it

---

[1]) Linguarum Vett. Septentrionalium Thesaurus, I, p. 135.

is a form of the *j*-rune, which we find in Old-English runic alphabets as Φ Φ + and in Scandinavian futharks as ᛋ ᛃ ᚼ etc. Whether Hickes' ᛉ is an open form of Φ or a curved from of +, is immaterial. We do not know as yet the relation of the various forms presented to us by the alphabets, and it is possible that Hickes' copy reflects a form intermediate between Φ and +. So far as my knowledge goes, this is the first instance that has been found of the occurrence of the Old-English *j*-rune except in alphabets, it being usually replaced in writing by the rune for palatal *ȝ*, namely X *ȝ̇iefu*.

The use of *j* where we should expect *ji*, may be explained in more than one way. It is possible that when the prefix *ji-* or *ȝ̇i-* became medial, as in such compounds as *unȝ̇ifōg*, the two similar sounds *j* and *i* blended into one; compare the loss of *j* in a following *i*, before the time of West-Germanic gemination. In fact, this very prefix *ȝ̇i- ȝ̇e-* became *i-* in Middle English in the regular order of words in a sentence, that is, not only in compounds in *un-*. That in such a case the *j* should be written rather than the *i*, is not so strange as it might at first sight appear. It was the first letter in the many words beginning with the prefix *ji-* and must have been more distinctly associated in the mind's eye with such words than the following *i* was. Moreover, it may be that the writer used *j* for *i* in exactly the same way that he used *w* for *u*, as we have seen above. On the other hand, it is not impossible that the *ji* was still intact and that the writing *j* was due to inexact phonetic analysis of the two so similar sounds.

Hickes does not tell us where he got the words. The forms of the runes, with the exception of that of *j*, are not sufficiently different from those given in the *Runesong* to make it unlikely that he found them on the MS. of the *Runesong*. Still, as I shall show at an other time, Hickes has incorporated into his copy of the *Runesong* various data of runic lore that he got from other sources; and it is, therefore, not at all improbable that he placed these two words on the same page with his copy of the *Runesong* for the simple reason that there was just room for them in the lithographic plate.

Ann Arbor, Michigan. George Hempl.

---

## PARLIAMENTS HELD AT LINCOLN (Havelok l. 1006).

When I was going through Holthausen's edition of *Havelok,* now nearly two years ago, my attention was caught by a statement in the Preface that struck me as being incorrect. Hitherto the inaccuracy has, as far as I am aware, not been pointed out by any reviewer, and I hope Prof. Holthausen will therefore kindly excuse me for bringing it under his notice.

In § 5 of the Preface we read: ". . . the only Parliament at Lincoln (mentioned in l. 1006) was held A. D. 1301." Now this Parliament was certainly not the only one held at Lincoln, and probably not even the first.

"In a return presented to the House of Commons by order in 1879, giving the names of members of the Lower House and their constituencies 'from so remote a period as it can be obtained', the earliest Parliaments mentioned are the following: 1. 15th John (1213), summoned to meet at Oxford . . . 2. 10th Henry III (1226), summoned to meet at Lincoln. Writs addressed to the sheriffs of eight counties, requiring them each to send four knights, elected by the 'milites et probi homines' of their bailiwicks, to set forth certain disputes with the sheriffs." (Jennings, *Anecdotal History of the British Parliament*, London 1880).

The Writ of Summons to this Parliament is found in Stubbs, *Select Charters and other Illustrations of English Constitutional History*, p. 357. The knights are commanded to appear 'in crastino sancti Matthaei Apostoli anno regni nostro Xmo, apud Lincolniam'.

Although the word *Parliament* first appears in a record of 28th Henry III (1244), where it is applied retrospectively, the assembly in which the Great Charter was granted, being mentioned as the 'Parliamentum Runimedæ', and although it is first used by an English writer (Matthew Paris) in 1246, there is no reason why the term should not be applied — retrospectively as in the record of 28th Henry III — to the assembly held at Lincoln in 1226. The word had probably been in common use in England for some time before it made its appearance in contemporary records. In France the name was already employed in the 12th century.

The other Parliaments held at Lincoln were:

2. Jan. 20th 1301 (see Stubbs, *Const. Hist. of Engl.* II, p. 150).

3. One in 1316 (see Stubbs, ibid. III 386).

4. Sept. 1327 (see Stubbs, ibid. II 370).

Amsterdam, October 1902.

W. van der Gaaf.

---

## THE DEVIL AND HIS DAM.

Havelock Ellis, in his edition of Marlowe's Plays (Mermaid Series, London 1893) makes the following remark on line 716 of *Doctor Faustus* (p. 199) — 'Thou should'st not think of God: Think of the Devil' —: "I venture to relegate the meaningless line which follows: 'And of his dam too', for which no editor considers Marlowe responsible, to a foot-note." This is, no doubt, an easy and expeditious method of dealing with a difficulty; if generally applied, it would save editors of difficult texts no end of trouble. Prof. Logeman (*Faustus Notes*, Gand, 1898) considers the addition 'And of his dam too' to be genuine and refers to the nine instances of the phrase in Shakespeare, and to those quoted in the *New Engl. Dict.*, the first of which dates from 1538. There is an earlier one in '*Rede me and be not wrothe*' (Arber's Repr. Westminster 1895), printed at Strasburg in 1528, viz. on p. 52, top: "He (Cardinal Wolsey) playeth *the devil and his dame* / All people reportinge the same / Coursse the time that ever he was bore." The following quotation, taken from *Henry Brinklow's Complaynt of Roderyck Mors* (1542; E. E. T. S.) proves irrefutably that the phrase the 'devil and his dam' must already have been a very usual one in the first half of the 16th century: "It is amended, even as the *deuel* mendyd his *damys* legg *(as it is in the prouerbe)*." — Nothing was more natural than that Marlowe should employ a phrase, familiar to the audience, 'to please the gods'. A modern Dutch playwright might do the same thing for the same purpose by using the vulgar and dialectical phrase '*de duvel en z'n moer*' (contraction of 'moeder').

Amsterdam, October 1902.

W. van der Gaaf.

---

## A PASSAGE IN *MACBETH*.

Here's a farmer, that hanged himself on the expectation of plenty Act II, Sc. 3.

Any passage in Shakespeare that seems likely to give a clue to the date, has always, and with right, been the subject of sharp investigation. In the last volume (38) of the *Shakespeare-Jahrbuch* appeared a so-called explanation of this passage from an American periodical *Literature* VIII (1901 I) which I desire to put right. It would of course seem natural to send my remarks to the *Jahrbuch*, but that would involve a delay of a year. The above-mentioned explanation runs the former passage and the equivocator passage together and applies them both to Father Garnett. It is said that Farmer was one of many signatures used by Garnett. But this is simply an unsupported assertion. If the author of the passage had been able to refer to one letter so signed, he doubtless would have done so. Goodman, who gives an account of Garnett's connection with the Gunpowder Plot, says nothing about the matter. Nobody has a right to advance such an assertion without proof. As I take it, the author of the article in *Literature* has allowed himself to support a bold guess by a still bolder assertion. But even supposing Garnett to have some time signed himself "Farmer", the matter is far from being settled, for Garnett did not hang himself, but was hanged, and "the expectation of plenty" remains unexplained. Thus the wild guess brought forward with such boldness falls together into its native insignificance.

The solution I have to offer is the following: The allusion is to the farmer Sordido in Jonson's *Every Man out of his Humour*, who fulfils all the conditions required. First he is a farmer. Secondly he hangs himself and thirdly he hangs himself on account of his disappointment, that the famine-year, promised by the almanac, which he reads with such rapture in Act I, Sc. 1, is likely to be replaced by a year of plenty. It would serve no purpose to quote from a play so accessible as Jonson's. That Shakespeare was likely to know this passage is plain from the fact that he played in Jonson's *Every Man in his Humour*, and was seemingly on good terms with him during his whole career. The hint thus given as to the date is not very valuable. It gives an upward limit to the turn of the century, that is all. But at

any rate it puts an end to such wild guesses as we have had, dating it with the early Histories.

St. Petersburg, January 1903.

Robert Boyle.

---

## *APRIL FOOL DAY.*

Über den *April Fool Day*, auch *All-Fools'day* schreibt P. Parley, *English Customs*, folgendes (abgedruckt in Wershofen's Hilfsbuch für den englischen unterricht. Cöthen, Otto Schulze, 1886. S. 183):

April Fool Day, the first of the month may perhaps be kept up for many years to come, but I never could find out what was the origin of the custom practised on that day. No sooner, it appears, do young persons, and many grown people too, rise up in the morning, on the first day of April, than they begin to put some joke or other upon those around them, sending them on fruitless errands, or calling them to look at something, when there is nothing to look at.

Auch in Deutschland hat man sich lange vergeblich bemüht, den ursprung des In-den-April-schickens, das hier genau ebenso wie in England geübt wird, zu erklären. H. Schrader, *Der bilderschmuck der deutschen sprache*, Berlin 1886, s. 228, meint: »Der April ist der monat des launenhaften wetters; jemand in dies wetter schicken = ihn der unbill dieser neckischen witterung aussetzen, allgemeiner = ihn zum besten haben.« Schon Müller, *Der Mecklenburger volksmund in Fritz Reuter's schriften*, Leipzig, Max Hesse (o. j.), s. 4, bemerkt dazu: »Schwerlich volkstümlich; der bauer kümmert sich um April-wetter nicht sonderlich.« Dagegen spricht auch der umstand, dass derselbe scherz in meiner vaterstadt Quedlinburg vor etwa 40 jahren auch am 1. Mai geübt wurde. (Wer sich narren liess, wurde »Maikatze« genannt.) In den deutschen wörterbüchern suchte man bisher vergeblich nach einer erklärung; auch Grimm I 538 gibt nichts genaueres. Moriz Heyne bemerkt in seinem *Deutschen wörterbuche* I 141: »Die sitte, einen in den April zu schicken, ihn zum 1. April, ursprünglich durch einen botengang, zu narren, ist aus Frankreich im 17. jahrhundert zu uns gekommen.« Weshalb gerade der 1. April (bez. der 1. Mai) zu diesen scherzen gewählt wurde, ist damit freilich auch nicht erklärt.

Northeim. R. Sprenger.

---

## KLEINE MITTEILUNGEN.

Der ausserordentliche professor der englischen philologie dr. Martin Konrath an der universität Greifswald wurde zum ordentlichen professor befördert.

Dr. Otto Ritter habilitierte sich als privatdozent für englische philologie an der universität Halle.

Von den *Materialien zur kunde des älteren englischen dramas*, die prof. W. Bang in Louvain seit kurzem unter der mitwirkung einer anzahl fachgenossen im verlag von Uystpruyst in Louvain und Harassowitz in Leipzig herausgibt, sind bis jetzt zwei bände erschienen. Der erste bringt einen neudruck des *Blind Beggar of Bednall Green* von Henry Chettle und John Day, nach der Q 1659 herausgegeben von W. Bang; der zweite einen neudruck von *The King and Qveenes Entertainement at Richmond*, nach der Q 1636 herausgegeben von W. Bang und R. Brotanek. Die *Materialien* erscheinen in zwanglosen, in sich abgeschlossenen bänden. Die folgenden nummern werden u. a. enthalten: H. Maas, Äussere geschichte der englischen theatergesellschaften von ca. 1559—1642. — H. Logeman, Everyman. — W. Bang, Udall-studien. — E. Eckhardt, Die dialekt- und ausländer-typen im älteren englischen drama. — R. Brotanek, Die ältesten denkmäler der schottischen dramatik. — W. Bang, Joannis Palsgravii Londoniensis Ecphrasis Anglica in Comoediam Acolasti. — A. E. H. Swaen, Brewer's The Lovesick King. — F. Van Doren, Jonson's Poetaster nach der fol. 1616.

Nicht weniger als drei neue zeitschriften, die für den anglisten von wichtigkeit sind, werden demnächst in Amerika und England erscheinen. Von dem *Journal of Comparative Literature*, welches George E. Woodberry, J. B. Fletcher und J. E. Spingarn im verlag von McClure, Phillips & Co. in New York herausgeben, liegt bereits das erste heft vor, das verschiedene interessante aufsätze zur englischen und vergleichenden literaturgeschichte bringt. Wir gedenken demnächst auf dasselbe zurückzukommen. Die zeitschrift erscheint vierteljährlich; der subskriptionspreis beträgt M. 12,00.

Eine zweite amerikanische vierteljahrsschrift für neuere sprachen und literaturen wird vom 1. Juni ab unter dem titel *Modern Philology* zu Chicago im verlag der University of Chicago Press erscheinen. Sie wird geleitet werden von Philip Schuyler Allen als chef-

redakteur, Frederic Ives Carpenter als redakteur für englische, Camillo von Klenze für deutsche, Thomas Atkinson Jenkins für romanische philologie. Den vertrieb für Deutschland hat die firma Harassowitz in Leipzig übernommen. Der subskriptionspreis wird gleichfalls $ 3,00 betragen.

Speziell der schottischen altertumskunde, geschichte und literatur ist *The Scottish Antiquary and Historical Review* gewidmet, von der demnächst eine neue serie beginnt, welche nachdrücklicher auch die literarische seite betonen wird. Sie erscheint im verlag von Mc Lehose in Glasgow. Dem verleger ist es gelungen, für das unternehmen in seiner neuen gestalt sich die mitarbeiterschaft einer reihe namhafter englischer und deutscher anglisten zu sichern.

In Heidelberg ist gegenwärtig eine dissertation über die mittelenglischen deminutivbildungen in arbeit; ferner wird ein index zu Ælfric's grammatik und glossar, eine ausgabe von Nahum Tate's *Brutus of Alba* und eine solche von Samuel Garth's dichtungen vorbereitet.

Deutsche studentinnen der neuern philologie, welche einige zeit in England studieren möchten, finden empfehlenswerte unterkunft und unterricht in der frauenabteilung von King's College oder im Bedford College zu London. Beide Colleges sind der Londoner universität unterstellt und nehmen besondere rücksicht auf auswärtige studierende. Vice-principal des Women's Department von King's College ist Miss L. M. Faithfull (13 Kensigton Square, London W.). Das kolleggeld beträgt für das ganze studienjahr von zwei semestern 18 £ 18 s., für ein semester 10 £ 10 s. Für lehrerinnen ermässigt sich der preis um ein drittel. — Vorsteherin (principal) von Bedford College ist Miss Ethel Hurlbatt (Bedford College, Baker Street, London W.). Das kolleggeld für ein volles studienjahr von drei terms beträgt 24 guineas.

# DIE ANGELSÄCHSISCHEN DEMINUTIV-BILDUNGEN.

Inhaltsübersicht.

## Verzeichnis der abkürzungen und bibliographie.

Die mit * bezeichneten werke sind mir nicht zugänglich gewesen.

Ælfr. Hom. = Ælfric, Homilies ed. by B. Thorpe. London 1844, 1846. 2 bde.

Ahd. gl. = Althochdeutsche glossen, hrsg. von Steinmeyer & Sievers. Berlin 1879—1898. 4 bde.

Alfr. = King Alfred's Old English Version of Boethius De consolatione philosophiae ed. by W. J. Sedgefield. Oxford 1899.

ASC. = Two of the Saxon Chronicles Parallel ed. by Plummer & Earle. Oxford 1892, 1899. 2 bde.

BCS. = Cartularium saxonicum by Walt. de Gray Birch. London 1885—1893. 3 bde.

Beda = König Alfred's übersetzung von Beda's kirchengeschichte, hrsg. von J. Schipper [= Bibliothek der ags. prosa IV 1]. Leipzig 1897.

Behaghel = Behaghel, O., Die deutsche sprache. Leipzig 1886.

Benson = Benson, Thom., Vocabularium anglo-saxonicum. Oxoniae 1701.

Beow. = Beowulf, hrsg. von Mor. Heyne [= Bibliothek der ältesten deutschen literatur-denkmäler III]. Paderborn 1879 [4].

BH. = Namen in Beda's kirchengeschichte, OET.

Blickl. gl. = Blickling-glossen, abgedruckt als anhang zu den Blickling Homilies, ed. by R. Morris, EETS. 58, 63, 73. 1876.

Boeth. = Boethius, De consolatione philosophiae libri V, Rec. Th. Obbarius. Jenae 1843.

Bouterwek = Ags. glossen I, hrsg. von Bouterwek, Zfda. IX 401 ff.

Bright = Bright, W., Chapters on Early English Church History. Oxford 1897 [3].

BT. = Bosworth, Jos., An Anglo-Saxon Dictionary. Ed. and enlarged by T. N. Toller. Oxford 1882 ff.

Byrhtferth = Ags. exzerpte aus Byrhtferth's Handboc oder Enchiridion [hrsg. von F. Kluge, Anglia VIII 298—337. 1885].

*Cant. M. ad. fil. = Glosse zu Exodus 15, 1—19, enthalten in Ps. Lamb. blatt 191—195.

Corp. gl. = Corpus-glossen, OET.

Ct. = Charters, OET.

DCB. = Dictionary of Christian Biography. London 1877—1887. 4 bde.

EETS. = Early English Text Society.

Ellis B, C = Listen von landeigentümern und pächtern in Sir H. Ellis' General Introduction to Domesday. London 1833. 2 bde., bd. 2.

Ep. gl. = Epinaler glossen, OET.

Erf. gl. = Erfurter glossen, OET.

Felix = Felix of Crowland, The Ags. Version of the Life of St. Guthlac. With Notes by Ch. W. Goodwin. London 1848.

FlW. = Florentius Wigornensis, Chronicon ex chronicis (bis 1017), in Flores historiarum per Matthaevm Westmonasteriensem collecti. Francofurti 1601.

Förstemann = Förstemann, Ern., Altdeutsches namenbuch, I [2], personennamen. Bonn 1890.

Gl. = glossen.

Gn. = Genealogies (9. jahrh.), OET.

Grein = Grein, C. W. M., Sprachschatz der ags. dichter [= Bibliothek der ags. poesie, 3, 4]. Kassel und Göttingen 1861, 1864. 2 bde.

Grueber = Grueber & Keary, Catalogue of English Coins in the British Museum. Ags. Series, vol. II. London 1893.

Hausknecht = Altenglische glossen des codex ms. 1650 der kgl. bibliothek zu Brüssel, hrsg. von Emil Hausknecht, Anglia VI 96—103.

Holder = Die Bouloneser ags. glossen zu Prudentius, hrsg. von Alfr. Holder, Germania XXIII 385—403.

Homl. = Homilies oder homilien.

Homl. Ass. = Ags. Homilien, hrsg. von Assmann [= Bibliothek der ags. prosa, III]. Kassel 1889.

Hy. = Vespasian Hymns, OET.

j. = jahr.

Jn. Skt. = The Gospel according to St. John in Ags. and Northumbrian Versions. Ed. by W. W. Skeat. Cambridge 1878.

KCD. = Kemble, J. M., Codex diplomaticus aevi saxonici. Londini 1839—1848. 6 bde.

Keary = Keary & Poole, Catalogue of English Coins in the British Museum. Ags. Series, vol. I. London 1887.

Kluge = Kluge, Fr., Nominale stammbildungslehre der altgerm. dialekte. Halle 1899[2].

Kluge, Et. wört. = Kluge, Fr., Etymologisches wörterbuch der deutschen sprache. Strassburg 1894[5].

Kluge-Lutz = Kluge & Lutz, English Etymology. Strassburg 1898.

Laws = Ancient Laws and Institutes of England. 1840.

Lchdm. = Leechdoms, Wortcunning and Starcraft of Early England, ed. by O. Cockayne. London 1864—1866. 3 bde.

Leid. gl. = Leidener glossen, OET.

Logeman = New Aldhelm Glosses, ed. by H. Logeman, Anglia XIII 26—41.

LV. = Liber vitae (anfang des 9. jahrh.), OET.

LVH. = Liber vitae. Register of New Minster and Hyde Abbey, Winchester, ed. by W. de Gray Birch. London 1892.

Lye = Lye, Ed., Dictionarium saxonico-et gothico-latinum. Ed. O. Manning. London 1772.

Misc. = An English Miscellany presented to Furnivall in honour of his 75th birthday. Oxford 1901.

Mt. Kmbl. = The Gospel according to St. Matthew in Ags. and Northumbrian Versions [ed. by Kemble & Hardwick]. Cambridge 1858.

Nap. gl. = Anecdota Oxoniensia. Old English Glosses chiefly unpublished, ed. by A. S. Napier. Oxford 1900.

Napier = Altengl. glossen, hrsg. von Napier, Engl. Studien XI 62—67.

NSA. = Napier & Stevenson, Anecdota Oxoniensia, Mediæval and Modern Series VI. Oxford 1895.

Num. Chron. = Numismatic Chronicle. London 1839 ff.

OET. = The Oldest English Texts, ed. by H. Sweet, EETS. 83. London 1885.

Ors. = King Alfred's Orosius, ed. by H. Sweet, EETS. 79. London 1883.

Palander = Palander, Hugo, Die ahd. tiernamen. 1. Die namen der säugetiere. Helsingforser diss. Darmstadt 1899.

Physiologus = Der ahd. Physiologus, in »Denkmäler deutscher poesie und prosa aus dem 8.—12. jahrh.«, hrsg. von Müllenhoff & Scherer, 3. ausgabe von Steinmeyer. Berlin 1892. 2 bde., nr. 82.

Pogatscher = Pogatscher, Alo., Das westgerm. deminutivsuffix *-inkil,* Anglia XXIII 310—315.

Polzin = Polzin, Alb., Studien zur geschichte des deminutivums im Deutschen, QF. 88. Strassburg 1901.

*Ps. Lamb. = Interlinearversion der psalmen in einer hs. der bibliothek im Lambeth-palast.

Ps. Spl. = Psalterium Davidis Latino-saxonicum vetus. A Joh. Spelmanno ed. Londini 1640.

Rätsel = Rätsel in Grein & Wülker, Bibliothek der ags. poesie, III 1. Leipzig 1897.

Rtl. = Rituale ecclesiae Dunelmensis, ed. Stevenson, Surtees Society Publications X, 1839.

Schröer = Schröer, A., Die ags. prosabearbeitungen der benediktinerregel [= Bibliothek der ags. prosa II]. Kassel 1888.

Searle = Searle, W. G., Onomasticon anglo-saxonicum. Cambridge 1897.

SG. = Saxon Genealogies, OET.

Sievers = Sievers, Ed., Ags. grammatik. Halle 1898[3].

Skeat = Skeat, W. W., An Etymological Dictionary of the English Language. Oxford 1888.

Somner = Somner, E., Dictionarium saxonico-latino-anglicum. Oxonii 1659.

Steinmeyer = Steinmeyer, El., Lat. und altengl. glossen. Zfda. XXXIII 242 ff.

Stratmann = Stratmann, F. H., A Middle-English Dictionary, New Edit. by H. Bradley. Oxford 1891.

Sweet = Sweet, H., The Student's Dictionary of Anglo-Saxon. Oxford 1897.

Sweet, Reader = Sweet, H., An Anglo-Saxon Reader. Oxford 1881[3].

Vocab. = Vocabularium oder vocabulary.

VP. = Vespasian Psalter, OET.

Waag = Waag, Alb., Bedeutungsentwicklung unseres wortschatzes. Lahr i. B. 1901.

Weinhold = Weinhold, K., Die deutschen monatsnamen. Halle 1869.

Wīds. = Wīdsīđ, bei Kluge, Ags. lesebuch s. 113 ff.

WMalm. GP. = Willelmus Malmesberiensis, De rebus gestis pontificum Anglorum libri V, ed. Hamilton.

ws. = westsächsisch.

Wulfst. = Wulfstan, hrsg. von A. Napier [= Sammlung engl. denkmäler IV]. Berlin 1883.

WWVoc. = Wright & Wülker, Anglo-Saxon and Old-English Vocabularies. London 1884[2]. 2 bde.

Zupitza = Zupitza, Altengl. glossen zu Abbo's Clericorum decus, Zfda. XXXI 1—27.

Zupitza, Ae. gl. = Zupitza, Altengl. glossen, Zfda. XXXIII 237—242.

Zupitza, Kent. gl. = Zupitza, Kent. glossen des 9. jahrhunderts, Zfda. XXI 1—15.

Das material zu meiner arbeit habe ich durch eine sorgfältige durcharbeitung der wörterbücher von Bosworth-Toller und Sweet, des wörterbuches der ags. personennamen von Searle und der in § 63 aufgezählten denkmäler der ags. übersetzungsliteratur gewonnen. Die bei BT. und Searle angeführten einschlägigen belegstellen sind sämtlich auf ihre richtigkeit nachgeprüft worden, soweit dies überhaupt möglich war. Sehr vieles habe ich auch dem abschnitt über die deminutivbildungen in Kluge's *Nominaler stammbildungslehre* (kap. II) zu verdanken. Im folgenden sollen nur für seltener belegte wörter die belegstellen ausdrücklich nachgewiesen werden.

## I. Allgemeines.

§ 1. Wir haben zwei (bez. drei) arten von deminutivbildungen zu unterscheiden:

1) Die eigentlichen deminutivbildungen, die sowohl ihrer form als auch ihrer bedeutung nach als verkleinerungswörter aufzufassen sind.

2) Die uneigentlichen deminutivbildungen, die etymologisch ebenfalls zu den verkleinerungswörtern gehören, aber in ihrer bedeutung den ursprünglichen sinn der verkleinerung völlig abgestreift haben.

Die eigentlichen deminutivbildungen lassen sich wieder in zwei unterabteilungen zerlegen:

1a) In deminutivbildungen im engern sinne, bei denen das deminutivsuffix weiter nichts als die verkleinerung ausdrückt.

1b) in deminutivbildungen im weiteren sinne, bei denen die bedeutung der verkleinerung zwar auch mehr oder weniger hervortritt, aber noch eine neue bedeutungsschattierung hinzukommt; hierher gehören wörter, die das tierjunge bezeichnen, kosewörter, usw.

§ 2. Manche verkleinerungswörter können als vertreter aller drei arten von deminutivbildungen gelten: *männchen* = kleiner mann ist deminutivform im engern sinne (1a); *männchen* als kosewort im munde der zärtlichen gattin ist deminutivum im weitern sinne (1b); *männchen* = männliches ausgewachenes tier ist eine uneigentliche deminutivbildung (2), und steht der verkleinernden bedeutung, die dem suffix *chen* ursprünglich anhaftet, schon so fern, dass man auch sehr grosse männliche tiere *männchen* nennt (*elefantenmännchen*).

Die uneigentlichen deminutivbildungen haben sich sämtlich aus den eigentlichen durch bedeutungswandel entwickelt [1]).

§ 3. Im verhältnis zum Deutschen ist das Englische arm an deminutivbildungen. Im Neuenglischen ist *y, ie* eigentlich das einzige wirklich lebendige deminutivsuffix (für kosenamen): *Tommy, Betsy,* schott. und ne. *birdie, doggie.* Diese armut an deminutivbildungen haftet bereits dem Angelsächsischen an.

§ 4. Im Angelsächsischen ist in vielen fällen eine so scharfe unterscheidung der verschiedenen arten von deminutivbildungen, wie sie oben beim nhd. *männchen* durchgeführt wurde, unmöglich. Oft erscheint uns ein ags. verkleinerungswort als gleichbedeutend mit dem entsprechenden grundwort (vgl. anm. 1); wir vermögen nicht mehr zu erkennen, ob die alten Angelsachsen zwischen dem grundwort und dem zugehörigen verkleinerungswort nicht doch etwa noch einen geringen bedeutungsunterschied empfunden haben. Hier kann man daher schwanken, ob man derartige verkleinerungswörter zu den uneigentlichen oder zu den eigentlichen deminutivbildungen zählen soll. Ein ähnlicher fall liegt vor bei deminutivbildungen, deren grundwort im Angelsächsischen fehlt oder wenigstens nicht belegt ist, aber aus verwandten sprachen konstruiert werden kann, und deren bedeutung sich mit der des zu konstruierenden grundwortes anscheinend völlig deckt.

§ 5. Manche ags. deminutivsuffixe sind gleichlautend mit suffixen, die eine von der der verkleinerung völlig verschiedene bedeutung haben [2]). Es liegt auf der hand, dass unter solchen umständen eine uneigentliche deminutivbildung von nicht deminutiven wortformen mit gleichlautendem suffix nicht immer leicht zu unterscheiden ist. Wenn letztere wortformen ein eigenschaftswort [3]) oder ein zeitwort [4]) zum grundwort haben, ist eine verwechslung mit uneigentlichen deminutivbildungen

---

[1]) Hierher gehört auch die annäherung an die bedeutung des grundwortes oder gar der völlige zusammenfall mit dessen bedeutung.

[2]) Etymologischer zusammenhang unter einander braucht bei diesen in verschiedener funktion auftretenden gleichlautenden suffixen nicht ausgeschlossen zu sein: das ags. deminutivsuffix *ing, ling* zb. ist sogar mit dem gleichlautenden suffix, das zur bildung von persönlichen maskulinen denominativen ursprungs dient, etymologisch identisch (vgl. Kluge §§ 22, 23, 64).

[3]) Zb. ags. *lŷtling* zu *lŷtel.*

[4]) Die verbalsubstantiva auf *ing.*

allerdings ausgeschlossen, da zu diesen, wie überhaupt zu allen deminutivbildungen, stets ein belegtes oder wenigstens auf dem wege der sprachvergleichung erschliessbares subst. als grundwort gehört. Sind dagegen jene wortformen ebenfalls ableitungen von hauptwörtern[1]), so bilden das verhältnis der bedeutung der ableitung zu der des grundwortes und die funktion des suffixes der betr. wortform immer noch in den meisten fällen ausreichende kriterien der unterscheidung. Bei *hēafodling* häuptling zb. (vgl. anm. 1) ergibt sich aus dem sinne des wortes ohne weiteres, dass es unmöglich eine deminutivbildung zu *hēafod* haupt sein kann[2]). Es verbleiben aber schliesslich doch einige fälle, in deren beurteilung man schwanken könnte.

§ 6. Eine besondere beachtung verdienen unter den ags. deminutivbildungen die sehr zahlreichen personennamen. Bekanntlich sind die germanischen personennamen ursprünglich fast durchweg zweiteilig: ags. *Weald-here*, ahd. *Walt-heri*, usw. Viele namen erscheinen uns jetzt als einteilig, aber die einteiligkeit ist gewöhnlich erst sekundär und beruht auf einer verkürzung der vollen zweiteiligen namensform. So entstand zb. aus dem eben genannten namen durch verkürzung im Ags. *Wealda*, im Ahd. *Walto*. Derartige verkürzungen gingen aus dem bedürfnis nach bequemlichkeit hervor; der volle zweiteilige name war für die alltagsrede meist zu lang. Jene verkürzten namensformen dienten oft als kosewörter, sind aber vom etymologischen standpunkt nicht zu den deminutivbildungen zu rechnen. Sie sind aber trotzdem für unsere untersuchung von grosser wichtigkeit, weil die eigentlichen deminutiven eigennamen, dh. namen, die auch ihrer etymologie nach als deminutivbildungen zu gelten haben, erst aus jenen verkürzten namen gebildet worden sind. Unser nhd. *Fritz*, ahd. *Fridizo*, ist direkte ableitung vom ahd. *Frido*, der verkürzten form zu allen mit *Fridu* beginnenden männlichen personennamen. Wie uns aber heute *Fritz* als direkte koseform zu *Friedrich* erscheint, so hat man wohl auch auf ältern sprachstufen der germanischen mundarten die eigentlichen

---

[1]) Zb. ags. *hēafodling* zu *hēafod*.

[2]) Das wort gehört zu den von Kluge (§ 22; vgl. auch § 24) erwähnten persönlichen maskulinen denominativen ursprungs (vgl. § 5, anm. 2).

deminutiven kosenamen nicht nur als ableitungen der verkürzten namensformen aufgefasst, sondern auch auf die entsprechenden zweiteiligen vollnamen bezogen und als deren koseformen empfunden.

§ 7. Im Angelsächsischen begegnen wir manchen fällen, in denen keine dem eigentlichen kosenamen als dessen grundwort entsprechende verkürzte einteilige[1]) namensform (typus *Wealda;* vgl. § 6) zu belegen ist, sondern nur die vollen zweiteiligen namen. So steht zb. das ags. *Tyrhtel* unmittelbar neben den mit *Torht* beginnenden personennamen: *Torhthelm, Torhthere,* usw.; die vorauszusetzende mittelform **Torhta* fehlt dagegen.

§ 8. Die scheinbar oder wirklich einteiligen ags. personennamen lassen sich in folgende hauptabteilungen zerlegen:

1) Die sehr zahlreichen namen auf *a* (gen. *an*) (entsprechend den ahd. namen auf *o*). Weitaus die mehrzahl unter ihnen ist durch verkürzung der zweiteiligen namen entstanden (*Wealda* aus *Wealdhere, Wealdwine,* usw.); es gibt aber auch einige namen auf *a*, zu denen ein entsprechender zweiteiliger name nicht vorhanden oder wenigstens nicht nachzuweisen ist: *Bōsa, Putta,* usw. (vgl. auch Searle p. XIX ff.).

2) Eigennamen auf *i, e* (*jo*- oder *i*-stämme): *Hiddi* (LV. 159), *Ebbe* (LV. 453).

3) Konsonantisch auslautende einsilbige namen nach der *o*-deklination: *Cnut, Dud(d)* (verkürzung von *Dudhelm, Dudwine,* usw.).

§ 9. In einigen fällen werden ursprüngliche gattungsnamen als eigennamen verwendet, so *Beorn, Man (Mon), Wine;* doch könnte man diese wörter auch als verkürzungen zu den mit *Beorn, Man, Wine* beginnenden eigennamen deuten: *Beornheard, Manwine, Winefrid,* usw.

§ 10. Die in §§ 8 und 9 behandelten namensformen sind sämtlich männlich. Die einteiligen weiblichen namen (vgl. Searle p. XXII ff.) kommen für uns nicht in betracht, da

---

[1]) Der ausdruck »einteilig« ist eigentlich ungenau insofern, als nicht alle verkürzten namensformen den zweiten bestandteil des vollen zweiteiligen namens völlig verschwinden lassen (wie ahd. *Frido* aus *Fridurīc, Fridumār* usw.), sondern gelegentlich auch der anfangslaut des zweiten bestandteils in die verkürzung mit herübergenommen wird (ags. *Siba* aus *Sigebeald, Sigebeorht,* usw.; vgl. Behaghel s. 217 ff.).

deminutivbildungen bei weiblichen personennamen im Angelsächsischen kaum vorkommen (doch vgl. § 26).

§ 11. Bei der nun folgenden aufzählung der einzelnen ags. deminutivbildungen habe ich von deminutiven personennamen im allgemeinen nur diejenigen berücksichtigt, zu denen sich ein entsprechendes grundwort oder wenigstens eine entsprechende volle zweiteilige namensform nachweisen lässt. Von anscheinend deminutiven namensformen, denen keine entsprechende namensform ohne deminutivsuffix an die seite gestellt werden kann, sollen nur die in den ältesten ags. denkmälern enthaltenen fälle herangezogen werden.

## II. Die einzelnen ags. deminutivsuffixe.

Die gesperrt gedruckten wörter fehlen bei BT.

### A. Deminutivbildungen auf *ing*, *ling*.

1) Deminutivbildungen auf *ing*.

§ 12. Hierher gehört nur spätags. *hlāfording* m. herrchen (Sweet, me. *lāverding*, *lording*) zu *hlāford* m.[1]). Die zahlreichen personennamen auf *ing* sind sämtlich patronymikalbildungen, von denen manche selbständige namensformen geworden sind. Sie gehören also nicht zu den deminutivbildungen.

2) Deminutivbildungen auf *ling*.

§ 13. *cnæpling* m. jüngling, knabe (Nap. gl. I 2579 puer *cnæplingc*), zu *cnapa* m.[2]). — *giululing* m. quintus [mensis] (Corp. gl. 1699), wahrscheinlich = Juli. Der anklang an *gēol* n. weihnachten ist wohl nur zufällig; das wort ist gewiss von dem dem lat. *Julius* entsprechenden ags. lehnwort *Giuli*[3]) ab-

[1]) *hlāfording* ist wahrscheinlich als ursprüngliches patronymikum anzusehen (vgl. Kluge § 26a) = sohn eines *hlāford*, junger *hlāford*. Patronymikal- und deminutivbildungen berühren sich auch sonst (vgl. Kluge § 55).

[2]) Kluge behandelt das wort nicht als deminutivform, sondern zählt es zu den wörtern, bei denen das suffix *(il)inga* die familienzugehörigkeit (sowohl abstammung als auch weitere verwandtschaftsverhältnisse) bezeichnet (§ 25).

[3]) *Giuli* bedeutet allerdings nicht »Juli«, sondern »Dezember« und »Januar« (vgl. Beda, De temporum ratione, kap. XV), nach Weinhold (s. 4) eine übertragung des namens des mittsommers auf den mittwinter. *giululing* ist eigentlich patronymikalbildung = sohn des *Giuli* (vgl. Kluge, Et. wört. über *hornung*). Während *giuli* den monat der (winterlichen) hauptsonnenwende bezeichnet, bedeutet *giululing* »monat der (sommerlichen) nebensonnenwende, kleinen sonnenwende«.

zuleiten. — *stærling* m. sturnus (Zupitza, Ae. gl., Zfda. XXXIII 251, 54 *stærlinc*, me. *sterling*, *starling*), zu *stær* m. — *þēowling* m. sklave (Wulfst., hrsg. von Napier 173, 23 ff.), zu *þēow* m.

Zweifelhafte fälle: Gehört *posling* m. pille (Lchdm. I 76, 23; vgl. *posel* § 17) zu *pusa, posa* m. beutel? — Ein entsprechendes grundwort fehlt zu *wæstling* m. decke (Ælfric's Voc., WWVoc. 124, 23. Nap. gl. I 1035) (vgl. got. *wasti* f. kleid).

§ 14. Das ags. *geongling* m. jüngling rechnet Kluge (§ 55) — wie mir scheint, mit unrecht — zu den deminutivbildungen; es gehört zu den von ihm in § 24 behandelten, von adjektiven oder abstrakten abzuleitenden wörtern auf *ing, ling*, die zur bezeichnung männlicher personen nach entsprechenden eigenschaften dienen. Den persönlichen maskulinen denominativen ursprungs (Kluge § 22 ff.) gehören überhaupt weitaus die meisten wörter auf *ing, ling* an. Zuweilen berühren sich diese wörter allerdings mit deminutivbildungen; vgl. zb. ags. *þēowetling* m. armseliger sklave (von *þēowet* m. dienst) neben dem oben (§ 13) erwähnten *þēowling*.

§ 15. Die deminutivbildungen auf *ing, ling* sind maskulina nach der *o*-deklination; ihr geschlecht entspricht dem ihrer ebenfalls männlichen grundwörter. Die form *ling* ist dadurch entstanden, dass das suffix *ing* im Nordischen-Westgermanischen oft an wörter auf *l*-suffixe angehängt wurde (vgl. Kluge § 22). Von solchen wörtern aus breitete sich die form *ling* weiter aus und wurde zu einem neuen selbständigen suffix.

### B. Deminutivbildungen auf *l*-suffixe.

#### 1) Deminutivbildungen auf *el* (älter *il*), *l*.

§ 16. Maskulina: *cēcel* kleiner kuchen, bissen (Ep. Erf. gl. 993 = Corp. gl. 2032 *coecil*; vgl. as. *kōko*, ahd. *kuohho*, nhd. *kuchen*). Die gleichbedeutende nebenform *cecel* (Corp. gl. 1964 *cecil*), *cicel* lässt auf ein nicht erhaltenes ags. grundwort **caca* schliessen (vgl. me. ne. *cake*), das zu den oben genannten formen im ablautsverhältnis steht. — *cisel* (Ep. gl. 461 *cisil*), *cysel* (Ælfric's Voc., WWVoc. 113, 18 *cyselstan*) kies (aus **ceosil*, daneben auch *ceosol, ceosel*; vgl. nhd. *kies*). — *gicel* eiszapfen (Ælfric's Voc., WWVoc. 117, 14 *gicel*; vgl.

an. *jake* und *jǫkull*, sowie ags. *gicele*, § 26). — *hīepel* haufen (Sweet), zu *hēap*. Die nebenform *hȳpel* (Nap. gl. I 2496, II 95) (aus **hūpil*) gehört zu einer dem ahd. *hūfo* entsprechenden verlorenen grundform **hūpa* (vgl. Kluge § 56). — *hyrdel* (ne. *hurdle*) hürde, weidengeflecht (vgl. ahd. *hurt* und nhd. *hürde*). — *tǣnel* korb, mittelbare ableitung von *tān* m. zweig (vgl. got. *tainjō* f., ahd. *zeinna* f. korb). — *þȳfel* busch, dickicht, zu *þūf*. — *þȳmel* däumling, fingerhut (Lchdm. II 150, 6; ne. *thimble*), zu *þūma*.

Der umlaut obiger wörter lehrt, dass *il* die ursprüngliche form der endung war. In den ältesten ags. denkmälern ist diese endung vielfach noch erhalten (vgl. oben *coecil, cisil* und Ep. Erf. gl. 403 *tǣnil, tenil* = Corp. gl. 868 *tǣnil*). Bei nicht umlautsfähiger wurzelsilbe kann man schwanken, ob die endung ursprünglich *il* oder *ul, ol* lautete (vgl. § 23). Da aber *ul, ol* > *el* als deminutivsuffix viel seltener ist als *il* > *el*, sind aus wahrscheinlichkeitsgründen auch folgende verkleinerungswörter hierher zu stellen: *cyrfel* pflock (Ælfric's Voc., WWVoc. 126, 18), zu *cyrf*. — *pintel* männliches glied (WWVoc. 292, 16; vgl. nd. *pint* männliches glied). — *pricel* stachel (Byrhtferđ 308, 1) zu *prica*. — *sp(r)ecel* in *haran sp(r)ecel* "viper's bugloss" (Lchdm. III 330), zu *specca*. — *sprincel* m. korb (Corp. gl. 875 fiscillis = *sprinclum*, ebenso WWVoc. 403, 8). Kluge (Misc. s. 200) bringt das wort mit *spranca* m. zweig in verbindung, zu dem es sich seiner bedeutung nach ebenso verhält wie *tǣnel* korb zu *tān* zweig (vgl. § 16, 1). *sprincel* und *spranca* stehen im ablautsverhältnis zu einander. Kluge vergleicht dies verhältnis mit dem des österreich. *stingel* zum nhd. *stengel*, einer ableitung von *stange*.

Bei folgenden wörtern ohne *i*-umlaut in der wurzelsilbe kann man schwanken, ob als ihre ursprüngliche endung *il* > *el* mit analogischer übertragung des wurzelvokals der grundform auf die ableitung, oder *ul, ol* > *el* anzusetzen ist: *pūcel* kobold (Holder 394, 242), zu an. *pūki* (vgl. ne. *Puck*), und *tūscel, tūxl* eck-, backenzahn, hauer, zu *tūsc, tūx* (ne. *tusk*). — Ähnlich ist auch das in älteren ags. wörterbüchern (Somner 1659, Benson 1701, Lye 1772) erwähnte *cnucel* knöchel (ne. *knuckle*; vgl. nhd. *knöchel*, demin. zu *knochen*) zu beurteilen, nur dass dessen grundform im Angelsächsischen fehlt und erst aus den verwandten sprachen erschlossen werden kann.

§ 17. Zweifelhafte fälle: *brēmel* (auch *brēmbel*[1]), *bræm(b)el*) dornbusch, brombeerstrauch, gehört wohl zu *brōm* ginster (vgl. nhd. *brombeere*). — Ist *mæstel* m. (?) in *mæstelbearg* m. verschnittenes mastschwein (Mt. Kmbl. Lind. VII 6 anm.) deminut. zu *mæst* m. mast, *scencel* m. (?)[2]) (WWVoc. 357, 2 = Acrum [?]) zu *sceanca* m., *wrǣdel* m. (?) in *underwrǣdel* (Ælfric's Voc., WWVoc. 153, 1 Subfibulum, uel subligaculum = *underhwrædel*) zu *wrǣd* m.? — Ein entsprechendes grundwort fehlt bei *pyttel*, *pittel* m. in *bleria pyttel* (so WWVoc. 287, 8, *bleripittel* 132, 38 = Ælfric's Voc.) "mouse hawk". Bei den eben angeführten wörtern ausser *brēmel* ist es auch zweifelhaft, ob ihre endung ursprünglich *il* oder *ul, ol* lautete, wenn auch *il* als endung wahrscheinlicher ist (vgl. § 16).

*posel* m. pille (Lchdm. I 354, 9 *to poslum*) gehört vielleicht als demin. zu *pusa, posa* m. beutel (vgl. *posling* § 13); der mangel des umlauts ist wie bei *pūcel, tūscel* (vgl. § 16) zu beurteilen.

*cyrtel* m. rock, mantel (ne. *kirtle*), zu ags. **curt* < lat. *curtus* = nhd. *kurz* (vgl. auch Kluge, Et. wört. unter *kittel*), und *hwītel* m. bettdecke, mantel (ne. *whittle*), zu *whīt,* sind keine deminutivbildungen, sondern gehören zu den von Kluge § 91 anm. 2 erwähnten maskulinen durch ein *l*-suffix gebildeten benennungen von kleidungsstücken.

§ 18. Männliche personennamen: *Abunel* (BCS. II 228, j. 901), auch *Abbonel* (Keary pp. 97, 99), *Abonel* (Grueber p. 101), *Abenel* (Grueber pp. 32, 59, 122, 156) neben *Abbun*[3]) (Grueber pp. 122, 125). — *Beccel* (Felix p. 44) neben *Bacca* (LV. 174, 215), *Becca* (Wids. 19). — *Beorhtel* (Keary p. 46 *Berhtel*) neben *Beorht* (BH. 313 *bercto, berhto,* LV. 104, usw.) und den mit *Beorht* beginnenden eigennamen: *Beorhtfrið* (LV. 162 *berctfrith*), *Beorhthelm* (LV. 171 *bercthelm*), usw. — *Boesel* (LV. 207 *boesil*), *Bēsel* (Grueber p. 122) neben *Bōsa* (BH. 271). — *Brūnel* (Ellis C. p. 299) neben *Brūn* (BCS. I 269, 271, j. 761 (?): *Bruni* abbatis), *Brūna* (Grueber pp. 198, 230). — *Cnytel* (Grueber pp. 244, 301)

---

[1]) *brēmbel* ist analogiebildung nach den obliquen kasus, wo *ml* unmittelbar zusammenstiess (*brēmles* usw.).

[2]) Ælfric's Voc. (WWVoc. 106, 8) hat Acrum = *scencen.*

[3]) Offenbar keine echt ags. namen.

neben *Cnut*[1]). — *Dūdel* (Grueber p. 198) neben *Dūda* (Ct. 58, 22, j. 825). — *Dyddel* (Ct. 42, 26, j. 837) neben *Dudd* (Gn. 21), *Dudda* (Ct. 24, 7, j. 839). — *Ēowel* (BCS. II 572, j. um 945) neben *Ēowa* (Gn. 98, 101). — *Lofel* (Ellis C. p. 350) neben *Lofe* (Ellis B. p. 182). — *Mannel* (Ct. 31, 5, j. 867), *Monnel* (BCS. I 522, j. 824), neben *Monn* (Ct. 33, 4, j. 803), *Monna* (Ct. 59, 7, j. 831). — *Mūcel* (Ct. 28, 16, j. 858, usw.) neben *Mūca* (Ct. 33, 12, j. 803, usw.) — *Pyttel* (BCS. I 348, j. 787) neben *Putta* (BH. 227). — *Rǣdel* (ags. münzinschrift, vgl. Num. Chron. 1876 p. 390) neben *Rāda* (Ellis B. p. 202). — *Tātel* (Keary pp. 43, 45, 46, 64 (neben *Tāta* (BCS. II 172, j. 882) und den mit *Tāt* beginnenden eigennamen: *Tātwine* (LV. 62, 133, usw.: *tatuini*), usw. — *Tyrhtel* (Gn. 49) neben den mit *Torht* beginnenden eigennamen: *Torhthelm* (LV. 120), *Torhthere* (Gn. 49), usw. — *Tytel* (BH. 103 *tytili* gen. sg.; vgl. auch *Tyttla* Gn. 119) neben *Tutta* (LV. 159, 160). — *Wædel* (Grueber pp. 247, 321, 333, 339), *Wadel* (Ellis B. p. 262) neben *Wada* (LV. 14). — *Wōdel* (Keary pp. 34, 38, 40) neben *Wōd* (Wids. 30).

Ein entsprechendes grundwort fehlt bei folgenden namen aus OET.: *Soemel* (Gn. 74), *Strygel* (Ct. 33, 11, j. 803) und *Trygel* (Gn. 120).

§ 19. Nur mit der ältern endung *il* sind überliefert die namen *Achil* (Ellis B. p. 2) neben *Achi* (Ellis B. p. 2), *Acha* (BCS. II 174, j. 883), und *Tochil* (Ellis B. p. 239) neben *Tochi* (Ellis B. p. 239). — *Dūdecil* (Keary pp. 46, 55, 66) neben *Dūdec* (vgl. § 32) und *Dūdeca* (vgl. § 28) ist eine potenzierte deminutivbildung, da *Dūdec, Dūdeca* auch schon selbst deminutivbildungen zu *Dūda* (vgl. § 18) darstellen.

Ein entsprechendes grundwort fehlt bei folgenden namen aus OET.: *Icil*[2]) (Gn. 93: *cnebba icling, [ic]il eamering*) und *Piichil* (LV. 173).

§ 20. Der mangel des *i*-umlauts bei *Achil, Tochil,* usw. erklärt sich durch analogische übertragung des vokals der grundform auf die abgeleitete form. Eigennamen sind natürlich der analogiewirkung besonders ausgesetzt. Ebenso wie

---

[1]) Bekanntlich ein nordischer name.

[2]) Doch vgl. die ortsnamen *Icancumb, Icangaet* (BCS. I 334, j. 781), in deren erstem bestandteil wohl ein personenname *Ica* steckt.

*Achil, Tochil,* usw. sind auch die umlautslosen formen *Brūnel, Dūdel, Ēowel,* usw. in § 18 zu deuten, bei denen aus dem mangel des *i*-umlauts also noch nicht auf vorhandensein des suffixes *ul, ol* > *el* geschlossen zu werden braucht (vgl. auch § 16).

§ 21. Neutra: *cyrnel* (auch m.) kern, zu *corn* (vgl. Kluge, Et. wört. unter *kern*). — *hæccel* in *mearg-hæccel* fleischwurst (WWVoc. 411, 20), zu *mearh-gehæc* (WWVoc. 427, 30). — *tyrdel* mistklümpchen, zu *tord.*

*dur(u)stodl* n. türpfosten (WWVoc. 280, 14 *durstodl* = postes pl.) ist entweder demin. zu *durustod* n. oder gehört zu den von Kluge (§§ 89—91) behandelten konkretbenennungen auf *l.* — *þȳrel* n. loch < *þyrhel,* von *þurh* präp. durch, ist nicht als deminutivbildung zu betrachten; ein entsprechendes substantivisches grundwort ist nicht nachgewiesen.

§ 22. Feminina: vereinzelte einschlägige deminutivbildungen sind *netel* (auch *netele* swf.) nessel (WWVoc. 322, 28; vgl. ahd. *nazza*) und *wundel* (Lchdm. I 8, 14, usw.; auch *wundle, wyndle* swf.) wunde, zu *wund.*

Zweifelhafte fälle: *rible* pl. f. (?) in *hrycriple* (WWVoc. 265, 22 = palae; 292, 6 Pale, *ricgrblc*) fleisch zu beiden seiten des rückens, zu *hrycribb* n. (WWVoc. 265, 26; 292, 9 *hricgrib*). — Ælfric's Voc. (WWVoc. 134, 40) erwähnt *biscopwyrtil* f. (?) [= Gerobotona, uel uerbena, uel sagmen], zu *bisceopwyrt* f. (Ælfric's Voc., WWVoc. 136, 3 = Betonica).

*cistel, cystel* f. (neben *cisten* f., *cist(en)-bēam* m. < lat. *castanea*) kastanie (Ælfric's Voc., WWVoc. 138, 20 Castanea, *cystel,* uel *cystbeam*) ist wohl kaum eine deminutivbildung; das *l* ist hier vermutlich aus *n* in ähnlicher weise entstanden wie bei ags. *cietel* aus lat. *catinus.*

2) Maskuline deminutivbildungen auf *ul* (später *ol, el*).

§ 23. Vgl. hierzu Kluge § 56, abschnitt 2. Die endungen *il* und *ul* stehen zu einander in einem ablautsverhältnis (vgl. Sievers §§ 127, 128). Im spätern Angelsächsisch fallen die beiden gruppen *il, el* und *ul, ol, el* in der gleichmässig durchgeführten endung *el* zusammen (vgl. Kluge in Paul's Grundr. I², s. 1055).

Beispiele: *angel* angel (vgl. Kluge, Et. wört. unter *angel*); dass hier das zu *el* abgeschwächte suffix *ul, ol* vorliegt, wird

durch den mangel des *i*-umlauts in der wurzelsilbe (vgl. § 16) und durch ahd. *angul* erwiesen. — *ceosol* kies (WWVoc. 288, 36) neben *cisel, cysel* (aus **ceosil,* vgl. § 16).

Vielleicht gehört hierher auch *cesol* m. magen des vogels (Ep. Erf. gl. 1054, Corp. gl. 2090 *ceonsol* = ventriculus avis). Kluge (Misc. s. 199 ff.) vermutet, das wort sei mit dem ne. *gizzard* etymologisch verwandt, das vom franz. *gésier,* einer entsprechung des lat. *gizeria,* abzuleiten ist. Er setzt als grundform des ags. *cesol* eine lat. nebenform von *gizeria,* **ciseria* an. Solange aber für **ciseria* keine belege angeführt werden können, scheint mir Kluge's etymologie des wortes recht unwahrscheinlich.

§ 24. Personennamen: *Addul* (LV. 286) neben *Adda* (BH. 181). — *Tuddul* (BCS. I 110, j. 691 (692) neben *Tudda* (LV. 336). — *Utol* (Ct. 12, 3, j. 799—802) neben *Utta* (BH. 166).

Das grundwort fehlt zu folgenden personennamen in OET.: *Beorcol* (Ct. 9, 7 *bercol,* j. 736; 17, 7 *bercul,* j. 742) und *Fadol* (Ct. 3, 14 *fad(ol),* j. 778).

*Fugul* (LV. 319), *Fugel* (Grueber pp. 117, 132, 141) ist entweder deminutivbildung zu *Fug* (BCS. I 133, j. 716), oder eher ursprünglicher gattungsname = *fugol* vogel; in letzterem falle gehört es nicht hierher.

3) Maskuline deminutivbildungen auf *la* (northumbrisch und mercisch auch *le;* vgl. Sievers § 276, anm. 5).

§ 25. *hēla* (ne. *heel*) ferse, zu *hōh* (vgl. Kluge § 56).

Ferner eine reihe von personennamen, die den got. namen auf *ila,* den ahd. auf *ilo* entsprechen. *Ætla* (BH. 306, got. *Attila,* eigentlich = väterchen), zu ags. **ætta,* got. *atta* vater (vgl. auch den ags personennamen *Ætti,* LV. 170). — *Bacula* (DCB. I 236, j. um 705), *Bacola* (BCS. I 312, j. 777) neben *Baca* (LV. 339) (vgl. auch *Beccel* § 18). — *Blædla, Blēdla* (BH. 18 *blædla, bledla,* LV. 186, 203 *blædla*), got. *Blēdila* zu Βλήδα. — *Ebbela* (Ct. 9, 6 *ebbella,* j. 736) neben *Ebbi* (LV. 131. 250), *Ebbe* (LV. 453). — *Esla*[1]) (ASC. II 379) neben *Esi* (BH. 4, LV. 214), *Ese* (Ct. 28, 16, j. 858). — *Hemela* (LVH. 21), *Hemele* (Gn. 39) neben *Hemmi* (LV. 335), *Hemma* (LV. 94). —

[1]) Mit auffälliger synkope des vokals der mittelsilbe.

*Hiddila* (BH. 285) neben *Hiddi* (LV. 159), *Hidda* (LV. 274). — *Lefila* (LV. 197 *lefilla*) neben **Lefa* (vgl. *lefincg* LV. 235). — *Onela* (Beow. 2617, 2933) neben *Ona* (LV. 200). — *Tyttla* (Gn. 119) neben *Tutta* (LV. 159; vgl. auch *Tytel* § 18). — *Winele* (Grueber pp. 103, 119) neben *Wine* (BH. 144).

Ein entsprechendes grundwort fehlt bei *Frīdla* (Wids. 113 [mhd. *Frīdele*]).

4) Feminine deminutivbildungen auf *(e)le*.

§ 26. *bindle*[1]) neben *binde* in *wudubindle* (ne. *woodbine*) geissblatt (Ep. gl. 559 *uuidubindlae*, Leid. gl. 245 *uudubindlae* = Corp. gl. 1116 *uudubinde*). — *mēowle* jungfrau (got. *mawilō*, demin. zu *mawi*). — *netele* (auch *netel*; vgl. § 22) nessel (vgl. ahd. *nazza*). — *wrincle* runzel (Sweet; vgl. ahd. *runza* und *runzila*, Kluge § 56 und Et. wört. unter *runzel*). — *wyndle* (Laws 417, 23: Law of the Northumbrian Priests), *wundle* (Laws 380, 22, anm. 4: Poenitentiale Ecgberti lib. IV) wunde, zu *wund* (vgl. *wundel* stf. § 22).

Zweifelhafte fälle: Bei *earmelle* f. (?) ärmel (Sweet), zu *earm* m. arm, kann man schwanken, ob eine deminutivbildung oder das zur benennung von kleidungsstücken dienende *l*-suffix vorliegt (vgl. Kluge § 91, anm 2); das wort ist auch dadurch merkwürdig, dass es, im gegensatz zu den andern deminutivbildungen auf ein *l*-suffix, mit seinem grundwort im geschlecht nicht übereinstimmt (wenn das wort nicht etwa als swm., nom. sg. *earmela*, aufzufassen ist; vgl. ahd. *ermilo* m., nhd. *ärmel*. Der beleg bei Schröer 136, 23: *side earmellan* (acc. pl.) widerspricht dem wenigstens nicht; ich weiss nicht, auf welche belegstellen Sweet sich stützt, der das wort als f. ansetzt). — *gecile* (Erf. gl. 954; Ep. gl. 954 = Corp. gl. 1919 *gecilae*), *gecele* (WWVoc. 278, 18) (f.?) eiszapfen (vgl. *gicel* § 16). — *þrōs(t)le* drossel ist vielleicht ursprünglich als deminutivbildung zu betrachten (vgl. daneben *þrȳsce* (ne. *thrush*) und Kluge, Et. wört. unter *drossel*). — Gehört *wurmille* f. wilder majoran (Corp. gl. 1452 = origanum) zu *wyrm* m. (vgl. WWVoc. 271, 20 [ags. vocab., 10. oder 11. jahrh.] *wyrmella* m. [?])?

[1]) *bindele* f. das binden (neben *binde* f. band) ist natürlich keine deminutivbildung, sondern gehört zu den abstrakten der gerichtlichen terminologie auf *le*, die Kluge § 157 behandelt hat; ebenso *swingele* f. schlag neben *swinge* f.

Als vereinzelte koseform eines weiblichen personennamens (vgl. § 10) ist vielleicht *Gunnila*[1]) (Ellis B. p. 136, anm. 2: "*Gunnila* filia comitis Godwini"), zu *Gunhild* (ASC. II 388), *Gunnild* (Ellis B. p. 136, j. um 1050) anzusehen.

§ 27. Die meisten der auf *l*-suffixe endigenden wörter sind nicht deminutivbildungen, sondern gehören zu den nomina agentis (vgl. Kluge §§ 18, 19) und den von Kluge §§ 89—91 behandelten konkretbenennungen.

Die maskulina und neutra auf *il, el* und die maskulina auf *ul, ol* gehen nach der *o*-deklination, die wenigen feminina auf *el* nach der *a*-deklination. Blosses *l* als suffix ist in den einschlägigen fällen wohl stets durch synkope des vorhergehenden vokals entstanden[2]). Die deminutivbildungen auf *la* (m.) und *le* (f.) sind *n*-stämme.

Aus der grundform *Tutta* haben sich die doppelformen *Tytel* (vgl. § 18) und *Tyttla* (vgl. § 25) entwickelt. Ähnliche doppelformen sind *wundel* (vgl. § 22) und *wyndle* (vgl. § 26) zu *wund* (vgl. auch *Beccel* § 18, und *Bacula, Bacola* § 25).

Das geschlecht der *l*-deminutiva entspricht gewöhnlich dem des betreffenden grundwortes. Ausnahmen zweifelhaften charakters sind *hrycgrible* (f.) pl. neben *hrycgribb* n. (vgl. § 22), und *wurmille* f. neben *wyrm* m. (vgl. § 26). *earmelle* f. (oder m., vgl. § 26) neben *earm* m. ist vielleicht nur scheinbar eine ausnahme.

Eine eigentümliche entwicklung der verkleinerung liegt vor bei *pȳmel* fingerhut, zu *pūma* daumen, und bei *earmelle* ärmel, zu *earm* arm. Wir haben es hier mit einer metonymischen übertragung der namen von körperteilen auf geräte oder kleidungsstücke zu tun, die jenen körperteilen zur hülle dienen[3]).

---

[1]) *a* statt *e* im nom. sg. der femininen *n*-stämme ist northumbrisch (vgl. Sievers § 276 anm. 5), kann aber auch auf latinisierung der endung beruhen. *Gunhild* ist keine echt ags. form, sondern eigentlich lehnwort aus dem An.; die entsprechende ags. namensform würde **Gūđhild* lauten.

[2]) Zb. *tūxl* statt *tūxel* < *tūscel* (vgl. § 16). Streng lautgesetzlich wäre nom. *tūxel,* gen. *tūxles;* der nom. *tūxl* ist offenbar eine analogiebildung nach den obliquen kasus. Auffällig ist *dur(u)stodl* (vgl. § 21).

[3]) Vgl. auch Waag s. 94.

## C. Deminutivbildungen auf *k*-suffixe.

### 1) Maskuline deminutivbildungen auf *ca*.

§ 28. *geoloca, geol(e)ca* (ne. *yolk*) dotter, zu *geolo* n. das gelbe.

Personennamen: *Aluca* (LV. 285) neben *Ealubeorht* (Gn. 13 *aluberht*), usw. — *Beadeca* (Wids. 112), *Baduca* (LV. 217, 353) neben den mit *Beadu, Badu* beginnenden eigennamen: *Beadumund* (LV. 100. 236 *badumund*), usw. — *Bēdca* (SG. 15) neben *Bǣda* (BH. 1), *Bēda* (BH. 1, LV. 98, 105). — *Bettice* (Ellis B. p. 49; north. oder mercisch für **Bettica;* vgl. § 25) neben *Betti* (BH. 182, LV. 161). — *Dūdeca* (WMalm. GP. p. 194) neben *Dūda* (Ct. 58, 22, j. 825; vgl. auch *Dūdec* § 32, und *Dūdecil* § 19). — *Gifica* (Wids. 19 [ahd. *Gibihho* zu *Gebo*]) neben den mit *Gef, Gif* < *Gief* beginnenden eigennamen: *Gefmund* (BH. 231), *Gefwine* (LV. 84 *gefuini*), *Gifheard* (Ellis C. p. 323 *Gifardus*). — *Hereca* (BCS. I 259, j. 755/757; I 265, j. 758) neben den mit *Here* beginnenden eigennamen: *Herebeald* (LV. 81), usw. — *Hȳsica* (LV. 385), *Hȳsca* (LV. 9) neben *Hūsa* (Ct. 47, 4, j. 836). — *Lēofeca* (FIW. a. 1006) neben *Lēofa* (Ct. 32, 1 *liaban* dat., j. 873) und den mit *Lēof* beginnenden eigennamen: *Lēofhelm* (LV. 339 *leobhelm*), usw. — *Lūdeca* (Ct. 57, 10, j. 824) neben *Lūdi* (Ellis B. p. 182), *Lūde* (Keary p. 46. 62), *Lūda* (BCS. II 174, j. 883). — *Maneca* (Grueber p. 142, 151) neben *Mana* (Grueber p. 135). — *Sifeca* (Wids. 116 [ahd. *Sibihho*]) neben *Sibba* (BCS. II 269, j. 904), *Sibbi* (LVH. 51)[1]) und den mit *Sib(b)* beginnenden eigennamen: *Sibwine* (Grueber pp. 201, 228, 247). — *Tǣtica* (LV. 17) neben den mit *Tāt* beginnenden eigennamen: *Tātwine* (LV. 62 *tatuini*), usw. (vgl. auch § 18).

Zweifelhafte fälle: *Drēmca* (LV. 104) ist wohl koseform neben *Drēamwulf* (LV. 114 [über *ē* als *i*-umlaut von *ēa* vgl. Sievers § 97]). — *Heđca* (Wids. 112) gehört wohl als koseform zu den mit *Heađu* beginnenden eigennamen: *Heađubeald* (LV. 438 *hađubald;* Ct. 33, 11 *heađobald,* j. 803), *Heađumund* (LV. 55 *hadumund*), usw. — Unsicher ist der ursprung von *Emerca* (Wids. 113 [ahd. *Embrihho;* vgl. Förstemann s. 98]).

[1]) Das verhältnis von *Sifeca* < **Sifica* zu *Sibba* < **Sifja* ist streng lautgesetzlich (vgl. Sievers § 227).

Die endung *ica*, die auch der form *Sifeca* und wohl auch *Bēdca* und *Drēmca* zu grunde liegt, hat umlaut der stammsilbe bewirkt bei *Hȳsica* und *Tǣtica*. In den übrigen fällen mit umlautsfähiger wurzelsilbe ist der vokal der grundform durch analogiewirkung wiederhergestellt worden. Auffällig ist die synkope des mittelvokals bei *Heðca* < **Heðica* = **Hieðica* (über *e* für *ie* vgl. Sievers § 97).

2) Feminine deminutivbildungen auf *ce*.

§ 29. Ob *lāwerce* lerche (ne. *lark*) hierher gehört, ist sehr zweifelhaft. Ebenso zweifelhaft ist der deminutive charakter von *hleomoce* "brooklime" (Lchdm. III 332), daneben *hleomuc* m. (vgl. § 30), *hleomoc* m. (vgl. § 31).

3) Maskuline deminutivbildungen auf *uc, oc*.

§ 30. Beispiele auf *uc*: *bealluc* hode (WWVoc. 265, 34 *beallucas* testiculi; vgl. me. *balle* ball). — *buttuc* ende, stück land (Sweet, me. *buttok*, ne. *buttock*; vgl. me. *butt* dickeres ende eines gegenstandes). — *galluc*, siehe *galloc* § 31. — *lȳtluc* stückchen (Holder 400, 531 *lyttuccas* für *lytluccas* particulas) zu *lȳtel* n. ein wenig.

Vogelnamen: *cornuc* kranich (Corp. gl. 996), zu *cran* m. (daneben *cornoc*). — *hafuc*, siehe *hafoc* § 31. — *rudduc* rotkehlchen (Ælfric's Voc., WWVoc. 131, 26; auch 286, 11 [vgl. ags. *rudu* f. rote farbe]), daneben *ruddoc*.

Sonstige tiernamen: *bulluc* bullenkalb (Sweet [vgl. an. *bole*, me. *bule*, ne. *bull* ochse, und Kluge § 61b]). — *weoluc*, siehe *weoloc* § 31.

Koseformen von personennamen: *Dūduc* (Ct. 24, 6, j. 839; 25, 12, j. 843) neben *Dūda* (Ct. 58, 22, j. 825 [vgl. auch *Dūdec* § 32, *Dūdeca* § 28 und *Dūdecil* § 19]). — *Hūduc* (BCS. I 127, j. 696) neben *Hūda* (Ct. 24, 6, j. 839; 25, 12, j. 843). — *Hwītuc* (BCS. II 268, j. 904) neben *Hwīta* (LV. 419). — *Lulluc* (Ct. 20, 23, j. 847) neben *Lull* (Ct. 33, 17, j. 803) und *Lulla* (Ct. 24, 7, j. 839). — *Puttuc* (BCS. I 149, j. 701 [auch *Puttoc*; vgl. § 31]) neben *Putta* (BH. 227 [vgl. auch *Pyttel* § 18]).

Zweifelhaften charakters ist eine reihe von pflanzennamen wie: *cammuc* (WWVoc. 416, 9), *commuc* (Lchdm. II 324, 20), siehe *cammoc* § 31. — *cottuc* (Corp. gl. 1288), *cotuc* (Ep. gl.

656) malve. — *hassuc*[1]) m. "coarse grass" (KCD. III 223, 25). — *hleomuc* m. (?) (Ælfric's Voc., WWVoc. 133, 7 *leomuc* = fafida [nomen herbae]; vgl. *hleomoce* § 29, *hleomoc* § 31). — Ferner *puduc* balggeschwulst (Holder 396, 258 *puducas* strumas) und *purruc* kleines schiff (WWVoc. 181, 35; 288, 2). Ein entsprechendes grundwort lässt sich für keines obiger wörter nachweisen. Ebenso wenig für folgende eigennamen aus OET.: *Bralluc* (LV. 222), *Deduc* (LV. 106). Auch *Widuc* (LV. 229 *uiduc*)[2]) gehört hierher, wenn die quantität des vokals der stammsilbe mit Sweet (OET. 515) als kurz anzusetzen ist. Vielleicht liegt aber langer vokal vor; ein etwaiges *Wīduc* wäre als koseform zu den mit *Wīd* beginnenden eigennamen: *Wīdsīð* (LV. 179), usw. aufzufassen.

§ 31. Beispiele auf *oc*: *g(e)alloc* "comfrey" zu *gealla* m. galle (WWVoc. 298, 1); daneben *galluc* (Ep. Erf. gl. 466; Ælfric's Voc., WWVoc. 133, 20).

Vogelnamen: *cornoc* kranich (Corp. gl. 995 *cornoch*) zu *cran* m. (daneben *cornuc*; vgl. § 30). — *ruddoc* rotkehlchen (Sweet; neben *rudduc*, vgl. § 30). — Ein entsprechendes grundwort fehlt zu *hafoc* habicht (Ælfric's Colloquy, WWVoc. 95, 12. 14. 18. 22), ahd. *habuh*, ne. *hawk*; daneben *hafuc* (Leid. gl. 51 *haefuc*; VP. 103, 17 *heafuces*), *hafac* (Ælfric's Colloquy, WWVoc. 95, 20).

Sonstige tiernamen: *weoloc* trompetenschnecke (WWVoc. 261, 22; 283, 16, usw.), daneben *weoluc* (WWVoc. 293, 25; 422, 19). Ein entsprechendes grundwort fehlt.

Personennamen[3]): *Aloc* (ASC. I 332) neben *Ala* (Ellis B. p. 12). — *Honoc* (LV. 199) neben *Hana* (Grueber p. 123). — *Onoc* (Ct. 9, 6, j. 736) neben *Ona* (LV. 200). — *Puttoc* (NSA. 3) neben *Putta* (BH. 227), auch *Puttuc* (vgl. § 30). — *Willoc* (BCS. I 164, j. 704) neben *Willa* (BCS. I 312) und

[1]) Nach einigen keltischen ursprungs.

[2]) Doch vgl. den ortsnamen *Widancumb* (BCS. I 238, j. 716—743), in dessen erstem bestandteil wohl ein personenname *Wida* (oder *Wīda*?) steckt.

[3]) *oc* wurde um 900 von mönchischen abschreibern oft fälschlich statt des *a* der vorlage geschrieben, da *a* und *oc* sich nach damaliger schreibweise sehr glichen. Vgl. BCS. II 250 anm. 1; Searle 361. Manche namensformen auf *oc* mögen also durch ein blosses missverständnis entstanden sein; sie gehören dann natürlich nicht zu den deminutivbildungen.

den mit *Wille* beginnenden eigennamen: *Willegod* (BCS. I 373), usw.

Zweifelhaft ist der deminutive charakter folgender pflanzenbezeichnungen: *cammoc* m. (?) hauhechel (Lchdm. I 208, 15; WWVoc. 300, 27 peucedanum *cammocc*); daneben *cammuc* (vgl. § 30). — *hleomoc* m. "brooklime" (WWVoc. 411, 27 fafida *hleomoc*), daneben *hleomoce* f. (vgl. § 29), *hleomuc* (vgl. § 30).

4) Maskuline deminutivbildungen auf *ic, ec.*

§ 32. Personennamen auf *ic: Allic* (Ellis B p. 18; C p. 281) neben *Alli* (Ellis B p. 18). — *Beornic* (Gn. 82) neben *Beorn* (LV. 15, 162) und den mit *Beorn* beginnenden eigennamen: *Beornfriđ* (LV. 85, 182), usw. — *Bynic* (Grueber p. 198) neben *Byni* (LV. 159). — *Topic* (Ellis B p. 240) neben *Topi, Tope* (Ellis B p. 240). — *Ufic* (BCS. II 327, j. um 929) neben *Ufa* (BCS. I 419, j. 801).

*Burric* (Ellis B p. 63 *Burricus*) ist entweder koseform zu *Burra* (LV. 225) oder wohl noch besser mit Searle als durch assimilation aus *Burgrīc* (BCS. II 410, j. 934) entstanden zu erklären. — *Iric* (Ellis B p. 153) gehört entweder zu *Ira* (Grueber p. 200), *Ire* (Grueber p. 265) oder ist wohl eher nur andre schreibweise für *Yric* (ASC. II 462). Im Angelsächsischen begegnen neben einander die formen *Iric, Yric* und *Eric* (Ellis B p. 107), die dem ahd. *Erih,* nhd. *Erich* zu entsprechen scheinen (vgl. Förstemann s. 466). — Eine zweifelhafte form ohne entsprechendes grundwort ist *Cerdic* (BH. 309; ASC. II 351)[1].

Personennamen auf *ec: Cynec* (LV. 340 *cynech*), koseform zu den mit *Cyne* beginnenden eigennamen: *Cynewulf* (LV. 9, 63, 126), usw. — *Dūdec* (BCS. I 337, j. 781) neben *Dūda* (Ct. 58, 22, j. 825), vgl. auch *Dūdeca* (§ 28), *Dūdecil* (§ 19), *Dūduc* (§ 30). — *Willec* (LV. 473 *uillech*) neben *Willa* (BCS. I 312, j. 777) und den mit *Wille* beginnenden eigennamen: *Willegod* (BCS. I 373, j. 793 *Willigoda*), usw. (vgl. auch *Willoc* § 31).

---

[1]) Doch vgl. den ortsnamen *Cardan hlæw* (BCS. III 29, j. 949), *Cerdan hleaw* (BCS. III 147, j. 956). *Carda, Cerda* ist wohl ursprünglich ein personenname.

Das geschlecht ist unsicher (m. oder n.?) bei *tættic* (Homl. Ass. 9, 238), *tættec* (Ælfr. Hom. I 256, 9) lumpen, fetzen (vgl. ne. *tatter*[1]) und me. *tatered* zerlumpt).

5) Deminutivbildungen auf blosses *c*.

§ 33. Maskulina: *hulc* hütte, wohl statt **huluc*, demin. zu einem nicht belegten subst. **hul*, zu *helan* bedecken, verbergen (vgl. Kluge § 61a). — Tiernamen: *weolc* (Nap. gl. I 5193; II 432; siehe *weoloc* § 31). — Zweifelhaft ist der deminutive charakter von *gēac* kuckuck (nhd. *gauch*).

Sowohl mask. als fem. ist *styrc*[2]) (WWVoc. 321, 9 = juvencus), *stirc* (WWVoc. 195, 29; 360, 2; 525, 12 = bucula) junges rind.

Neutrum: *holc* n. höhle, höhlung, zu *hol* n. höhle.

§ 34. Die maskulina auf *ca* und die feminina auf *ce* gehören zur schwachen (*n*-)deklination; die übrigen deminutivbildungen dieses abschnitts sind *o*-stämme.

Gegenüber *oc* ist *uc* die ältere form der endung; *oc* kommt allerdings auch schon in den ältesten texten vor (vgl. *cornoch* in den Corp. gl. 995, § 31). Ebenso ist auch *ec* durch abschwächung aus *ic* entstanden; die namensformen *Cynech* und *Uillech* (vgl. § 32) begegnen freilich beide schon im Liber vitae (um 800).

Doppelformen sind *Dūduc* (§ 30) und *Dūdec* (§ 32), *Willoc* (§ 31) und *Willec* (§ 32).

### D. Deminutivbildungen auf *īn*, *en*.

Bis auf einige eigennamen sind alle auf obige suffixe endigenden verkleinerungswörter neutra, ohne rücksicht auf das geschlecht des grundwortes.

1) Deminutivbildungen auf *īn*.

§ 35. Das einzig etymologisch hierhergehörige beispiel ist *swīn* (ne. *swine*) schwein, zu *sū* f. (ne. *sow*) sau (vgl. Kluge § 57).

[1]) Nach Kluge-Lutz ist *tatter* ein lehnwort aus dem Skandinavischen. — Das von BT. zur vergleichung mit *tættec* herangezogene: *on tættucan stan* (BCS. II 94, j. 856) usw. gehört nicht zu *tættec*; *Tættuca* ist ursprünglich wohl ein personenname.

[2]) Auffällig ist die kürze des vokals bei *styrc*; zu erwarten wäre **stīerc*, **stȳrc*.

2) Deminutivbildungen auf *en*.

§ 36. Dies *en* hat sich aus ursprünglichen *īn* $>$ *in* in unbetonter oder nebentoniger silbe entwickelt. Auf ursprüngliche betontheit des suffixes deutet der grammatische wechsel bei *mægden* mädchen, jungfrau, gegenüber *mæg(e)þ* f. hin.

Weitere beispiele: *clīwen, clȳwen, clēowen* (auch *clȳwe* n., WWVoc. 187, 29) knäuel (vgl. skr. *glāus* ballen und Kluge § 57). — *filmen* (WWVoc. 446, 5; 488, 11, usw.), *fylmen* (Ælfric's Voc., WWVoc. 127, 26; 159, 33), zu *felma* m. (in *ǣger-felma* eihäutchen, Lchdm. II 54, 21). — *men(n)en* magd, sklavin, zu *man(n)* m.[1]). — Der personenname *Immin* m. (BH. 205) neben *Imma* m. (BH. 300; LV. 202).

Zweifelhafte fälle: *bryþen* n. gebräu (Lchdm. II 142, 15), zu *broþ* n. (Ælfric's Colloquy, WWVoc. 98, 15; Ælfric's Voc., WWVoc. 156, 25, usw.) — *dydrin*[2]) n. (?) dotter (Lchdm. II 92, 20 [vgl. ahd. *totoro,* mhd. *toter,* nhd. *dotter*]).

§ 37. In einigen fällen dient das suffix *en* zur bezeichnung für das tierjunge (vgl. Kluge § 58a): *cȳcen* (WWVoc. 286, 27), *cicen* (Ælfric's Voc., WWVoc. 132, 35; auch 260, 33; 318, 24) küchlein (ne. *chicken*). — Besonders reich ist das Angelsächsische an derartigen bezeichnungen für das junge der ziege: *gǣten* (Lchdm. I 178, 18, fehlt auch bei Sweet), zu *gāt* f. — *hēcen* (Byrhtferth 322, 10 *hecyn;* fehlt auch bei Sweet [= mndl. *hoekijn,* mndd. *hōkin;* vgl. aslov. *koza* ziege]). — *ticcen* (= ahd. *zicchī,* nhd. *zicke,* zu ahd. *ziga,* nhd. *ziege;* vgl. Kluge, Et. wört. unter *ziege*).

*nīeten* tier ist offenbar eine deminutivbildung zu *nēat* n. rind, tier; wahrscheinlich bedeutete das wort ursprünglich nicht speziell das tierjunge, sondern hatte die eigentliche deminutivbedeutung »kleines tier«, woraus die allgemeinere bedeutung »tier überhaupt« hervorging.

§ 38. Im Westgermanischen wird das suffix *īna* auch zur bildung von gefässnamen verwendet (vgl. Kluge § 58b). Im Angelsächsischen ist ein einschlägiger fall *embren* n. eimer (WWVoc. 358, 19), zu *amber* mf. $<$ lat. *amphora.*

---

[1]) Dass *men(n)en* nicht etwa als ein mit dem weiblichen genussuffix (urgerm.) *inī,* ags. *en* (vgl. Kluge § 41) gebildetes wort aufzufassen ist, wird durch sein geschlecht als neutrum erwiesen; vgl. Hy. 10, 3 *menenes his* = ancillae suae.

[2]) Kluge, Et. wört. unter *dotter* nennt als ags. form *dydring.*

Der deminutive charakter des von Kluge als vielleicht hierhergehörig bezeichneten *mēle* (Ep. gl. 56 *meeli;* Corp. gl. 250 *meli*), *mǣle* in *wætermǣle* (WWVoc. 335, 29) m. becher (vgl. got. *mēla* m. scheffel, und *clȳwe* neben *clȳwen* § 36) scheint mir schon deshalb zweifelhaft zu sein, weil das wort ein maskulinum ist.

§ 39. Bei einigen eigennamen begegnet uns das ags. deminutivsuffix *in, en* in verbindung mit einem vorhergehenden *l*-suffix, das, wie wir oben (§§ 16—27) gesehen haben, als selbständiges deminutivsuffix verhältnismässig häufig vorkommt. So entsteht ein neues suffix *lin* (mhd. *līn,* nhd. *lein*).

Beispiele: *Hugelin* (KCD. IV 84 *Hugelinus,* j. 1044), *Huhgelin* (KCD IV 173, j. 1062—1066) neben *Hugo* (ASC. II 397)[1]. — *Tidlin* (Bright 339) negen *Tidi* (LV. 200), *Tida* (BCS. II 117, j. 863). — *Wīgelin* (Battle of Maldon 300, Sweet, Ags. Reader p. 142) neben den mit *Wīg* beginnenden eigennamen: *Wīgbeald* (LV. 163 *uigbald*) *Wīghelm* (LV. 270 *uighelm*), usw.

*Bēslin* (Keary p. 97. 108) ist entweder als potenzierte deminutivbildung zu *Bēsel* (vgl. § 18), oder als koseform auf *lin* zu *Bōsa* (BH. 271) aufzufassen. Ohne entsprechendes grundwort ist *Cēawlin* (SG. 6 *ceaul[i]n*; BH. 60 *cælin*)[2].

§ 40. Das ags. deminutivsuffix *in, en* erscheint auch in verbindung mit einem vorhergehenden *k*-suffix, das auch als selbständiges deminutivsuffix vorkommt (vgl. §§ 28—34). So entsteht ein neues suffix *cin, cen* (deutsch *chen;* vgl. Kluge § 62).

Beispiele: *tyncen* n. kleine tonne (Ors. 72, 30), zu *tunne* f. — *þyrncen* n. distel (Mt. Kmbl. VII 16), zu *þorn* m.

Eigennamen: *Cynicin* (LV. 227) neben *Cyni* (LV. 239) und den zahlreichen mit *Cyne* zusammengesetzten eigennamen: *Cynewulf* (LV. 9), usw. (vgl. auch *Cynec* § 32). — *Hæđcyn* (Beow. 2435) < **Hađucin,* neben den mit *Heađu* beginnenden eigennamen: *Heađubeorht* (LV. 58 *hađuberct*), usw. (vgl.

[1]) *Hugo* ist kein echt ags. name, sondern die ahd. verkürzte form zu den mit *Hugu, Hugi* beginnenden personennamen: *Huguperht, Hugibald,* usw. Vom Deutschen aus drang das wort schon früh ins Französische; ins Angelsächsische gelangte es offenbar durch normännische vermittlung.

[2]) Doch vgl. den ortsnamen *Cēawwan lēah* (BCS. II 76, j. 854), der einen sonst nicht belegten personennamen *Cēawwa* (oder *Ceawwa?*) voraussetzt.

auch *Heđca* § 28). — *Mannecin* (Grueber pp. 142. 155) neben *Mann* (Ct. 33, 4. 11 *monn*), *Manna* (Ellis B. p. 183), *Manne* (Grueber p. 347; vgl. auch *Mannel* § 18).

§ 41. Die deminutivbildungen auf *īn, en,* urgerm. *īna* < idg. *īno* (vgl. lat. *caprīnus* zu *caper*) sind durch substantivierung von abstammungs- oder stoffadjektiven auf *īna* entstanden (vgl. Kluge § 57). Sie gehören natürlich zur (idg.) *o*-deklination.

E. Deminutivbildungen auf dentale suffixe.

1) Deminutivbildungen auf *oþ*.

§ 42. Bei den meisten wörtern auf *oþ* ist der deminutivcharakter zweifelhaft. Mit einiger sicherheit dürfte nur *īegoþ* m.[1]) inselchen, zu *īeg* f. insel hierher zu stellen sein. Ganz unsicher ist die zugehörigkeit zu den deminutivbildungen bei *wāroþ* n. seetang (Rätsel XLI 49), neben *wār* (geschlecht?) seetang (Ep. Erf. gl. 47 *uuar — uar,* Corp. gl. 120 *waar*). Dies wort scheint mir eher zu den von Kluge, § 99b, besprochenen konkreten mit neutralem genus zu gehören.

2) Deminutivbildungen auf *od, ed*.

§ 43. Das einzige beispiel ist *halsod* (Jn. Skt. Rush. 11, 44), *healsed* (WWVoc. 514, 1) n. kopftuch, zu *heals* m. hals; das wort hat eine ähnliche bedeutungsentwicklung durchgemacht wie *þȳmel* und *earmelle* (vgl. § 27)[2]).

3) Deminutivbildungen auf *ot, et, t*.

§ 44. Wahrscheinlich gehören hierher: *heorot, heort* m. hirsch (ne. *hart,* aus germ. **herwot* (vgl. lat. *cerv—us,* Kluge § 60 anm. 2 und Et. wört. unter *hirsch*). — *īegot*[3]) m. (?) inselchen (me. *eit*), zu *īeg* f. (daneben *īegoþ,* vgl. § 42). — *ofnet* (geschlecht?) gefäss (Lchdm. II 30, 24), zu *ofen* m. ofen (mit der ursprünglichen grundbedeutung »gefäss«, vgl. Kluge-Lutz unter *oven*).

4) Feminine deminutivbildungen auf *etu, et, ete, ette*.

§ 45. Hierher gehört vermutlich eine reihe von tiernamen (vgl. Kluge § 60 anm. 1): *ǣmete* (Ælfric's Voc., WWVoc.

---

[1]) Kluge (§ 60) setzt das wort als n. an. Dass es m. ist, geht aus Chron. 849 A hervor: *on anne iggað*.

[2]) Vgl. auch *hälschen* = vorhemd in der deutschen mundart der baltischen provinzen Russlands.

[3]) Vgl. KCD. V 17, 30: *đere ygetta* (g. pl.), bei BT. unter *īgeoþ*.

121, 26; auch 366, 31), *ǣmette* (WWVoc. 321, 31) ameise (ne. *emmet;* über die schwierige etymologie dieses wortes vgl. Kluge, Et. wört. unter *ameise*), — *byrnete* "barnacle" (vgl. Herrig's Archiv bd. 79, 89; fehlt auch bei Sweet). — *efete* eidechse (Ælfric's Voc., WWVoc. 122, 12; auch 435, 24; 477, 5; ne. *eft*). — *hyrnetu* (WWVoc. 215, 3; 261, 11; 367, 37), *hyrnet* (Ælfric's Voc., WWVoc. 121, 11), *hyrnete* (WWVoc. 319, 1), *hyrnette* (Ælfric's Voc., WWVoc. 121, 12) hornisse. — *ilfetu* (WWVoc. 459, 22), *ylfete* (Ælfric's Voc., WWVoc. 131, 8), *ylfette* (WWVoc. 318, 12) schwan.

Kluge (§ 60 anm. 1) bezeichnet auch *linete* hänfling (ne. *linnet*) als hierhergehörig; die einzige bei BT. angeführte belegstelle lautet aber nicht, wie es bei BT. heisst, *līnete*, sondern (nach WWVoc. 286, 21) *linece*. Das vorhandensein einer ags. form *linete* erscheint mir als sehr zweifelhaft. Kluge-Lutz führen mit grösserm recht ne. *linnet,* me. *linet* auf das afrz. *linot(te)* zurück und nennen als ags. form nur obiges *linece*.

§ 46. Die deminutivbildungen auf *oþ, od, ot, et* sind *o*-stämme und maskulina oder neutra. Die feminina auf *etu, et* sind *ja*-stämme. *etu* stellt die ursprüngliche endung ihres nom. sg. dar. Später wurde *etu* zu *et* verkürzt; ausserdem bildete sich eine neue, durchgehend schwache flexion auf *et(t)e, et(t)an,* usw. (vgl. Sievers § 258 und anm. 1). Die verdopplung des *t* in den endungen *ette, ettan,* usw. beruht auf analogiebildung nach den obliquen kasus der ursprünglichen deklination dieser wörter: nom. sg. *hyrnetu,* gen. sg. *hyrnette,* usw.

Zwischen den formen *oþ* und *od* liegt wohl grammatischer wechsel vor. Unklar ist das verhältnis des suffixes *ot, et* zu *oþ, od*.

### F. Deminutivbildungen auf *incel (uncel)*.

§ 47. Im Angelsächsischen begegnen folgende deminutivbildungen auf *incel*[1]):

1) *bōgincel* n. zweiglein, zu *bōg* m. zweig (ne. *bough*). 2 belege: Nap. gl. I 548 [= Bouterwek 419 II, nach Napier

[1]) Pogatscher (Anglia XXIII 310) lehnt es — wie mir scheint, mit recht — ab, das von Kluge (§ 63) als frühesten ags. beleg für das suffix *incel* herangezogene *fornaeticli* "cyprinus" (Ep. gl. 179, in Kluge's Ags. lesebuch [2] p. 2, fehlt in OET.) hierherzurechnen.

vermutlich aus der 2. hälfte des 11. jahrh.] ramusculis = *bohʒinclum*. — Nap. gl. I 1556 [= Bouterwek 443 I] ramusculis = *boʒinclum*.

2) *cofincel* n. kleines zimmer (?), handmühle, zu *cofa* m. zimmer (ne. *cove*). 2 belege: Corp. gl. 1587 (vor 750, vgl. Sweet in OET. p. 3] pistrilla = *cofincel*. — WWVoc. XI 469, 10 [Ags. gl., hds. aus dem 11. jahrh.] pistrilla = *cofincel* (daneben XI 469, 9: pistrimum [für pistrinum] = *cofa*).

3) *dōcincel* n. bastard, zu *dooc* m. (?) bastard. 1 beleg: Ae. gl. (um 1000), hrsg. von Zupitza, Zfda. XXXIII 238 nothus = *doc-incel*. Bei BT. steht fälschlich: *dooc* the south wind = notus, auster, ein irrtum, der wahrscheinlich auf WWVoc. 456, 9: nothus = *sudan wind, odde dooc, hornungsunu* zurückzuführen ist (vgl. Zupitza's anm. 4 zu obiger stelle in Zfda.).

4) *hæftincel* n. sklave, zu *hæft* m. gefangener, sklave. 1 beleg: WWVoc. XI 394, 3 empticius = *hæftincel*.

5) *hūsincel* n., zu *hūs* n. haus. 3 belege: Rtl. 181, 4 [2. hälfte des 10. jahrh.] *hvsincil* tabernaculum. — VP. 101, 7 [1. hälfte des 9. jahrh., vgl. OET. 184] *in husincle* = in domicilio. — Ps. Spl. C. 101, 7 [1. hälfte des 9. jahrh.] *on husincyle* = in domicilio.

6) *lipincel* n. kleines gelenk, zu *lip* n. gelenk, glied. 2 belege: WWVoc. VIII 264, 37 [Ags. vocab., 10. oder 11. jahrh.] articulus = *lipincel, lytel lip* (vgl. VIII 264, 36 artus = *lip*). — XI 351, 39 articulus = *lidincel, lytel lid*.

7) *rāpincel* n. schnur, zu *rāp* m. seil. 5 belege, wobei überall das wort *rāpincel* dem lat. "funiculus" entspricht: nach BT. in Cant. M. ad. fil. 9 und Ps. Lamb. 138, 2. — Ferner Blickl. gl. 260 II (um 1000 [?]) *on rapincle todales*. — Ps. Spl. 77, 60 *on rapincle*. — 104, 10 *rapincel*.

8) *scipincel* n. schiffchen, zu *scip* n. schiff. 3 belege: WWVoc. IV 166, 3 [Ælfric's vocab., ende des 10. jahrh.] carabus = *scipincel*. — V 181, 17 [suppl. zu Ælfric's vocab., 10. oder 11. jahrh.] nauicula = *scippincel*. — IX 289, 16 [Ags. vocab., 11. jahrh.] carabus = *scipincel*.

9) *stānincel* n. steinchen, zu *stān* m. stein. 2 belege: Nap. gl. VII 97 [späteres 11. jahrh.] lapillulos = *stanclu*. — Logeman 31, 86 [Ae. gl. zu Aldhelm, vermutlich späteres 11. jahrh.] lapillulos = *staninclu*.

10) *sūlincel* n. kleine furche, äckerchen, zu *sulh* f. furche, stück ackerland. 1 beleg: WWVoc. XI 348, 14 aratiuncula = *sulincela* (vgl. XI 348, 15 aratrum = *sul*).

11) *tūnincel* n. kleines landgut, zu *tūn* m. landgut. 2 belege: WWVoc. VI 196, 4 [Ags. gl., 10. jahrh.] butiuncula = *tunyncel*. — Nap. gl. I 4741 [= Bouterwek 515 II] ad prędiolum suum = *tunincle, [tunin]clum, to hyr(e) aʒenum hame*.

12) *þēowincel* n. junger sklave, zu *þēow* m. sklave. 1 beleg: Hy. 4, 10 [1. hälfte des 9. jahrh., vgl. OET. 184] *điowincelu* = familici.

13) *weargincel* n. "butcher-bird" (Sweet; auf welche belege im Angelsächsischen sich Sweet stützt, ist mir unbekannt), zu *wearg* m. "outlaw", "felon". Stratmann verzeichnet me. *wariangel* = ahd. *warchengil*, mnd. *wargingel*, mit zwei belegstellen im Mittelenglischen.

Fraglich ist es, ob wir für das Angelsächsische eine form **wīelincel* n. kleiner sklave, zu *wealh* m. welscher, sklave, ansetzen dürfen. Die einzige mir bekannte belegstelle: Holder 401 I [Bouloneser gl., anfang des 11. jahrh.] mancipium = *wiluncel* (oder *wilamcel?*), lässt eher auf ein suffix *uncel*, eine nebenform von *incel*, schliessen, so dass als ws. form des wortes *wīeluncel* anzunehmen wäre.

§ 48. Die wörter auf *incel (uncel)* sind sämtlich neutra, selbst wenn sie personen bezeichnen, und ohne rücksicht auf das geschlecht des grundwortes. Unter ihnen sind neun, wie meist schon aus den lat. entsprechungen hervorgeht, eigentliche verkleinerungswörter im engern sinne, nämlich *bōgincel, cofincel* (?), *hūsincel, lipincel, rāpincel, scipincel, stānincel, sūlincel* und *tūnincel*. Verkleinerungswörter im weitern sinne sind drei bezeichnungen für den begriff »sklave«: *hæftincel, þēowincel* und *wīeluncel;* das suffix *incel (uncel)* drückt hier anscheinend jugendlichkeit aus. *dōcincel* (vgl. s. 330 anm. 1) und *weargincel* sind uneigentliche deminutivbildungen.

Insofern die deminutivbildungen auf *incel* grösstenteils eigentliche verkleinerungswörter, und zwar im engeren sinne, sind (vgl. § 1), nehmen sie gegenüber den übrigen deminutivbildungen, bei denen die rein deminutive bedeutung nur noch

selten hervortritt[1]), eine sonderstellung ein, die ihnen für die vorliegende untersuchung eine erhöhte bedeutung verleiht.

§ 49. Die herkunft des suffixes *incel* ist unsicher (vgl. Kluge § 63). Polzin (4—6) leitet es aus dem Lat. ab. Wahrscheinlich ist es als eine kontamination der häufig vorkommenden lat. deminutivbildungen *iculus (a, um)* und *unculus (um, (i)uncula)* zu deuten. Vgl. § 47: articulus = *lipincel,* funiculus = *rāpincel,* navicula = *scipincel.* — aratiuncula = *sūlincel,* butiuncula = *tūnincel.*

§ 50. Für obige ableitung des suffixes *incel* lassen sich folgende gründe anführen, die zt. auch Polzin geltend macht:

1) Die deminutivbildungen auf *incel* kommen in der ags. dichtung nirgends vor, sondern nur in der prosa, und zwar ausschliesslich in übersetzungen aus dem Lateinischen, am ehesten in glossen. Sie entsprechen fast stets einer lat. deminutivform, häufig einer solchen auf *iculus, iuncula* (vgl. § 49). Wie wir in § 47 gesehen haben, gibt es im Angelsächsischen nur 13 wörter auf *incel. lipincel* wird zweimal durch den zusatz *lytel lip* näher erklärt, was auch die seltenheit obiger deminutivbildungen zu bezeugen scheint. Der begriff der verkleinerung wird im Angelsächsischen überhaupt weit öfter durch umschreibung mit *lȳtel* und sinnverwandten adjj. als durch das suffix *incel* ausgedrückt. Dies alles beweist, das die wörter auf *incel* gelehrte bildungen und der eigentlichen volkssprache fremd sind. Ihr gebrauch beschränkte sich offenbar auf die kreise der geistlichen und der mönche, die allein des Lateinischen kundig waren.

2) Für das behängen germ. erb- oder lehnwörter mit fremdsprachlichen endungen bietet das Neuhochdeutsche analoge beispiele; vgl. die studentischen ausdrücke *burschικῶς* und *schwulität.* Wie diese wörter aus der standessprache der studenten hervorgegangen sind, so könnten vielleicht auch die

---

[1]) Deminutivbildungen im engern sinne sind von den zuvor besprochenen wörtern nur *cēcel* und *cnucel* (vgl. § 16), *tyrdel* (vgl. § 21), *tyncen* (vgl. § 40), *īegop, īegot* (vgl. §§ 42, 44). Deminutivbildungen im weitern sinne sind die bezeichnungen für das junge tier *cȳcen, gǣten, hǣcen, ticcen* (vgl. § 37), *bulluc* (vgl. § 30), *styrc* (vgl. § 33), vielleicht auch manche der zahlreichen, oben aufgezählten, auf deminutivsuffixe endigenden personennamen, soweit sie noch unmittelbar als kosewörter empfunden wurden. In welchem umfang dies geschah, lässt sich freilich in den meisten fällen nicht mehr ermitteln.

wörter auf *incel* als erzeugnisse einer geistlichen standessprache auf altenglischem boden gelten.

3) Das Angelsächsische bietet kein beispiel der entlehnung eines ganzen wortes auf *incel* aus dem Lateinischen, wohl aber das Mittelniederländische; vgl. mnl. *simminkel* affe, aus lat. *simiuncula*. Polzin (anm. 5a) vermutet, mnd. *volencel* "faunus" sei aus "*faununculus*" durch dissimilation entstanden. Vgl. auch ahd. *versiklīn* = lat. *versiculus* (Kluge § 63). Allerdings braucht *versiklīn* nicht direkt auf das lat. *versiculus* zurückzugehen; es kann auch die sonst im Althochdeutschen vorkommende endung *i(n)klīn* an das schon im Althochdeutschen als fremdwort aus dem Lateinischen gebräuchliche *vers* angetreten sein.

4) Die in den Bouloneser gl. begegnende vereinzelte form *wiluncel* (vgl. § 47) scheint eine spezielle nachbildung der lat. deminutivendung *unculus, a, um* zu sein.

5) Idg. urverwandtschaft zwischen dem ags. *incel* und dem lat. *iculus, unculus* usw. kann nicht vorliegen wegen des mangels der lautverschiebung in der ags. endung *incel*. Ausserdem sind obige lat. endungen erst sekundäre gebilde. Wenn also — was ja sehr wahrscheinlich ist — hier überhaupt ein zusammenhang zwischen dem Lateinischen und dem Angelsächsischen vorliegt, ist nur an ags. entlehnung aus dem Lateinischen zu denken.

§ 51. Gegen den lat. ursprung der endung *incel* spricht scheinbar der umstand, dass auch in den übrigen germ. sprachen verwandte endungen vorkommen. Der westgerm. grundsprache kann das suffix noch nicht angehört haben, da mehrere gründe einen viel jüngern ursprung desselben vermuten lassen (vgl. §§ 55, 56).

Im Althochdeutschen lautet die entsprechende endung *i(n)klī(n)*, *i(n)chlī(n)*. Hier begegnen uns folgende einschlägige deminutivbildungen:

Zunächst 6 deminutiva zu tiernamen: 1) *anitinchlī* entchen. Ahd. gl. IV 219, 11 anetelli = *anitinchili*. 2) *esilinchlīn* eselchen. Gl. I 272, 43 asellum = *esilinchilin*. 3) *gensinklī* gänschen. Gl. III 10, 37 auciun[cula] [demin. zu "avica", von "avis"] = *caensincli*. 4) *huonichlīn* hühnchen. Gl. III 86, 67 pullus ł pulcinus = *hv̊nēcklin*. — Notker (hrsg. von Piper) II 469, 17 (interlinearversion einer stelle aus den psalmen) *huōnich-*

*līn* = pullos. 5) *lēwinklīn, lēwinchlīn* kleiner löwe. Physiologus 1, 13 leunculus = *leuinchelīn.* — Ahd. gl. I 680, 33—39 leunculus usw. = *leuvincli* usw. (vgl. auch Palander s. 49). — Ahd. gl. I 645, 46—50 leunculorum = *leuvinchlino* usw., *lewilin.* 6) *tūbiklīn* täubchen. Tatian (hrsg. von Sievers) VII 3 pullos columbarum = *tūbiclīn.*

Ausserdem noch folgende fünf wörter: 1) *mineclīno* als name des kleinen fingers in der Lex Salica (hrsg. von Merkel, Berlin 1850, Ostfränk. mundart, s. 64, 10, der älteste ahd. beleg für das auftreten des suffixes). 2) *eni(n)klīn* enkel (nhd. *enkel*), zu *ano* grossvater (nhd. *ahne*). Graff I 338 *eninchil* (aus einer interlinearversion der psalmen, 12. jahrh.). 3) *versiklīn* verschen, zu *vers.* Ahd. gl. I 128, 38: uersicoli, -uli = *uersicclin.* 4) *linsīniklīn* kleine linse. Gl. III 502, 21 lenticula = *linsiniclin.* 5) *staviklīn* (mittelfränkisch, aus einem Trierer codex). Gl. IV 197, 19 baculus *staph* cuius diminutivum bacillus, *stauiklin.*

Aus dem Altniederdeutschen führt Kluge (§ 63) folgende zwei formen an: *dōniklīn* vogelname. Ahd. gl. III 458, 12 erodium *doni clin.* 2) *nessiklīn* würmchen, zu *nesso* wurm. Braune, Ahd. lesebuch XLV B 1: *Gang ūt, nesso, mid nigun nessiklīnon* (aus einem wurmsegen, hds. des 10. jahrh., vgl. Braune s. 167).

Aus dem Altfriesischen zieht Kluge (§ 63) als beispiel heran *wēsencline* waise.

§ 52. Wie wir eben gesehen haben, sind auch in den übrigen altgerm. sprachen die den ags. wörtern auf *incel* entsprechenden wortbildungen hauptsächlich der glossenliteratur eigentümlich. In vielen fällen entspricht dem betreffenden germ. wort auch im Lateinischen eine deminutivform: anatellus = *anitinchlī,* asellus = *esilinchlīn,* bacillus = *staviklīn.* Besonders bemerkenswert sind unter diesen entsprechungen solche wörter, denen lat. deminutiva auf *iculus, unculus, uncula* zur seite stehen: versiculus = *versiklīn,* = auciuncula = *gensinklī,* leunculus = *lēwinchlīn,* lenticula = *linsīniklīn.*

Obige wörter sind also, gleich den ags. auf *incel,* vorwiegend gelehrten gepräges; sie haben sich daher auch im Neuhochdeutschen nicht mehr erhalten, bis auf *hinkel* < ahd. *huoniklīn, enkel* < ahd. *eni(n)klīn,* die sich durch eine merkwürdige sprachlaune in die nhd. schriftsprache hinein gerettet haben, und die bei Kluge, § 63 anm., angeführten vereinzelten

spuren derartiger bildungen. Wir dürfen gewiss auch in obigen fällen eine übertragung der lat. deminutivendungen *iculus, unculus,* usw. auf die betreffenden ahd. und andd. wörter vermuten.

§ 53. Polzin (s. 5) wirft die frage auf, ob die bildungen auf *incel* nicht vielleicht von den Angelsachsen nach Deutschland mitgebracht worden seien. Dieser hinweis scheint mir in der tat beachtenswert. Briten wie der Angelsachse Winfried (Bonifacius) gehörten zu den ersten sendboten des christentums in Deutschland, Angelsachsen wie Alcuin zu den frühesten vertretern gelehrter bildung auf deutschem boden. Eine einwirkung des Lateinischen auf das Althochdeutsche und Altniederdeutsche durch ags. vermittlung, wie Polzin sie andeutet, wäre daher nicht undenkbar (über den einfluss des Angelsächsischen auf das Althochdeutsche vgl. auch Kluge in Paul's Grundriss [2] II 942). Ich stelle mir eine solche einwirkung etwa so vor, dass ags. glossare und interlinearversionen den deutschen glossatoren und übersetzern aus dem Lateinischen als muster dienten (vgl. auch Ahd. gl. IV 195 anm. 7). Die wörter, die im Althochdeutschen mit dem suffix *i(n)klī(n), i(n)chlī(n)* versehen sind, sind freilich nicht dieselben wie die ags. wörter auf *incel.* Es ist also anzunehmen, dass nicht die ags. wörter auf *incel* als solche, sondern nur die ags. art der wortbildung in jenen deutschen deminutivbildungen nachgeahmt wurde.

§ 54. Eine ganz eigenartige erklärung des suffixes *incel* stellt Pogatscher auf (Anglia XXIII 310 ff.). Er deutet das suffix als ein ursprünglich selbständiges wort = ags. *wincel* kind (vgl. me. *wenche(l),* ne. *wench* und Kluge-Lutz unter *wench*). Er stützt sich hauptsächlich darauf, dass das ahd. *eninklīn,* nhd. *enkel,* wenn es blosses deminutivum wäre, eigentlich »grossväterchen« und nicht »enkel« bedeuten müsste. Er sieht als grundform des eben genannten wortes ein westgerm. kompositum **anawinkila* an = »kind in seinem verhältnis zum grossvater«, also »enkel«, eine dem got. *þiumagus* »knabe, der knecht ist« entsprechende zusammensetzung. Dass aber der bedeutungswechsel von »grossväterchen« zu »enkel« sehr wohl bei einer gewöhnlichen deminutivendung möglich ist, ergibt sich aus dem von Kluge (Et. wört. unter »*enkel*«) herangezogenen *ähnlein* = enkel. Pogatscher's deutung des suffixes

setzt voraus, dass die bildungen auf *incel* schon bis in die westgerm. grundsprache zurückreichen, was meines erachtens durchaus unwahrscheinlich ist (vgl. § 56). Das wort *wincel* ist im Angelsächsischen nur selten belegt (3 belegstellen bei BT.); in den übrigen ältern germ. sprachen fehlen alle belege. Auch diese seltenheit des wortes in den frühwestgerm. sprachen spricht durchaus gegen Pogatscher's vermutung.

§ 55. Die ältesten belege für die ags. deminutivbildungen auf *incel* siud *cofincel* in den Corp. gl. (vor 750; vgl. OET. p. 3), *in husincle* im Vespasian Psalter (1. hälfte des 9. jahrh.) und *diowincelu* in den Vespasian Hymns (1. hälfte des 9. jahrh.). Die meisten belege stammen aus dem 10. und 11. jahrh. Schon im 12. jahrh. sind jene deminutivbildungen im Englischen wieder verschwunden, bis auf *weargincel*, das sich in der form *wariangel* noch im Mittelenglischen erhalten hat; hier scheint aber eine volksetymologische entstellung vorzuliegen.

§ 56. Dass die bildungen auf *incel* verhältnismässig späten ursprungs sind, wird auch durch den mangel des *i*-umlauts in den betreffenden wurzelsilben[1]) erwiesen. Nach Pogatscher (Zur lautlehre der griech., lat. und rom. lehnworte im Altenglischen, QF. 64, s. 126) war der *i*-umlaut um 700 im Angelsächsischen völlig durchgeführt und abgeschlossen. Die deminutivbildungen auf *incel* müssen also erst nach 700 aufgekommen sein (vgl. Sievers § 100, anm. 7).

§ 57. Sievers (§ 248, anm. 4) rechnet die wörter auf *incel* vermutungsweise zu den *jo*-stämmen (vgl. auch PBB. IX 234 ff.). Es liegt aber meiner ansicht nach kein genügender anlass vor, die ags. wörter auf *incel* einer andern als der reinen *o*-deklination der neutra zuzuweisen. Die form *dīowincelu* (vgl. § 47, 12), auf die Sievers sich hauptsächlich beruft, um seine vermutung zu stützen, wäre auch als nom. pl. n. eines stammes auf *inc(e)lo* möglich (vgl. Sievers § 144b, 243, 1). Die reine *o*-deklination dieser wörter würde auch den lat. formen auf *iculus (-um), unculus (-um)* genau entsprechen. Die ahd. form des suffixes ist natürlich als *ink(e)l* + *ī(n)* aufzufassen; *īn*

[1]) In *dīowincelu* (vgl. § 47, 12) steckt kein umlaut (vgl. Sievers § 150, anm. 2). Der *i*-umlaut in *wiluncel* (vgl. § 47) ist kaum durch die endung zu erklären, die ja *uncel*, nicht *incel* lautet, sondern beruht wohl auf analogischer übertragung aus formen wie *wīelen* f. sklavin, *wīelisc* adj. welsch.

ist das im Althochdeutschen und Angelsächsischen auch in selbständiger verwendung vorkommende deminutivsuffix (vgl. §§ 35—41; Kluge § 57; Braune, Ahd. gramm. § 196, anm. 3).

## G. Sonstige vereinzelte deminutivbildungen.

§ 58. Im Griechischen gab es deminutivbildungen auf das (idg.) suffix *jo*, zb. *παιδίον* zu *παῖς*, *σωμάτιον* zu *σῶμα*. Diese art der deminutivbildung ist im Gotischen, Altnordischen und Althochdeutschen nur schwach, im Angelsächsischen gar nicht vertreten (vgl. Kluge § 64 und anm. 2).

Die verkürzten einteiligen formen der germ. personennamen (vgl. § 6) enthalten oft einen inlautenden doppelkonsonanten, so zb. im ags. *Becca, Cydda* (OET. 573), *Ridda, Sibba, Totta* (OET. 583, usw.). Die doppelkonsonanz beruht hier aber nicht etwa auf gemination durch ein *j*-suffix. Obige namensformen sind wohl ursprünglich erzeugnisse der kindersprache. Der doppelte konsonant entstand hier wahrscheinlich durch assimilation der auslautenden konsonanten des ersten bestandteils der vollen namensform, oder des auslautenden konsonanten ihres ersten bestandteils mit dem anlautenden konsonanten ihres zweiten bestandteils [1]), also *Totta* aus *Torhthelm* oder auch aus *Torhtfrid*, usw., *Cudda* (OET. 563) aus *Cūđbeorht*, usw. Dass kein *j*-suffix diesen namensformen zu grunde liegt, beweist der mangel des *i*-umlauts bei umlautsfähiger wurzelsilbe: *Eadda* neben *Ēadmund, Ēadweard, Dodda* (OET. 584) neben *Dodmund, Dodman, Ubba* (OET. 564) neben *Ufegēat*.

§ 59. Eine altertümliche deminutivbildung hat sich in einigen germ. wörtern auf ein *n*-suffix erhalten (vgl. Kluge § 64 anm. 1). Im Angelsächsischen gehören vielleicht hierher: *ācweorna* m. eichhörnchen (Ep. gl. 911 *aqueorna* = Corp. gl. 1811; Erf. gl. 911 *aquorna;* Leid. gl. 236 *acurna*), zu *ācwern* m. eichhörnchen (Ælfric's Voc., WWVoc. 119, 1), und *bucca* m.

[1]) Im letztern falle wäre der ausdruck »einteilige form« ungenau. — Die verkürzten namensformen mit inlautendem einfachem konsonanten, die oft neben sonst gleichlautenden namensformen mit doppelkonsonanz einhergehen (vgl. Searle p. XIX ff.), erklären sich wohl aus vokalischem oder *h*-anlaut des zweiten bestandteils, nach einfachem konsonanten im auslaut des ersten bestandteils, also *Ēada* zu *Ēadhelm*, dagegen *Eadda* zu *Ēadmund, Ēadweard*, und *Totta* zu *Torhthelm* (vgl. § 58).

bock, neben ahd. *boc*. Ferner *haca* m. haken (Ep. Erf. gl. 803), zu *hōc* m.; diese beiden formen stehen zugleich im ablautsverhältnis zu einander.

## III. Die wiedergabe lateinischer deminutivformen im Angelsächsischen.

§ 60. Bekanntlich sind das Vulgärlatein und das Latein des mittelalters überaus reich an deminutivbildungen. Da ist es lehrreich, die angelsächsische übersetzungsliteratur mit ihren lat. originalen in bezug auf die deminutivbildungen zu vergleichen, die verschiedenen arten der wiedergabe derartiger lat. wortformen im Angelsächsischen festzustellen und eine statistik der einzelnen fälle einer jeden dieser arten zu veranstalten.

§ 61. Zunächst sind einige bemerkungen über die methode einer solchen statistik vorauszuschicken. Wir dürfen nicht vom standpunkt der lat. grammatik ausgehen, sondern müssen uns auf den der ags. übersetzer stellen, die in der beurteilung dessen, was im Lateinischen als deminutivform anzusehen ist und was nicht, unter umständen irrtümern unterworfen waren. So hat zb. der verfasser der ags. interlinearversion des psalters das wort "*domicilium*" seiner lat. vorlage, das durchaus keine deminutivform ist, offenbar für eine solche gehalten und daher mit *hūsincel* übersetzt (vgl. § 47, 5). Doch sind derartige missverständnisse im Angelsächsischen sehr selten. Eher wird gerade umgekehrt der im Lateinischen durch ein deminutivsuffix wirklich ausgedrückte begriff der verkleinerung bei der übersetzung ins Angelsächsische einfach ignoriert.

Die adjektivischen deminutivbildungen des Lateinischen (*nigellus* zu *niger, parvulus* zu *parvus,* usw.) kommen, ausser wenn sie als substantiva gebraucht werden, für obige statistik nicht in betracht, da im Angelsächsischen entsprechende bildungen gänzlich fehlen[1]). Wir haben für unsre zwecke nur die substantivischen lat. deminutivbildungen zu berücksichtigen, und zwar unter diesen nur die eigentlichen verkleinerungswörter, deren grundwörter noch daneben im lebendigen ge-

[1]) Im Neuenglischen sind wörter wie *bluish, greyish,* zu *blue, grey* dem sinne nach derartige deminutivbildungen, ebenso im Neuhochdeutschen *bläulich, gräulich,* usw.

brauch waren, und die auch von den ags. übersetzern ohne schwierigkeit als verkleinerungswörter erkannt werden konnten. Bei den ags. entsprechungen derartiger wörter sind die fälle, worin das lat. deminutivum im Angelsächsischen durch ein eigentliches verkleinerungswort wiedergegeben wird, von den fällen zu trennen, in denen das ags. verkleinerungswort eine uneigentliche deminutivbildung ist.

§ 62. In den im folgenden mit I bezeichneten fällen wird der durch eine lat. deminutivbildung ausgedrückte begriff der verkleinerung im Angelsächsischen ignoriert.

II bezeichnet die fälle, worin einer lat. deminutivbildung auch eine ags. deminutivbildung entspricht, und zwar deutet IIa die eigentlichen, IIb die uneigentlichen ags. deminutivbildungen an. IIb$\alpha$ bedeutet, dass der deminutivcharakter des betreffenden ags. wortes zweifelhaft ist.

III bedeutet die fälle, worin der im Lateinischen vorliegende begriff der verkleinerung im Angelsächsischen durch umschreibung mit *lȳtel* oder sinnverwandten wörtern oder durch ein besonderes substantiv ausgedrückt wird, das seiner form nach keine deminutivbildung ist.

Nicht selten kehrt innerhalb eines sprachdenkmals dasselbe lat. verkleinerungswort mehrmals wieder. Wenn es in solchen fällen auch im Angelsächsischen mehrfach durch das gleiche wort oder wenigstens durch ein andres wort derselben rubrik (I, II oder III) wiedergegeben wird, so stellt eine solche mehrzahl von fällen im grunde doch nur einen einzigen fall dar. So ergibt sich eine verschiedene anzahl, je nachdem man die einzelnen fälle ohne rücksicht auf wiederholtes vorkommen zählt, oder gleichartige fälle von der eben beschriebenen art nur als je einen einzigen rechnet. Die sich aus letzterer art des zählens ergebende zahl der fälle setze ich im folgenden in klammern neben die hauptzahlen.

§ 63. Den sich hier anschliessenden statistischen mitteilungen liegen folgende denkmäler der ags. übersetzungsliteratur zu grunde: die glossen und interlinearversionen aus Sweet's "Oldest English Texts", könig Alfred's übersetzung des Beda und des Boethius, die wichtigsten glossensammlungen in WWVoc. und bei Napier, endlich einige sonstige glossensammlungen.

§ 64. Epinaler und Erfurter glossen (OET., um 700; vgl. OET. p. 34).

I. 29 (24) fälle sind beiden gemeinsam; in den Erf. gl. allein ausserdem noch 4 (2) fälle.

IIb. 2 fälle: 1) Erf. gl. 1109 clauculas = *uilucas* (zu *weoloc;* vgl. § 31). 2) Ep. gl. 403 fiscilla = *tænil* (Erf. gl. fiscella = *tenil* [vgl. § 16]).

IIb$\alpha$. 2 fälle: 1) Ep. Erf. gl. 1011 turdella = *throstlae* (vgl. § 26). 2) Ep. Erf. gl. 1054 ventriculus, stomachus avis = *cesol* (vgl. § 23).

§ 65. Leidener glossen (OET., ebenso alt wie Ep. und Erf. gl., ms. aus dem 9. jahrh.; vgl. OET. p. 5).

I. 11 fälle.

IIb$\alpha$. 1 fall: 205 turdella = *drostlae* (vgl. § 64, IIb$\alpha$).

§ 66. Corpus-glossen (OET., vor 750; vgl. § 55).

I. 51 (47) fälle.

IIa. 1 fall (?): 1587 pistrilla = *cofincel* (vgl. § 47, 2. 48).

IIb. 4 (2) fälle, darunter 1) identisch mit Ep. Erf. gl. 403 (vgl. § 64, IIb). Ausserdem 2) 872 fiscillus [!] = *stictenel* (vgl. § 16). 3) 875 fiscillis = *sprinclum* (vgl. § 16). 4) 982 glandula = *cirnel* (vgl. § 21).

IIb$\alpha$. 2 fälle, identisch mit Ep. Erf. gl. 1011, 1054 (vgl. § 64, IIb$\alpha$).

§ 67. Vespasian Psalter (OET., 1. hälfte des 9. jahrh.; vgl. § 47, 5).

I. 19 (10) fälle.

IIa. 1 fall: 101, 7 in domicilio [als demin. missverstanden] = *in husincle* (vgl. § 47, 5).

IIb. 3 (1) fälle: 85, 16 filium ancillae[1]) tuae = *sunu menenes dines* (vgl. § 36). Ähnlich 115, 16; 122, 2.

III. 3 (1) fälle: 16, 12 catulus leonis = *hwelp leon.* Ähnlich 56, 5; 103, 21.

§ 68. Kentische glossen (9. jahrh., WWVoc. II = Zupitza in Zfda. XXI 1—15).

I. 8 fälle.

III. 2 fälle: WWVoc. 58, 37 hinnulus = *hindcealf.* — 81, 18 pauxillum = *lithwon.*

---

[1]) *ancilla* ist demin. zu *ancula,* das allerdings neben *ancilla* sehr selten ist.

§ 69. König Alfred's übersetzung von Beda's "Historia ecclesiastica" (letztes viertel des 9. jahrh.).

I. 82 (36) fälle.

IIb. 1 fall: IV 2058 ancillas = *mennena* (vgl. § 67, IIb).

§ 70. König Alfred's übersetzung von Boethius' "De consolatione philosophiae" (letztes viertel des 9. jahrh.).

I. 7 (5) fälle.

III. 2 fälle: Boeth. 34, 4 muscularum = Alfr. 36, 7 *þa læstan fleogan.* — Boeth. 37, 27 de sermunculis = Alfr. 44, 30 *wið þæm scortan hlisan.*

§ 71. Angelsächsisisches glossar (10. jahrh. WWVoc. VI).

I. 34 (32) fälle.

IIa. 2 fälle: 195, 29 bucula, iuuenca, uitula = *stirc* (vgl. § 33 und s. 346 anm. 2). — 196, 4 butiuncula = *tunyncel* (vgl. § 47, 11).

IIb. 1 fall: 204, 28 cistella, capsilla, cartellum = *tænel* (vgl. § 16).

III. 1 fall: 212, 22 coticulus, uel coticula = *lytel hwetstan.*

§ 72. Ælfric's glossar (ende des 10. jahrh.; codex Junius, Bodl. Libr., Oxford; WWVoc. IV).

I. 71 (61) fälle.

IIb. 2 fälle: 147, 41 calculus = *sæcysul* (vgl. § 23). — 126, 18 paxillus [demin. zu "palus" pfahl) = *cyrfel,* uel *litel stigul* (vgl. § 16).

III. 18 fälle, darunter 14 umschreibungen mit *lӯtel:* 1) 153, 20 anelus [= anellus, zu anulus] = *lytel hring.* 2) 158, 30 cadula = *lytel hrisel.* 3) 140, 40 castellum = *wic,* uel *lytel port.* 4) 141, 9 cribellum = *lytel sife* (vgl. 141, 8 cribrum = *sife*). 5) 154, 11 furcilla = *litel forca.* 6) 127, 16 pastillus = *litel hlaf.* 7) 126, 18 paxillus [zu "palus" pfahl] = *cyrfel,* uel *litel stigul.* 8) 124, 25 puluillus = *lytel pyle.* 9) 123, 20 quasillus [zu "qualus"] = *litel tænel.* 10) 109, 21 rotella, uel orbiculus = *lytel ymbhweorft.* 11) 153, 6 saccellus = *lytel sæc.* 12) 148, 1 scrupulus = *lytel stan.* 13) 160, 22 taxillus = *lytel ancleow.* 14) 150, 27 tessellae [zu "tessera"] = *lytle feþerscite florstanas.* — Ferner 15) 132, 9 turdella = *se mare* [irr-

tümlich für *læssa*] *stær*. 16) 165, 38 nauiscella [vgl. 165, 36 nauis = *scip*], uel cimba, uel campolus, uel musculus = *sceort scip*. — Endlich 17) 119, 17 hinnulus = *hindcealf*. 18) 109, 29 regillus = *undercyning*.

§ 73. Ælfric's glossar (ende des 10. jahrh., hauptsächlich nach einer hs. von St. John's College, Oxford, im anhang zu Ælfric's gramm., hrsg. von Zupitza s. 297 ff.).

I. 29 fälle.

IIb. 1 fall: 320, 11 sportella = *tǣnel* (vgl. § 16).

III. 4 fälle: 1) 318, 9 castellum = *wīc* oðđe *litel port* (vgl. § 72, III 3). 2) 314, 10 tintinnabulum [irrtümlich als demin. aufgefasst] = *litel belle*. — Ferner 3) 310, 1 catulus = *hwelp*. 4) 309, 13 hinnulus = *hindcealf* (vgl. § 72, III 17).

§ 74. Supplement zu Ælfric's glossar (10. oder 11. jahrh., WWVoc. V).

I. 12 fälle.

IIa. 1 fall: 181, 17 nauicula = *scippincel* (vgl. § 47, 8).

IIb. 1 fall: 187, 31 glomer, globellum = *cleowen* (vgl. § 36).

IIb*α*. 1 fall: 181, 35 cumba, uel caupolus = *þurruc* (vgl. § 30).

III. 5 fälle: 1) 184, 18 aedicula = *lytel hof* (vgl. 184, 17 aedes = *hof*). 2) 185, 23 cancelli = *lytle porticas*. 3) 185, 9 casa, uel casula = *insæte hus*, uel *lytel hus*. 4) 185, 26 pistrilla = *lytel bæcern* (vgl. 185, 25 pistrina = *bæcern*). 5) 178, 6 riuulus = *lytel riđ* (vgl. 177, 38 riuus = *riđ*).

§ 75. Angelsächsisches glossar (10. oder 11. jahrh., WWVoc. VIII).

I. 42 (41) fälle.

IIa. 1 fall: 264, 37 articulus = *lipincel, lytel lip* (vgl. § 47, 6).

IIb. 1 fall: 265, 34 testiculi = *beallucas* (vgl. § 30).

IIb*α*. 1 fall: 260, 25 turdella = *þrostle* (vgl. § 26).

III. 3 fälle: 1) 264, 37 articulus = *lipincel, lytel lip* (vgl. oben IIa und 264, 36 artus = *lip*). 2) 277, 1 pistrilla = *lytel cofa* (vgl. 276, 37 pistrinum = *cofa*). 3) 262, 2 anguilla = *smæl æl* (vgl. 261, 38 murenula = *æl*).

§ 76. Blickling-glossen (um 1000 [?], EETS. 58. 63. 73, 253—263).

I. 1 fall.

IIa. 1 fall: 260 II in funiculo distributionis = *on rapincle todales* (vgl. § 47, 7).

III. 1 fall: 259 I catulorum = *hwelpa.*

§ 77. Angelsächsisches glossar (11. jahrh., WWVoc. IX).

I. 29 (27) falle.

III. 293, 33 anguilla = *smæl æl.*

§ 78. Angelsächsische glossen (ms. aus dem 11. jahrh., WWVoc. XI).

I. 84 (73) fälle.

IIa. 4 fälle: 1) 348, 14 aratiuncula = *sulincela* (vgl. § 47, 10). 2) 351, 39 articulus = *liđincel, lytel liđ* (vgl. § 47, 6). 3) 360, 2 buculam = *stirc* (vgl. § 33). 4) (?) 469, 10 pistrilla = *cofincel* (vgl. § 47, 2; auch § 66, IIa).

IIb. 6 (4) fälle: 1) 341, 9 auerna, ancilla = *mennen* (vgl. § 36). 2) 413, 19 glandula = *cyrnel* (vgl. § 21). 3) 403, 8 fiscilis = *sprinclum* (vgl. § 16). 4) 400, 24 fiscillis = *tænelum* (vgl. § 16). Ähnlich 5) 403, 1 und 6) 403, 2.

III. 8 fälle: 1) 351, 39 articulus = *liđincel, lytel liđ.* 2) 379, 16 cimbula = *lytlum scipe.* 3) 462, 34 ouicula = *lytel sceap.* 4) 426, 22 iuniculus = *iung hryper.* 5) 441, 25 muliercule = *earmum wife.* 6) 359, 43 bucula = *cealf.* 7) 418, 15 hinulus = *hindcealf.* 8) 434, 6 leunculi = *leonhwelpas.*

§ 79. Ælfric Bata's bearbeitung von Ælfric's "Colloquium" (11. jahrh.; Nap. gl. LVI).

I. 5 fälle.

III. 1 fall: 207 tyrunculi = *ʒeong[e] leorn[eras].*

§ 80. Altenglische glossen zu Aldhelm, De laudibus virginitatis (nach Napier p. XIII vermutlich aus dem späteren 11. jahrh., ms. Digby 146; Nap. gl. I = Bouterwek in Zfda. IX 401 ff.).

I. 72 (44) fälle.

IIa. 3 (2) fälle: 548 ramusculis = *bohʒinclum* (vgl. § 47, 1). Ähnlich 2) 1556. 3) 4741 ad prędiolum suum = *tunincle* (vgl. § 47, 11).

IIb. 4 (3) fälle: 1) 2643 fiscellis = *tænelum* (vgl. § 16). Ähnlich 2) 3875. 3) 2112 iuuencula, i. uirguncula = *scylcen,*

*fæmne, meowle* (vgl. § 26). 4) 4359 uirguncula = *mæden* (vgl. § 36).

IIbα. 1 fall: 1268 surculis, i. ramusculis = *þyrnettum, bremelum* (vgl. § 17).

§ 81. Glossen zu Aldhelm, De l. v. (vermutlich späteres 11. jahrh.; ms. Royal 6 A VI; Nap. gl. VII).

I. 9 fälle.

IIa. 2 fälle: 1) 97 lapillulos = *stanclu* (vgl. § 47, 9). 2) 288 tortellis = *ciclum* (vgl. § 16).

§ 82. Glossen zu Aldhelm, De l. v. (vermutlich späteres 11. jahrh.; ms. Royal 5 E XI; Nap. gl. VIII).

I. 7 fälle.

IIa. 1 fall: 212 tortellis = *ciclum* (vgl. § 81, IIa).

§ 83. Glossen zu Aldhelm, De l. v. (vermutlich späteres 11. jahrh.; ms. in der kathedralbibliothek von Salisbury nr. 38, hrsg. von Logeman, Anglia XIII 26 ff.)

I. 3 fälle.

IIa. 1 fall: 86 lapillulos = *staninclu* (vgl. § 47, 9 und § 81, IIa).

§ 84. Glossen zu Aldhelm, De l. v. (ms. aus der 1. hälfte des 12. jahrh.; ms. Royal 6 B VII; Nap. gl. II).

I. 16 (15) fälle.

IIa. 1 fall: 262 tortellis = *ciclum* (vgl. § 81, IIa; 82, IIa).

§ 85. Vermischte ags. glossen (vor 1150; WWVoc. XII).

I. 28 (23) fälle.

IIa. 2 fälle: 1) 495, 26 bucellam = *cicel* (vgl. § 16 und s. 353 anm. 1). 2) 525, 12 buculam = *styrc* (vgl. § 33).

IIb. 1 fall: 496, 29 fiscillis = *tænelum* (vgl. § 16).

III. 1 fall: 518, 32 bucula = *cealf*.

§ 86. Glossar aus der übergangszeit zum Mittelenglischen (um 1150; WWVoc. XIII).

I. 12 fälle.

III. 2 fälle: 1) 550, 7 castellum = *wic*, uel *lutel port*. 2) 543, 43 hinnulus = *hind[kælf]*.

§ 87. Aus obigen angaben erkennen wir, wie selten dem lat. deminutivum auch im Angelsächsischen eine deminutivbildung entspricht. Weitaus überwiegen die fälle, in denen der im Lateinischen hervortretende begriff der verkleinerung

bei der übersetzung ins Angelsächsische einfach ignoriert wird (vgl. auch § 61). Wo er aber berücksichtigt wird, pflegt er im Angelsächsischen eher durch umschreibungen mit *lȳtel* oder ähnlichen bezeichnungen als durch wirkliche deminutivbildungen ausgedrückt zu werden (vgl. auch § 50, 1).

Zum schluss erfülle ich eine angenehme pflicht, indem ich herrn hofrat professor dr. Kluge in Freiburg i. Br., der die vorliegende arbeit angeregt und mich auch während ihrer ausarbeitung durch wertvolle ratschläge freundlichst unterstützt hat, meinen aufrichtigen dank ausspreche.

Freiburg i. Br. Eduard Eckhardt.

---

# PERFECTIVE *GE-* IN OLD ENGLISH *BRINGAN* AND *GEBRINGAN*.

In a study of the regimen of certain prepositions in Old English made some years ago I observed that *on* regularly takes the dative case after *gebringan* [1]). In other words *gebringan* is not, as the meaning of the word seems to us to demand, a verb of motion, but a verb of rest. The simple verb *bringan*, on the other hand, is construed in Old English,

---

[1]) *In, On, To, For, Fore, and Æt in Anglo-Saxon Prose*, Baltimore 1897. The texts read were the *Cura Pastoralis*, *Orosius*, *Boethius* (Fox), *Bede* (Miller), *Chronicle* (Thorpe), Ælfric's *Homilies*, vol. I, and his *Grammar*. These texts show but one instance of *gebringan on* + accusative, and that in Ælfric, where the feeling for the regimen of prepositions is weak. Another exception (*Boethius* p. 2 line 19 of Fox's edition, *on . . . anwald gebringan*), noted in the dissertation, disappears with Sedgefield's more careful reading of the B MS. The construction with the dative is a very common one in Alfredian texts except in *Bede*, which does not use *gebringan*. *Gebringan to* is not found in the early prose, but is common in Ælfric. Instances of *gebringan on* + dative are found in *CP.* 31, 24; 35, 17; 37, 4; 53, 17; 89, 9; 91, 4; 167, 11; 185, 7; 191, 8; 211, 15; 249, 19; 265, 20; 415, 2; 458, 25, 27, 29, 30; 457, 11. *O.* 128, 29; 140, 15; 264, 10, 11, 22; 282, 16, 20; 292, 24. *Bo.* (Sedgefield's edition) 3, 3; 7, 18; 11, 11; 111, 25; 131, 5. Ælfric's *Hom.* vol. I 12, 32; 230, 21; 374, 5; 458, 11; 480, 3; 524, 30; 526, 30; 572, 25.

in consonance with our modern feeling, as a verb of motion[1]). How comes it that *gebringan* demands the other construction?

The problem of "rest or motion" in the meaning of verbs, as framed by Sievers in 1885[2]) and worked at by several scholars since, was soon found to have a bearing upon what seemed at first an entirely different matter, — the doctrine, namely (established for Germanic by Streitberg in 1891)[3]), of "perfective" and "imperfective" verbs. So Steitmann, investigating the question of rest or motion for the *Heliand* in 1894[4]), recognizes that perfective verbs of motion (linear-perfectives) take rest-constructions. But no one, so far as I know, has applied the doctrine of perfective *ge-* to the explanation of the phenomenon *gebringan on* + dative in Old English[5]).

---

[1]) *Bringan* takes *on* + accusative *(CP.* 217. 25 *wæs eall sio offrung uppe on þæt wiebed broht, Bede* 166. 15 *brohte heo mon in ða cynelecan burg),* or *to,* or *æt;* never *on* + dative.

[2]) PBB. 11, 168 ff. I have consulted also: J. Borrmann, *Ruhe und richtung in den gotischen verbalbegriffen*, Halle 1892; R. Steitmann, *Über raumanschauungen im Heliand*, Leipzig 1894; E. Wiesner, *Über richtungskonstruktionen mittelhochdeutscher verba*, PBB. 26, 367 ff.; van der Meer's *Gotische casus-syntaxis,* and Behagel's *Syntax des Heliands.*

[3]) Properly in 1889, in his *habilitationsschrift;* my date is that of his more extended article in PBB. 15, 70 ff. Some of the more important discussions of the subject that have appeared since are cited by van Draat in his article (see note 5). Van Swaay's book, mentioned by him, *Het Prefix ga- gi- ge-* &c., Utrecht 1901, I have not seen.

[4]) *Über raumansch. im Hel.* p. 29.

[5]) An article by P. Fijn van Draat, *The Loss of the Prefix ge- in the Modern English Verb and some of its Consequences*, *Engl. Stud.* 31, 353 ff., contains a very lucid statement of the general doctrine of perfective *ge-* and some interesting applications of it to Old English. Among examples of perfective *ge-* in Old English he cites one instance of *gebringan* from *Orosius*, but without entering into the question of the place-construction employed. In the next paragraph, where his object is to show that *ge-* is often not perfective in OE., he says: "We even find verbs which, in the oldest stages of Germanic, were already perfectives in their simplest forms, and which for that reason were incapable of entering into composition with *ga-* (unless with a material change of meaning), preceded by *ge-* in Old English," and gives examples of *geweorðan* and *geniman*. *Bringan* is an original perfective. Has it then undergone "a material change of meaning"? It is not, I think, quite clear what is intended. Of the difference between dative and accusative after *on* he makes no mention. Doubtless it would have been beside the purpose of his paper to do so. But the same cannot be said of Wülfing in his *Syntax Alfred's des grossen,* where no attempt is made to explain *on* + dative after

The matter is somewhat obscured by the fact that the simple verb was perfective in primitive Germanic; yet I think it can be shown that the difference in place-construction between OE. *bringan* and *gebringan* is due to the perfective force of *ge-*.

*Briggan* in Gothic is unquestionably a perfective (more precisely a linear-perfective) verb. It expresses not the process but the conclusion of the process; and is accordingly qualified by phrases of rest rather than of motion. *In* when used with *briggan* takes the dative, not the accusative case [1]). Cf. *Jah briggiþ kaurn in bansta seinamma,* Lk. 3, 17; so Matth. 6, 13; Lk. 2, 22; 16, 22; Joh. 16, 13; I. Tim. 6, 7; Rom. 10, 19, &c. For the same reason, Gothic shows no *gabriggan.* Neither is any compound of this verb with *gi-* found in Old High German.

In Old Saxon the state of things is somewhat different. Here as in Old English are found both the simple verb and the *gi-* compound, though the latter is of infrequent occurrence [2]). The simple verb is still sometimes, as in Gothic, perfective, and construed as a verb of rest; more often it is durative, i. e. a verb of motion, and construed with *tuo, for* + accusative, and *an* + accusative [3]). No doubt the growth of the latter meaning made possible the formation of the perfective *gi-* compound [4]). But the difference between perfective and imperfective is by no means thoroughly carried out, and seems not to have been surely grasped, in Old Saxon. *Brengian* is sometimes a verb of rest, sometimes a verb of motion;

---

*gebringan* and similar verbs. He writes (II. teil s. 488): »Zuweilen bezeichnet *on* mit dem dativ auch die richtung, wozu sonst in der regel der akkusativ verwendet wird.« This is no advance on Grein's *Sprachschatz,* where the dative after *gebringan on* is marked »statt akk.«.

[1]) See also Borrmann p. 21.

[2]) Three citations are given in the glossary to Heyne's edition of the *Heliand:* 553, 1096, 1240. No other instances are mentioned by Steitmann, Wustmann, or Behagel; presumably, then, *gibrengian* occurs but three times in the *Heliand.*

[3]) Steitmann p. 31.

[4]) So also Wustmann, *Verba perfectiva, namentlich im Heliand* (Leipzig 1894) p. 80. But he has not observed the difference in place-construction noted below.

and in MS. M. even *gibrengian* is construed as a verb of motion[1]).

In the Cotton MS., however (which has long been known to show Old English influence) a nice distinction is observed with regard to the *gi-* compound. Nowhere does C. show *brengian* (or *bringan*, the OE. form sometimes found in C.) *an* + dative, or *gibrengian an* + accusative. The constructions with *gibrengian* in the two MSS. are as follows:

| M. | C. |
|---|---|
| 552 He fragoda san huilic sie arundi uta gibrahti uueros an thana uuracsid. | Hie fragode san huilic sia arundi ute brahti uueros an thena uuracsid. |
| 1095 Let ina tho an thana thridden sid thana thiodscadon gibrengen uppan enan berg then hohon. | Liet ina thuo an thena thriddeon sith thena thietscathon gibrengean uppan enon berage them hohon. |
| 1239 That he sie an thioduuelon aftar iro endagon up gebrahti an godes riki. | That hie sia an thioduuelon after iro enndagon upp gibrahtig an godes rikie. |

Observe that C. in each case differs from M.[2]), and that C. in each case conforms to the Old English rule; in the first instance by using the simple verb instead of the perfective compound and retaining the accusative after *an*, in the other two by retaining the compound and changing the case after *an* to the dative[3]). This agrees precisely with the Old English usage as stated at the beginning of this paper: the simple verb is durative and is accordingly a verb of motion, the compound is perfective and a verb of rest.

To recapitulate, then:

*Briggan* in Gothic, *bringan* in OHG., and presumably the original Germanic verb, was perfective, pointed to the moment of completed action. For this reason it was freely construed as a verb of rest; for this reason also it did not admit of composition with the perfective prefix *ga-* *(gi-)*. But in Low German, for some reason, attention began to be given to the process instead of the result. Hence we find *brengian* in the *Heliand* sometimes perfective, more often durative and

---

[1]) Why Steitmann (p. 31) should cite *Hel.* 553 as an example of perfective meaning, is not apparent.

[2]) Sievers stars the datives in C. 1096, 1241 as corrupt. But they are good Old English.

[3]) *Uppan* in 1096 is equivalent to *upp an*. See p. 48 of the dissertation cited above in note 1, p. 366.

construed as a verb of motion; hence also we find *gibrengian,* though but rarely and (in MS. M.) with no sure feeling for its perfective force. Proceeding farther north in the West-Germanic territory, we find in Alfredian prose that the change is complete. *Bringan* is now not a perfective, but a durative verb; it expresses the action in its continuance, and is accordingly construed as a verb of motion. A new perfective is formed by prefixing *ge-,* and the compound is construed, as the simple verb was in Gothic, with phrases of rest. Hence it is that in Alfredian prose[1]) *on* takes the accusative after *bringan,* but the dative after *gebringan;* and that *bringan* is freely construed with *to,* while *gebringan* excludes the construction with *to.* In later Old English the perfective meaning fades once more; *gebringan* becomes, as *bringan* had become at an earlier time, a verb of motion, and in Ælfric's English admits the construction with *to* as freely as *bringan* had admitted it in Alfred's time. That Ælfric retains for the most part the dative after *gebringan on* is due to his less vivid sense of case values and — still more — to the influence of the earlier West-Saxon prose. But the general tendency is clear. As has been pointed out by other students of the *ge-* prefix[2]), the perfective notion is always fading out in Germanic speech and needs continual restoration.

University of Missouri.

Henry Marvin Belden.

---

[1]) The absence of *gebringan* in *Bede,* taken in the light of its frequency in *CP., O.,* and *Bo.,* adds another mite to the already heavy evidence against Alfredian authorship of *Bede.*

[2]) Wustmann p. 79, Fijn van Draat p. 362 ff.

# THE LOSS OF THE PREFIX *GE-* IN THE MODERN ENGLISH VERB AND SOME OF ITS CONSEQUENCES[1].

II.

## The Conjunction *since*.

§ 1. In order to get a proper insight into the various ways in which sentences introduced by *since* are constructed, the reader should bear the following points in mind:

A. In Old English the word *siþþan* always refers to a point of time, either in the past, or in the future, and means 'since, after, the moment when'[2].

B. Old English does not distinguish carefully between Past Tense and Present Perfect Tense. Caro[3], who has subjected the point to a close investigation, concludes that the Past Tense is repeatedly used instead of the Present Perfect by nearly all authors; and that in the same sentence the two tenses are often found side by side without any difference in meaning.

C. The Adverbs *ever* and *never* in Old, Middle, and Modern English, seem strongly to favour the construction with the Past Tense; and not rarely it is

[1]) Cp. Engl. Stud. 31, 353—384.

[2]) Bosworth-Toller, i. v. *siđđan*, conj. lays down the following rule: *α*) Where the tense of the verb in the clause introduced by *siđđan* is past, in the other, present, 'since'. *β*) Where the tense is the same in each clause, 'after'. Now it is somewhat curious, to find, inter alia, the following quotations given in illustration of *α*: We ælþeodige *wæron*, siđđon se æresta ealdor godes bebodu *abræc* (Blickl. Hom. 23, 4). And: þeos syđđan ic ineode ne *geswac* đæt heo mine fet ne cyste (Lk. Skt. 7, 45). The tense, in both quotations, is in each clause the same, so that the passages ought to have been given in support of *β*. But that Toller does not take *siđđan* in these quotations in the sense of *after*, is proved by the translation he adds to the first: We have been exiles, *since* Adam broke God's commands. — Hence, Toller's rule stands condemned on its own showing.

[3]) Anglia 18, 389 ff.: Zur lehre vom altenglischen perfektum.

owing to the presence of either of these Adverbs that the Past Tense takes the place of the Present Perfect Tense [1]).

D. Old English does not know the conjunction *since* in the sense of 'seeing that'. When, in the 14th century, *since* develops this secondary meaning, the tense question is greatly complicated [2]).

§ 2. The constructions with *since* to be found in Modern English are:

I. Since I knew you, I have loved you.
II. Since I knew you, I loved you.
III. Since I knew you, I love you.
IV. Since I have known you, I have loved you
V. Since I have known you, I loved you.
VI. Since I have known you, I love you.
VII. Since I know you, I love you.
VIII. Since I know you, I have loved you.

I will now proceed to a discussion of each of these types.

§ 3. Type I: *Since I knew you, I have loved you.*

The verb in the dependent clause is a perfective [3]), that of the principal clause, an imperfective. The verb in the prin-

---

[1]) I intend to deal with the adverbs *ever* and *never* in a subsequent paper.

[2]) Mätzner III 484 quotes Cædmon 3243, in support of his view, that *since* had causal force even in Old English: Sva him mihtig God þäs dägveorces deop lean forgeald, *siđđan him gesælde sigorvorca hređ*, þät he ealdordom agan sceolde ofer cynericu. — But I think he is wrong. The context makes it clear, that Bosw.-Toller's translation: 'Afterwards' is correct here. — Next in time comes Mätzner's quotation from Robert of Gloucester, which means the end of the thirteenth century. In Piers Plowman causal *since* is quite common. Cf. Why mevestow thi mode for a mote in thi brotheres eye, *Sithen* a beem in thine owne ablyndeth thi-selve (B. X 263). — Thanne is Dobest to be bolde to blame the gylty, *Sithenes* thow seest thiself as in soule clene (ibid. 256). — "Why calle ȝe hym Cryst?" quod I. "*Sithenes* Juwes calle hym Jesus" (ibid. XIX 15). — "*Siththen* thei ben surlepes", quath ich, "thei hau sondry names" (ibid. 193). I have to thank Dr. C. Stoffel of Nijmegen for these quotations from Piers Plowman.

[3]) Or a succession of events; iteration.

cipal clause expresses a state of things [1]) which began at some moment in the past, and has continued down to the present moment (A); or it is a perfective and states a simple fact, without any reference to time, except that the action took place after another event (B).

A. fremena to leane, þara þe ic to dugudum đe gedon hæbbe, siđđan þu feasceaft feorran come (Gen. 2820). — for siþþen to gaddre we furstly knewe nevere ous two to sterte, We habbeþ be felawes gode & trewe in body & eke on herte (Sir Ferumbras EETS. I 276). — Of all my workes I must shewe, How I have lyved, and my dayes spente. Also of yll dedes, that I have used, In my tyme, since lyfe was me lente (Every Man 338). — Seþþen þou were born, verrament, Ich have ʒoven þe norisement (Arthour & Merlin 2937). — Nevew syth I was laste shryven I have don many shrewde tornes (Caxton, Reynard, Arber 61). — There hath grown no grasse on my heele since I went hence (Roister Doister, Arber 48). — Since she did neglect her looking-glass, the air hath starved the roses in her checks (Gentlemen IV 4, 157). — I have been in such a pickle since I saw you last (Tempest V 282). — All this service have I done since I went (ibid. V 226). — Since thou wast precious in my sight, thou hast been honourable (Isaiah XLIII 4). — Well ye know How many ages . . . this universe we have possessed and ruled Since Adam and his facile consort Eve Lost Paradise (Par. Reg. I 47). — Here you have stood ever since you came in (Vanbrugh, Relapse I). — The town has had an eager expectation of a key to the Rehearsal ever since it first appeared in print (Rehearsal, Publisher to Reader, Arber 26). — Some of the thoughts and joys that have possessed my soul since we two met together (Walton, Compl. Angler Ch. XXI). — We have given her no rest since we came [2]) (ibid. Ch. II). — I have not

---

[1]) Such a sentence as: Who has held office ever since he was old enough etc. (Ill. Bits 28. July; 1900) can be explained only on the score of ellipsis: *Since the time when.* The following, therefore, is not clear: I haven't seen you since you *were* engaged to be married (Benson, Mammon & Co. 182). It may mean: since you became engaged (in which case the man may, or may not be married now); or: since (the time of) your engagement (in which case he is now a married man).

[2]) The negative *not* frequently denies that the continuity has been broken: We have given her (the other) no rest, means: 'We have harassed her all along'. I have not wetted my line: 'My line has remained dry'.

yet wetted my line since we met together[1]) (ibid. Ch. V). — I have thought those descriptions less absurd ever since I beheld those (viz. the eyes) of Miss Harriet Byron (Sir Ch. Grandison, Letter II). — Who has possessed a love for me ever since I was a child (ibid. XVI). — You know what I have suffered since I had the honour to see you last (ibid. XVII). — The months that have passed since the new light darted into my soul (Rasselas Ch. IV). — He shall tell you how your mistress has been ever since you left her (Rivals II 1). — I have done everything in my power since I exploded the affair (ibid. III 1). — You haven't been here since I fitted up this room (School for Sc. IV 3). — You have been dosing me ever since I was born (She Stoops II). — My sister has been with her aunt since she was a child (Good-Nat. Man I). — Since you were permitted to take the lead we have seen the natural effects of a system of government at once both odious and contemptible (Junius, Letter 13). — There has been a strange alteration in your doctrine since you thought it advisable to rob the Duke of Portland (ibid. Letter 57). — He's always been doing me one spite or other ever since I knew him (Burney, Evelina, Rivington 192). — Since the — shire were first quartered in Meryton, nothing but love, flirtation and officers have been in her head (Austen, Pr. and Pr., Tauchn. 257). — Where have you been since we parted? (ibid., Sense and Sens., Tauchn. 143). — I have not touched the pianoforte since it was tuned (ibid. ibid. 126). — Thou hast been many a weary league, Ben, since I saw thee (Lamb, Old Actors). — I have suffered ever since I came to town with a miserable head-ache (Burns, Letters, Nimmo 34). — I have never read over this Life since it was written (Byron, Letters, Camelot 161). — The Queen has been sequestered from company since your love prohibited her attendance (Scott, Talisman Ch. VIII). — I have tried to learn a good deal since we were in Rome (Middlemarch, Rant, Mac Nally. I 344). — Ladislaw has almost forsaken the house since he came (ibid. II 147). — We have been rather short of firepaper since we couldn't afford our daily newspaper (Gissing, New Grub Str. Ch. XV). — I've been spoons on Dulcie myself ever since I came (Austey, Vice Versa, Seaside 56). — I've only been learning the lesson since I knew you (Harraden, Fowler III, I). — We have advanced some way in this direction since M. Zola wrote this (Lit. World 3. Octbr. 1902). — Look at the course that the

Government has pursued since it was in office (Truth 20. Febr. 1902). — You have said so almost every day since they first met on Highchurch Down (Sense and Sens, Tauchn. 52). — Millions in those solitudes, since first the flight of years began, have laid them down in their last sleep (Bryant, Thanatopsis).

B. By repeating as choice a copy of verses as any we have heard since we met together (Complete Angler Ch. XVII). — Since I wrote what goes before I have received your letter (Chesterfield, Letters, no. 35). — You have made a trial of Snake since we met (School for Scandal v. 3). — Since Miss F. came to town I have received one testimony of your esteem (Inchbald, Simple Story 45). — Since I wrote the foregoing sheets I have seen something of the storm of Mischief thickening over my folly-devoted head (Burns, Letters, Nimmo 24). — Since I left C. I have made a tour of the Morea (Byron, Letters, Camelot 41). — I have learned to be dangerous upon points of honour since I served the Spaniard (Kenilworth Ch. I). — I have attended at least one "love-feast" since I grew up (Notes and Quer. 5. Octbr. 1901). — Mr. Gladstone, since he died, has found Home Rule to be a mistake (Truth 13. Febr. 1902). — The coronation of the first English-speaking king who has ascended the throne since England lost her primacy among the nations of the world (Rev. of Rev. Febr. 1902, 125 b).

§ 4. Type II: *Since I knew you, I loved you.*

Like Type I this is a very old construction, of frequent occurence in Old English. *Since* means '*after*'. What the sentence expresses, is an action that took place, or a state of things that obtained, after such and such an event. Observe how frequently *never* and *ever* appear in the principal sentence of this type; in fact, most of these quotations belong to type I, but owe their Past Tense to the Adverb. In a few instances the Past Tense stands for the Present Perfect (see: § 1. B)[1].

---

[1]) We synd on þisse worlde ælþeodige and swa wæron siþþon se æresta ealdor þisses menniscan cynnes godes bebodu abræc (Blickl. Hom. EETS. 23). — That the use of the Past Tense for the Present Perfect lasted into older Modern English may be proved by: I was not angry since I came to France until this instant (Henry V. IV 7).

Eall þæt wæs gelæsted seoþþan heofonas tohlidon (Blickl. Hom. EETS. 105). — Syđđan he of deađe arisen wæs, he com to his đegnum (Wulfstan, Homil. Napier 23). — Ac syđđan geweard . . . þa syđđan toferdon hy wide landes (ibid. 105). — Suđđen y was furst ibore to man my berd was noȝt so schave (Sir Ferumbras I 619; EETS.). — Rafe Roister: "What is that? A moate?" — M. Mery: "No it was a fooles feather had light on your coate". — R. Royster: "I was nigh no feathers since I came from my bed" (Roister Doister, Arber 29). — I never prospered since I forswore myself at primero (Wives IV 5). — Which I made with mine own hands since I was cast ashore (Temp. II 2). — For my own part, I had a sad scene since you went (Byron, Letters, Camelot 168). — I only changed horses since I wrote to you (ibid. 162). — I saw you once since I was at Woodlie (Burns, Letters, Nimmo 235). — A song which I composed since I saw you (ibid. 286). — Who saw him since the castle was taken (Ivanhoe Ch. 32).

With *ever* or *never:*

He sæde þæt æfter þisum fæce gewurđan sceall swa egeslic time swa æfre ær næs syđđan þeos woruld geweard (Wulfstan, Homilies, Napier 19). — Understonde se þe wylle, his agene neode and đearfe, ealle þa tungon, þe æfre clypedon ond spræcon, syđđan Adam leofode se forma monn þe Crist ærest gescop (ibid. 147). — I wolde fayn knowe yef ever I spake with you before, sith I come into this contre (Merlin Chapter III). — God yelde you sir, chad not so much ichotte not whan, Nere since chwas bore chwine, of such a gay gentleman (R. Doister, Arber 23). — Bishops were in the Parliament ever since there was any mention or sign of a Parliament in England (Selden, Table Talk, Arber 24). — Such as never was since there was a nation (Daniel XII 1). — Since the world began it was never heard that any man opened the eyes of one that was blind (John IX 32). — Of all the sights that ever were in London, since I was married, . . . the little child . . . was the prettiest (Beaumont & Fletcher, Knight of the B. Pestle III 2). — Alderney gave four gallons (of milk) a day ever since the calf was sent to market (Smollet, Clinker, Tauchn. 51). — Since shaking of heads came into fashion, never did two heads shake together, in concert, from two such different springs (Sterne, Tr. Shandy, Tauchn. 218). — There never was a great or heroic action performed,

since the world began, by one called Tristram (ibid. 226). — I never saw such a bouncing, swaggering puppy, since I was born (Goldsmith, She stoops III). — Did you ever make a prayer before since you were a sniveler (Burney, Evelina, Rivington 60). — For treason's stain, since he bore arms, ne'er soiled his coat (Scott, Lay V 20). — All the mystery of brightness and of gloom that it was ever made of in any age or climate since man first began to live (Carlyle, Burns, Cassell 29). — I am one of the most inoffensive of my species. I live on vegetable food and never bit since I was born (Shelley in: Lady Shelley, Shelley Memoirs 53). — An' iver sence we brought her 'ome last night, she set there in that cheer (Marcella III, VII). — Since man came into being did the world ever exhibit a sadder spectacle? (Gissing, Nether World 110.) — No man ever before had the art of making himself so like a woman, since the world began (Leslie Steven, George Eliot, Engl. M. of L. 55).

Note that this type also replaces type I, when in the principal clause there is found an auxiliary such as *can, may:*

Seoþþan þis hus oþþe seo stow þær getimbred wæs þæt seoþþan næfre nænig man þa læstas sylfe ufan oferwyrcean ne mihte (Blickl. Hom. 125). — I could not speak with Dromio since at first I sent him from the mart (Com. of Errors II 5). — Since first I saw thee come and heard thy cry, I could not rid me of a dread . . . (Leigh Hunt, Mahmoud). — It means holding your tongue and that you could never do since you were born (Books for the Bairns no. 56, p. 47).

The following quotations show type II in the historical narrative. The historian or chronicler relates things that were, or took place in the past. Hence the Past Tense in the principal clause:

þonne beo we urum Hælende fylgende, swa se blinda wæs syþþan he geseon mihte (Blickl. Hom. 33). — Eal þis mennisce cyn wæs on blindnesse, seoðđan þa ærestan men asceofene wæron of gefean neorxna wanges (Blickl. Hom. 17). — þis wæs gefohten syđđan he of East Engla com (Two Sax. Chron. Parker 658). — On þes oder gear syđđan he wæs gehalgod þa makode he feola minstra (ibid. Laud. 963). — Folclaga wyrsedan ealles to swyđe syđđan Eadgar geendode (Wulfstan, v. Sweet, AS. Reader 108). — So there was hail and fire mingled with the hail, very grievous, such as there was none like it in all the land of Epypt, since it

became a nation (Exodus IX 24). — For since I thought By prayer the offended Deity to appease, Methought I saw him placable (Par. Lost XI 148). — Philip was not the same person since he married her (Thackeray, Philip, Smith, Elder 551). — What breadths of experience Dorothea seemed to have passed over since she first looked at this miniature (Middlemarch, Rant, Mac Nally I 260). — The very furniture in the room seemed to have shrunk since she saw it before (ibid. I 258).

§ 5. Type III: *Since I knew you, I love you.*

This construction is much younger than the two preceding ones, since it is based on the use of *since* in the secondary sense of 'seeing that, inasmuch as'. Not rarely a blending of the notions of time and causality may be traced in the conjunction.

R. Royster: "He that beateth me by his armes shall well fynde, That I will not be farre from him nor runne behinde" . . . M. Mery: "That thing knowe all men ever since ye overthrewe, The fellow of the Lion which Hercules slewe" (Roister-Doister, Arber, p. 15). — The jealous o'erworn widow and herself, Since that our brother dubbed them gentlewomen, Are mighty gossips in this monarchy (Richard III. I 82). — Since I saw thee the affliction of my mind amends (Tempest V 114). — Since the youth of the count's was to-day with my lady, She is much out of quiet (Twelfth Night II 3, 143). — He is so humorous since his daughter was forsaken (Beaumont & Fletcher, Maid's Tragedy I 2). — Since our eyes Opened we find indeed, and find we know Both good and evil; good lost and evil got (Par. Lost IX 1070). — And truly I begin to believe so, since what happened t' other night (Vanbrugh, Provoked Wife II). — Since Peknah was taken from me, said the princess, I have no pleasure to reject or to retain (Rasselas Ch. 35). — Since I lost my own sweet girl I have nobody (Mackenzie, Man of Feeling, Cassell 94). — Since inoculation began, there is not a plain woman (She stoops II). — Well, I begin to breathe a little, since I began to write to you (Burns, Letters, Nimmo 202). — The priest is not half so confident of the Jew's conversion since he received that buffet on the ear (Ivanhoe Ch. 32). — My heart is proof against such cant ever since I sent twenty good gold pieces to advance the grand magisterium (Kenilworth Ch. 18). — Since he proposed

he comes here so seldom (Bulwer, Money, Tauchn. 188). — Since he proposed for you he is more extravagant than ever (ibid. 189). — I am like a mother to him since my dear sister died (Thackeray, Philip, Smith, Elder 187). — Since the old Furies went to sleep, your Christian Greek is of so easy a conscience that . . . (Romola Ch. 3). — We can hardly get her to dine with us, since he had that fit (Middlemarch I 361). — Remember, you are both suspicious characters, since you took Peel's side about the Catholic Bill (ibid. I 50). — It is dull in our town since my playmates left (Browning, Pied Piper). — You're looking much brighter since they came (Atherton, American Wives, Tauchn. 271). — I feel rather like a child since I came over here (ibid. 188). — Since the steamers took the place of the sailing-ships. no vessels put in here, and there are no more pilots wanted (Besant, Armorel of Lyonesse, Tauchn. 92). — We have many empty rooms, since my father and mother and brothers were all drowned (ibid. 64). — Since Lord Granville died, Lord Rosebery is the best after-dinner speaker (Punch 17. Octbr. 1900, 287 b). — His descriptions of Dartmoor are unequalled since Blackmore ceased to paint them (ibid. 8. Octbr. 1902, 263 c). — Poor Harold looks the picture of misery since I refused him (Pick Me Up 8. June 1901). — Alice always dresses Edith since mamma died (Marryat, Children of the New Forest 18). — The trifle that is collecting for you since you lost your money (Baring Gould, Mehalak, Tauchn. 88). — As to verses, they disgust me since Nero began to write them (Quo Vadis 28). — Since you had them you never sing or romp or laugh (Ouida, Two L. W. Shoes, Tauchn. 278). — I am something new to myself since I saw you first (An Englishwoman's L. Letters 62). — The roads, since your lordship became Surveyor-General, are so good, that not one horse in a hundred leaves its shoe in a slough (St. Weyman, In Kings' Byways, Tauchn. 191). — Since Miss C. was took ill she won't have nobody near her (Tackeray, Van. Fair, Smith, Elder I 138).

When the verbs *to seem*, *to appear* etc. occur in the principal clause, they do not affect the construction. Observe the causal force in the *since* of:

Extended titles for novels *seem to be* coming in fashion since George Meredith and then John Oliver Hobbes set the example (Punch 5. Novbr. 1902, 315 c). — Withers: "Isn't that Old Tomkins up there? How lovely he seems." Smithers: "Yes, nobody *seems*

*to care* to know him since he lost his money" (Pick Me Up 6. Decbr. 1902). — Since the covers at Tudley End were raided, Westall seems to have quite lost his head (Marcella II, V).

The notion of time, on the other hand, is more prominent in:

Since barbarism drove them out of Greece and Rome, they *seem to have taken* refuge in France (Chesterfield, Letters no. 37).

Only a few quotations remain, in which the present tense of the principal clause states a mere fact:

The moon is not three days older since I did so (Ivanhoe Ch. 19). — Is sir Hugh worse since I went away (Kenilw. Ch. 12). — Since my sister left me this is the first gift that can be called an equivalent (Lewes, Goethe, Brockhaus, I 180). — Since these highclass monthlies became so numerous, it is seldom that any one among them contains more than two or three articles of general interest (Sat. Rev. 1. June 1901).

Finally, there are a number of quotations in which there is, in the principal clause, some form of the Verb *to be* with a past participle. Sometimes this past participle is an adjective, in which case we have a present tense as in: he *is gone:* sometimes we have to do with one of those verbs which were formerly conjugated with *to be,* e. g. he *is become;* the whole is then a present perfect tense. I will just give one example of each category:

My health is greatly improved since I got my new policy (of a life-insurance) (Pick Me Up 16. Novbr. 1901). — Since I quitted the retired neighbourhood in which I wrote and gave to the public certain little stories of mine, my name is become exalted to a tolerable eminence in the world of letters (Acad. 10. Aug. 1901)[1]).

§ 6. Type IV: *Since I have known you, I have loved you.*

This construction is altogether unknown in Old and Middle English. The earliest instances I have found date from the second half of the seventeenth century; and even then the

[1]) In: My father is dead, since I was very little (Kipling, Kim. 122) *is dead* must be taken in the sense of *has been dead.* — "Then do you know her?" — "Ever since Molly and I were married" (F. W. Moore, A family Affair 16); here we have ellipsis, of course.

construction is extremely rare. It owes its origin to the new meaning (viz. that of *during the time that, as long as*) forced upon *since* by the confusion that had gradually come over the notions of perfective and imperfective (see the first part of this article, Englische Studien 31, 384). As a rule the since-clause contains an imperfective verb; where a perfective is found, the writer calls attention to the state of things resulting from the action. Observe that, in not a few cases, *since* may be replaced by *while* [1]).

I cannot say that he has once broken my rest since we have been married (Congreve, Love for Love III 4). — Since I have been your wife, I have observed great abuses and disorders in your family (Arbuthnot, John Bull, Cassell 37). — Since I have had the full use of my reason, nobody has ever heard me laugh (Chesterfield, Letters no. 31, Camelot). — Even of these prerogatives I have, since my thoughts have been diversified by more intercourse with the world, begun to question the reality (Rasselas Ch. 46). — She has absolutely fallen in love with a tall Irish baronet she met one night since she has been here (Sheridan, Rivals I 1). — Since she has discovered her own frailty, she is become more suspicious of mine (ibid. I 2). — Since you have been under my care, you think I have at least faithfully discharged some part of my duty (Inchbald, Simple Story, Baudry 143). — Since I have had the misfortune to lose him, I have frequently wished to heal the breach (Austen, Pr. and Pr., Tauchn. 60). — They have never been at Hallesbrooke since you have been at Desir (Beaconsfield, V. Grey, Longmans 130). — I will see whether you have mended your shooting since you have been among the Indians (Scott, Tap. Chamber). — My brain has been at fault almost ever since thou hast been away (Kenilworth Ch. 12). — Since I have been absent from this country, my first impression has been considerably shaken (Ol. Twist Ch. 41). — I have considered years and years. I have considered ever since I have been capable of serious reflection (ibid. Ch. 31). — The hatred of people here against our Goethe . . . has grown to such a pitch since he has been made a geheimrat that it borders on

---

[1]) While Lord Elmwood has been at home I have kept an awful distance (Inchbald, Simple Story 190). *While* might be replaced by *since* here, without change of meaning.

fury (Lewes, Goethe, Brockhaus II 24). — I have often felt since I have been at Rome, that most of our lives would look much uglier than the pictures, if they could be put on the wall (Middlemarch, Rant, Mac Nally I 209). — Everything of that sort has slipped away from me since I have been married (ibid. II 12). — Of all the yarns I've heard since I've been in the East, this is the most extraordinary (Boothby, My strangest Case 74). — I cannot tell why I have been cold to her since thoughts of C. have not restrained me (Quo Vadis 111). — Since I've been back in England, I've mostly gone in for canvassing (Gissing, Nether World, Smith, Elder 153). — She's been in the house several times since I've been here (Gissing, Nether World 149). — Since we have lived apart you have sent me far more than you could really afford (Gissing, New Grub Str., Smith, Elder 346). — Our policy has chopped and changed since the present Government has been in office (Truth 20. Febr. 1902). — Since I have had these glasses the world has assumed for me a different aspect (Punch 3. Septbr. 1902, 150 a). — Has he said anything intelligible since he has been here? (Crawford, Tale of a Lonely Parish Ch. 21). — No Irish M. P. since he has been in prison has been set to do laundry work (Punch 10. Decbr. 1902, 402 a). — It said so well what I have wanted to say since we have known each other (An Englishwoman's Love Letters, Tauchn. 27). — Ever since I have devoted myself to the cause of tuition . . . I have made it my object to provide boys under my roof with fare so abundant that they should have no excuse for obtaining extraneous luxuries (Anstey, Vice Verse, Seaside 62). — Since she has been living with you she has grown from a child to a woman (Gissing, Nether World 170). — I have kept a valuable register since I have been here (Middlemarch II 325). — Since I have come to know it better, I have discovered that it is only the life of a great city on a small scale (Boothby, My Strangest Case 210). — Since I've got home and fallen into ways that are conventional, I've heard more rubbish talked about hardships, than . . . (Punch's Holiday Book 1903, 43). — Since the householders have been absolved from the duty of cleaning the pavement in front of their houses the sidewalks have met with but scant consideration (Graphic 2. Febr. 1895). — Since I have been promised to him, I own I have for a moment seen another gentleman who . . . (Burnett, Lady of Qual. Warne 48 b). — Since ladies of fashion have con-

descended to take up the millinery business, trade has become respectable (Pick Me Up 20. Decbr. 1902)[1]).

§ 7. Type V: *Since I have known you, I loved you.*

In the course of my reading I have come across this type only in the following three quotations:

Syth that my lorde the kynge hath do proclamed his pees he never thoughte to hurte ony man (Caxton's Reynard the Fox, Arber 9). — Syth he hath tasted of hym ther myght never hunter ne hounde save ne kepe hym from us (ibid. 10). — Since I've known you, you was big enough to take care of yourself (Thackeray, Philip 206).

It will be observed that in both quotations from Caxton's *Reynard* there figures the word *never;* and I think we may safely attribute the use of the Past Tense to this word. And the quotation from Thackeray I venture to account for on the score of the words being uttered by an uneducated woman.

The conclusion we arrive at, therefore, is, that Type V has never properly developed in English.

§ 8. Type VI: *Since I have known you, I love you.*

Like Type III, a construction of later origin. Here too, *since* must be taken in the sense of 'seeing that, inasmuch as'. But whereas in Type III we have found in *since*

---

[1]) Though the present paper deals with the conjunction *since* exclusively, I may as well say in passing that the prep. *since* has also acquired the meaning of: 'during', though it is sometimes very difficult to decide, whether it means this or something else, owing to the fact that certain substantives denote now a state, now an entering upon a state. In the two quotations that follow *residence,* and *knowledge,* without doubt denote the latter: After the lapse of a year, since our *residence* here, we have become father and mother (Lewes, Goethe, Brockhaus I 203). — The third day succeding their knowledge of the particulars was so fine . . . as to draw many to Kensington gardens (Austen, Sense and Sens, Tauchn. 240). — But in not a few cases it is almost impossible to make out whether it is the state, or the entering upon the state, that is meant. — There are a few passages in which the preposition *since* means: during: All the letters which Jane had written to her since being in Kent (Austen, Pride and Prej., Tauchn. 173). — No person had ever been to see or inquire for him since his residence amongst them (Burney, Evelina, Rivington 201). — The town, ladies, has languished since your absence (ibid. 151).

a blending of the notions of causality and time, *since* in the present construction offers a blending of causality and duration; so that: I'm better since I have been here, would mean: I am better because of my stay here, and have been so from the moment of my arrival. — The notion of causality, however, predominates:

Me thynketh ther may no thynge hurte me syth that ye have said thyse holy wordes over me (Caxton's Reynard, Arber 104). — Since I have seen and known Sir Charles Grandison I have not only an indifference, but a dislike to all men (Richardson, Sir Ch. Grandison. Letter 44). — I am better since I have been here (Chesterfield, Letters I). — We have the loss of Burke's Company since he has been engaged in public business (Boswell, Life of Johnson, Routledge 128 b). — Since I have formed this resolution, my mind is more at ease (Burney, Evelina, Rivington 350). — Everything seems more bearable since I have talked to you (Middlemarch II 326). — Since I have begun to transform my prosaic language into a poetic rhythmical one, I find myself under a totally different jurisdiction (Lewes, Goethe, Brockhaus II 6). — How well that Union Club House comes out now since they have made the opening (Vivian Grey, Longmans 20). — Since his long-agitated career has become calm and tranquil the character of the Crand Duke of Reisenburg begins to be understood (ibid. 325). — Baron von Konigstein does indeed appear changed, since . . . he has become . . . a being in whose existence philosophers scarcely believe, a perfect man (ibid. 195). — Georgy's house is not a lively one since uncle Jo's annuity has been withdrawn (Thackeray, Van. Fair, Smith, Elder II 152). — Since I've been engaged I'm growing dreadfully avaricious (ibid., Philip 349). — Are you afraid of walking by since you have been frightened by the conjuror? (Romola, Blackwood 91). — Since I have accustomed myself to take more exercise, I feel better for it (East Lynne 167). — I ain't worthy of you, I know that. But since the English fellow's come along, you won't look at me (Black and White 8. Febr. 1902).

Special attention should be paid to:

Oh yes, I've an enormous faculty for sleep, especially since I've been down here playing at "sweet-do-nothing" (Jones, A Bed of Roses, French. 7). — In this quotation the causality is clear from the context, whilst the notion of duration is emphasized by

the word "especially", which introduces what follows as a sort of afterthought, or tag[1]).

Only a very few instances present difficulties:

It is since she has had in her false teeth (Queer Stories From Truth, 8th series 45). — Since he's been home, they say he is a regular Don Giovanni, by Jove (Vanity Fair I 122). — Ever since she has been unsettled in her mind, it seems her only consolation (Tristram Shandy, Tauchn. 489).

§ 9. Type VII: *Since I know you, I love you.*

A construction occurring extensively in German and Dutch. Though Old English also knew it, with *siþþan* mostly meaning 'after', it has not maintained itself. The evidence I can adduce is very scanty.

Ne he hine na ne onstyreþ syþþan seo ungesynelice sawl him of biþ (Blickling Hom. 21). — And mid þæm mannum þe beoþ Cristi to brydum gehalgode, seoþþan hi mon mid þæm halgan wrigelse bewrihþ (ibid. 61). — (Many more quotations from Old English might be given). How often do I wish, since I am absent from you, that I was under the protection of Mrs. Mirvan (Burney, Evelina 339). — Since I have my father's gift again, I think my shipwreck no misfortune (Lamb., Tales from Shaksp., Chandos Cl. 296).

I am inclined to take the *since* in the last quotation in the sense of 'seeing that, inasmuch as'. We may therefore safely say that this type has died out.

§ 10. Type VIII: *Since I know you, I have loved you.*

Extremely rare again. It is remarkable that the since-clause in all my three quotations is the same: since I (he) can remember.

Ever since I can remember, the Irish have deafened the world by appeals to history (Academy 2. Novbr. 1901, 413 b). — Who has lived here since I can remember (H. Caine, Eternal

---

[1]) Here are a few more instances of "tags": He despairs of the security of Palestine — at least, since the arm of Richard of England hath ceased to strike for it (Scott, Talisman Ch. IX). — They meditated often on "the Wheel of Life" — the more so, since . . . they were freed from its visible temptations (Kipling, Kim. 331). My peple sikly berth our mariage and namely, sith my sone yboren is (Clerkes Tale 625).

City 60). — I suppose a woman is never in love with any one she has always known ever since she can remember (Middlemarch I 32).

The evidence is too scanty to enable us to draw any conclusions. Can the preterite-present *can* have anything to do with it? — I cannot any more account for the following. In fact, I am not quite sure that I ought to have mentioned them here:

Since thou art laid down, no feller is come up against us (Isaiah XIV 8). — Since I'm married, I give you my word of honour, I've not touched a bit of stamped paper (Vanity Fair I 318).

§ 11. In addition to the eight different types described above, we must make mention of the *since*-construction, in which the principal clause states how long it is since the fact of the *since*-clause took place. The principal clause is almost regularly: it is[1]); the *since*-clause has the verb either in the Past or in the Present Perfect Tense.

*α*) Verb in the Past Tense:

And seyth þat ȝere þat kyng Alvred layde þe furste stone, Of þis newe abbay, þat stonte here ȝet, Foure score ȝere & foure save one Ben past forthe, seyȝthe þat hit was sette (St. Editha, ed. Horstmann 790). — And seyth Egberde & Elburwe, his suster, y-wys, Bulden up þat religiose house y-fere, seuene score ȝere & six hit is (ibid. 794). — There are but twelve days since I went up to Jerusalem (Acts XXIV 11). — How long is it since this came unto him? (Mark IX 21.) — It is so long since I learnt it (Walton, Complete Angler Ch. V). — It is but an hour ago since the corporal was examined in the latter (Tristram Shandy, Tauchn. 313). — It is not yet three months since home was so hot for you (Burns, Letters Nimmo. 45). — It is not a week since she left this house (Godwin, Caleb Williams Ch. XI). — It is a thousand years since the tartans of the head of the family were embraced by the defunct Duncan's lords and councillors (Vanity Fair II 167). — It is six years now since you were in

[1]) Constructions such as the following are great exceptions: It *has been* a long time since the custom began (Swift, Directions to servants I). — Though it may *have been* a long time since you were conversant amongst them (Kenilworth Ch. 18).

office. It is 16 years since you were in anything like power, and it does seem to me that under these circumstances the primary duty of the Liberal party is to wipe its slate clean (Rosebery, Chesterfield Speech, Times Weekly Ed. 20. Decbr. 1901).

In the last quotation the word *last* might be introduced after *since:* It is six years now since last you were in office etc. —

*β*) Verb in the Present Perfect Tense:

It is so long since the reader of this rhapsodical work has been parted from the midwife that . . . (Tristram Shandy, Tauchn. 25). — It is now above forty years since I have never spoken or written one single word without giving myself one moment's time to consider whether it was a good one or a bad one (Chesterfield, Letters no. 46). — This is the longest time she has spent from the house since I have been at Clifton (Burney, Evelina 371). — It is long since I have heard from it (Byron, Letters, Camelot 42). — It is so long since we have been alone (Beaconsfield, Venetia, Longmans, Book IV). — "Why, Cadurcis, you know Miss Herbert?" — "Well; but it is a long time since I have seen her." (Ibid. 259.) — "It is a long time since we have met," replied Venetia. — "A delicate reproach," said Cadurcis (ibid. 260). — It's a long while since I have been at home (Austen, Sense and Sens, Tauchn. 142). — It is positively more than eight weeks since I have exchanged a word with any one (Harraden, The Fowler I, IV). — He inquired how long it was since "the taking of Snuff hath been in Use in England" (Notes and Queries 28. Decbr. 1902). — It is such ages since we have seen you, auntie (Truth 20. Febr. 1902). — It is a long time since so many varied costumes have been seen in the Park (Times Weekly Ed. 14. Febr. 1902). — It is long since I have ridden this way (Kipling, Kim. 80). — I remember now it is long since I have eaten or drunk (ibid. 18). — It is a whole year since I have *not* been up myself (Punch's Almanac 1903).

The question naturally suggests itself: What is the difference between a sentence with the Past Tense and a sentence with the Present Perfect? e. g. between:

It is six years since you were in office,

and

It is so long since we have been alone, since we have met.

The explanation I would venture to give is that the first of these sentences is affirmative, whereas the second is negative. *Since you were*, calls attention to the time when the liberals were in, and *six years* states how long ago that is. *Since we have met*, denies the "meeting", and *so long* states during what period no meeting has taken place. The same with *since we have been alone;* they have not been alone for a considerable time. — The sentence: *It is six years since I was here;* refers to my presence at the place, states a fact, that belongs to the past; whereas: *It is six years since I have been here*, points to my absence, which continues to the present moment. — Quite in keeping with this is Thackeray's: *Considerable time has elapsed since we have seen our respectable friend* (Vanity Fair, Smith, Elder II 73). Their friend has been absent for a considerable time. —

In my last quotation higher up (from Punch's Almanac 1903) the reader will actually find the negation expressed by not. —

§ 12. Summing up we find that practically there are five *since*-constructions in Modern English, two of which date from Old English times: viz.

Since I knew you, I have loved you

and:

Since I knew you, I loved you.

Whereas the three others are of more recent date. Of these younger types, two are due to the secondary meaning of "inasmuch as", which *since* developed in the 14th century, or earlier, viz.

Since I knew you I love you,

and

Since I have known you I love you.

And lastly, the youngest of all

Since I have known, I have loved you

of which the earliest instances I have found, date from the end of the 17th century, is due to the meaning: "during the time that", "as long as", which was forced upon *since* by causes described in the first part of this paper.

Utrecht, 15. January 1903.

P. Fijn van Draat.

# BESPRECHUNGEN.

## SPRACHE.

H. S. Macgillivray, *The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English.* Part I, 1st Half. (Studien zur englischen philologie, herausgegeben von L. Morsbach. VIII.) Halle a. S., Niemeyer, 1902. XXVIII + 171 ss. Preis M. 6,00.

In teilweisem anschluss an die bekannten arbeiten von K. Weinhold, R. Raumer und B. Kahle über die einwirkungen des christentums aufs Gotische, Althochdeutsche und Altnordische behandelt der verf. im vorliegenden teile die äussere gliederung der kirche in folgenden abschnitten: 1. Divisions of the human race; 2. The departed members of the Church; 3. The ecclesiastical offices; 4. Ecclesiastical dress; 5. Revenues of the Church. Dem ganzen geht voraus eine historische skizze der bekehrung Englands, des festlandes und Skandinaviens und folgt ein systematisches verzeichnis der kirchlichen terminologie. Den schluss bildet ein sehr ausführlicher index. Der verf. hat mit hingebendem fleiss die ganze wichtigere literatur durchgenommen und eine reiche fülle von belegen für die genannten gebiete des wortschatzes der kirchensprache zusammengebracht, die ohne zweifel eine vorzügliche unterlage für das gebotene und das noch in aussicht gestellte bilden. Dieses umfängliche lexikalische material bringt manche brauchbaren ergänzungen zum laut- und formenbestande des Altenglischen, namentlich aber feinere begriffsbestimmungen der kirchlichen ausdrücke. Ausserdem setzt es den verf. in den stand, bei verschiedenen wörtern ihr verbreitungsgebiet abzugrenzen und auch sonst nützliche einzelangaben beizubringen; so hebt er zb. hervor, dass *cȳđere* im sinne von 'märtyrer' nur bei Ælfric vorkommt, und gibt hierfür die vollständigen belege. Dieser und ähnlicher

eigenschaften wegen wird man die vorliegende schrift gewiss als eine nützliche arbeit bezeichnen dürfen, die jedenfalls einmal unternommen werden musste, und der verf. verdient entschieden lob und dank, auch wenn seine ergebnisse vorläufig nicht tief greifen.

Dagegen bin ich mit der form, in der uns hier das nützliche geboten wird, nicht einverstanden, und weil das, was ich an dieser schrift in erster linie aussetzen möchte, auch mehrern andern veröffentlichungen der letzten zeit gemein ist, will ich es etwas ausführlicher vorbringen. Die arbeit leidet unter einer geradezu ermüdenden breite und weitschweifigkeit, und in seinem eifer übersieht der verf. gar zu häufig, dass er ja doch für fachleute schreibt und darum nicht nötig hat, alles ab ovo herzuleiten. Allbekannte sachen, wie die verwandtschaftlichen zusammenhänge von wörtern wie *mæʒden* p. 33, *wītʒa* p. 36, *þeʒn*, *cniht* p. 49, *andettan* p. 54, *biscop* p. 87 u. ä., schreibt er in umständlicher breite aus seinen handbüchern zusammen. Wenn er p. 107 auf *rǣdere* 'lector' zu sprechen kommt, erklärt er: "The verb *rǣdan* signifies to advise, to take counsel, as well as to read, and is inflected both strong (past *rēord*) and weak (past *rǣdde*)," und dann folgen unmittelbar die belege für *rǣdere*. Seine mitteilungen über die für unsere fachlichen zwecke im ganzen doch recht unwichtigen Juden, Pharisäer, Sadducäer und Samaritaner füllen 12 seiten, und für die in keiner hinsicht bemerkenswerten pluralformen *Jūdēas*, *Jūdēa*, *Jūdēum* gibt er etwa 60 belegstellen! Stellenweise kann man ganze seiten lesen, ohne irgend etwas neues zu erfahren. Man wird mir kaum interesse für altenglische studien absprechen, und ich möchte nichts missen, was auch nur im kleinsten punkte die wissenschaft fördern kann; aber die zwecke dieses tuns vermag ich nicht zu begreifen. Nach meiner meinung hätte M. mit der hälfte des raumes, also etwa mit 100 seiten im ganzen, ohne irgend einen nachteil für die wissenschaft reichlich auskommen können. Der verf. plant als fortsetzung seiner arbeit noch zwei solche hefte, so dass das ganze werk über den einfluss des christentums auf den altenglischen wortschatz etwa 18 M. kosten soll! — Eine gewisse erhöhung des spezifischen gewichtes der veröffentlichungen könnte unserer wissenschaft sicherlich nur zum vorteil gereichen.

Zum schluss zwei einzelheiten. Über die frage der romanisierung von Britannien denkt M. anders als ich. Ohne mich auf

den gegenstand hier ausführlicher einzulassen, erwähne ich, dass der verf. pp. XI und XXIV keinerlei rücksicht genommen hat auf Thurneysen's abhandlung »Wann sind die Germanen nach England gekommen?« Engl. Stud. 22, 163 ff., aus welcher er neue fingerzeige für die wahrscheinlichkeit unmittelbarer berührung zwischen Angelsachsen und resten der römischen bevölkerung in Britannien hätte holen können; denn je früher die ersten schübe der Angelsachsen einwanderten, desto deutlicher waren noch die nachwirkungen der römischen kultur vorhanden. — M.'s eigene deutung des schwierigen *prēost* scheint mir unannehmbar. Den stand der sache stellt er von vornherein unrichtig dar, wenn er p. 73 behauptet, über die genaue vertretung von $\bar{e}^2$ im Altenglischen herrsche "considerable uncertainty". Das ist doch keineswegs der fall; im gegenteil finden wir hier grosse gleichförmigkeit der entwicklung, da alles interne material, soweit es sich wirklich um diesen laut handelt, klar und eindeutig ist. Wenn nun M. *ēo, īo* als lautgerechte angelsächsische vertreter von $\bar{e}^2$ hinstellen will, so darf er natürlich nicht der sofort auftauchenden frage ausweichen, warum dann diese »lautgerechte« form eben nur in *prēost* erscheint.

Prag, 22. April 1903. A. Pogatscher.

---

Rudolf Müller, *Über die namen des nordhumbrischen Liber Vitae.* (Palaestra. Herausgeg. von Alois Brandl und Emil Schmidt. 9.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. XVI + 186 ss. Pr. M. 5,50.

This work, as the author tells us in the Preface was at first intended to be merely a continuation of Hellwig's work (published in 1888) upon the same subject. Then Mr Müller proposed to deal with the second element in compound names, with the compound as a whole and with the simple, uncompounded names. He very soon found however that it was desirable to work over the whole field, independent of the preceding investigation, so as to produce a uniform, complete and reliable basis for further study. The book is divided into the following sections: 1. The Phonology of the Liber Vitae. 2. A general view of the names in Liber Vitae, in which they are classified into non-Germanic, and Germanic, and the latter then into uncompounded and compounded names, these again according to part of speech, suffix, and stem. 3. The form

and significance of the names in Liber Vitae. This part deals with the fate of final vowels and consonants in composition, and with the modifications of meaning of the elements of compound names. At the end of the volume is a most serviceable glossary which contains an alphabetical list of all the names which occur. Sweet's edition of LV. in OET. is the basis of the investigation before us.

I. Phonology of LV. This offers many interesting features both on account of the age of the MS. (end of 8$^{th}$ century or beginning of 9$^{th}$; see Sweet, OET. p. 153) and on account of the Northumbrian form of the names. I propose now to discuss some of such points as appear to me to possess general or special interest, or which need further clearing up.

Gmc.: a before a nasal (*n*)[1]) $<$ *o* in LV. *Lond-*, *fronka*, *-mon* &c. (Müller §§ 1. 2), the only exceptions being *tanduini*, *anna* (§ 1 b); otherwise *tond-* occurs several times. The apparent oscillation in OE. between *-on-* and *-an-* has always seemed to me a difficult question, and one which demands a more complete investigation then has yet been bestowed upon it. A similar rounding of *a* before *n* occurs, to some extent at any rate, in Old Frisian, and it is therefore commonly assumed that this process, or at least the beginning of it was of continental origin. (Cp. eg. Bülbring, Elementarbuch, § 123 anm.; Morsbach, Beibl. z. Anglia VII, p. 329.)

On the other hand the facts as regards OE. itself are distinctly puzzling. Bülbring sums them up briefly in his Elementarbuch as follows: The oldest texts of all (Epinal for instance), have consistently *an*, but already in the middle of the 8$^{th}$ century *on* appears by the side of an and is indeed more frequent in the Corpus Gloss. In later Anglian texts *on* is the rule. Saxon and Kentish texts of the 9$^{th}$ century show more often *on* than *an*, while again, in the 10$^{th}$ century, *an* is the more frequent. Later texts, such as Ælfric and the WS. Gospels, have *an* exclusively. (Cp. also Sweet, HES. §§ 415—8, and Sievers, Ags. gr. § 65.) The ME. conditions are set forth by Fischer (Anglia XI, pp. 181 &c.), by Sweet (HES. § 646) and by Morsbach (ME. gr. §§ 88—94). The results of their investigations are the following: In the North. *-an-* exclusively,

[1]) NB. in the following article, the symbol $<$ = 'becomes'; $>$ = 'derived from'.

whether short or long; in East Midland *-an-* except before lengthening consonantal combinations, in which case *-ōn-;* in West Midland sometimes *-on-* even when the short vowel is preserved;, the London literary dialect (Charters, Chaucer and Caxton) almost always *-an-* when the short vowel is preserved, otherwise, London Charters often *ā*, but much more frequently *ō;* Chaucer nearly always *ō:* Caxton oscillates between *ā* and *ō* before *-nd*, but has *ō* on the whole before *-ng;* in the western part of the Southern area *ă* is the rule for original short vowels, with occasional *ŏ*, but before lengthening consonants *ō* occurs, with few exceptions. The Mid-Southern area has for the short vowel both *a* and *o;* the lengthened vowel appears as *ō*. The 'Catherine Group' on the other hand always has *o*. Kentish has *a* throughout except in the lengthenings. The rest of the South East has predominating *o*, side by side with less frequent *a*.

I have pursued the question thus far into ME. in order to show what a bewildering backwards and forwards movement there appears to have been in English in the treatment of original *an* and *am*. The matter is discussed by Kluge in Paul's Grundr.[2] I, p. 1044. He assumes, as he is bound to do, on the assumption that the rounding of *an* to *on* in English is primitive and universal, that there was a return to the unrounded form in the Old English period. But when he makes OE. *on* and *om* return to *an* and *am* again in ME. (ME. *náme* from OE. *nŏma* &c.) we feel that he is going too far. Now if it be the case that the affection of Gmc.: *ă* before nasals began in continental English, and if this affection took place over the whole speech area, it is certainly strange that there should be no signs of it in Epinal with the solitary exception of *he onettae* (see Dieter, Ältest. engl. dnkm.). Bülbring however regards the *o* in this word as long, the original *a* being lengthened after loss of *h* (WGmc.: **anhaitian;* see Elementarbuch § 526; also Sievers, Ags. gr. § 43; Pogatscher, Lehnworte p. 109; Morsbach, Angl. beibl. VII 329). In this case the word need not detain us for the moment, since Gmc. or WGmc. *ā* is rounded in Old English and Old Frisian alike before nasals. The assumption that WGmc. *ă* underwent the preliminary stages of rounding in the continental period rests almost exclusively on the fact that WGmc. *an* appears as *on* in Old Frisian. (Elementarbuch § 123.) According to Siebs, Friesische spr., in Paul's Grundr. I, p. 735, the change does not occur in West Fris. but

would appear to be characteristic of EFris. But in any case it seems unsafe to argue that because *an* becomes *on* in certain OFris. dialects, and also in early (though not the earliest) OE. MSS., that therefore the rounding process began in the continental period. The exceedingly tempting 'Anglo-Frisian' language with which it is so pleasant to 'operate' may never have existed; »eine solche gemeinsprache aber hat es nie gegeben,« says Morsbach (beibl. z. Angl. VII, p. 323). But even if it did exist, we must remember that the old Frisian MSS. are centuries later than the oldest English MSS., and that similar processes may quite have developed independently in the two languages. Supposing we had no early High German remains, what might not be argued for instance from the fact that in Modern High German and Modern English alike, original ī and ū are diphthongised to *(ai)* and *(au)* respectively? Of course if 'Anglo-Frisian' in the sense in which Siebs understands it never existed, then no argument can be drawn for a continental origin of a feature of OE. from the fact that it occurs also in Frisian, even if we overlook the discrepancy of age between the early remains in the two languages. But, it might be asked, what becomes of the ō in OE. *tōþ, ȝōs, sōfte* &c. if we assume that the rounding of ă before nasals in not a continental process? To this I should be inclined to reply that since an ur-Engl. **brãhta* (the vowel of which must have preserved its nasality from the Gmc. period) appears as *brōhte* in the oldest texts (cp. Dieter, Ältest. engl. denkm., § 13, 3), it seems just to assume that all nasal *ãs* were rounded at a very early period to õ, both those which came down from Gmc., and those which developed later from the loss of the nasal consonant before voiceless open consonants; subsequently the nasality was lost, and compensatory lengthening of the vowel took place. I assume the rounding of the nasal vowels to be earlier than that of ă before a nasal consonant, but whether this earlier change occurred in continental English or not I leave undecided. Thus the vowels in **ȝãs-*, **tãþ-*, **sãft-* and **brãht-* were identical and had a common subsequent development. This gets rid of difficulty of the exclusive forms in *-an-* and *-am-* in Epinal. Now comes the question of the wavering between *an* and *on*, *am* and *om*, when once this, (as I believe later rounding) is established. I fancy that it will be a true account of the facts if we say, that in all texts (after Epinal) in all dialects and in all periods, both ă and ŏ forms occur, although their relative frequency varies, sometimes

one preponderates, sometimes the other. (Cp. also Sweet in CP. p. XXII.) The Corpus Gloss. has many words with *ă*, but rather more with *ŏ:* Erfurt has *ă* and *ŏ* 'promiscue gebraucht' (Dieter, loc. cit. § I. C.); in Vespas. Ps. *ŏ* predominates, but there are numerous cases of *ă* (Zeuner, Spr. d. kt. Ps. § 2). In Northumbrian texts we have the same oscillation:

Cædmon's Hymn: *ă* and *ŏ*, *modgidanc*, but *moncynnæs*.

Bedes Dth. Song: *thoncsnotturra; than.*

Leiden Rid: only *ŏ*, *uong, gido(n)cum.*

Durh. Rit.: *ŏ* 'in der überwiegenden mehrzahl der fälle' (Lindelöf, Spr. des Rit. von Durh. § 2); but four cases of *ă* (ibid. § I 2).

Lindesfarne Gospel: Mrk. *ŏ* in nearly cases, but three cases of *ă* mentioned (Lea, Anglia XIII, p. 64); Joh. *ŏ* almost exclusively but five cases of *ă* (Füchsel, Anglia XXIII, pp. 18. 19).

Rushw.[2]: *ŏ* greatly predominates but *ă* is not infrequent, so far as I can see from Otten's Dissertation (Rushworth Gloss. to Matthew, 1890), and from a glance at Lindelöf's Glossary of the text. (The last mentioned scholar's monograph upon the Gloss. is not at hand as I write.) In Kentish we have again this diversity in the same texts. Thus in Early Kentish, eight Kentish Charters (Sweet, OET.) all from 831—868, yield the following results as to the proportion of *a*, *o* + *n* or *m* forms: Charter 37 (831) *on* throughout, *an* once; 38 (831) same result; 39 (831) *an* 11 times, *on* twice; 40 (832) *an* 7 times, *on* twice; A 1 (835) *on* 37 times, *an* 8 times; 42 (837) *on* exclusively, 14 times; A 3 (859) *an* 4 times, *on* once; 44 (868, or 888) *an* only, once; 45 (871—889) a Surrey Charter, *on* 48 times, *an* 10 times. The same words occur in these charters in both froms: *ann, onn* (vb.); *ambra, ombra; man(n), mon(n); land, lond; and, ond; an, on* &c. The Bede Glosses (Sweet, OET., pp. 179 &c.) which are late ninth or early tenth century, have only *on*, 5 times. In later Kentish, the version of Psalm 51, contains so far as I can see, 63 examples of *an*, and 19 of *on*. Of the latter the greater number of cases are repetitions of the word *on*, or the particle *on-*, but *fromne*, and *mon* also occur. In the Kentish Hymn forms with *-an* occur in about 20 cases, the only exceptions being about 10 examples of the preposition *on*. In the Kentish Gloss. (Cott. Vespas. D. VI; Wright-Wülker, pp. 57 &c.) *an* is by far the most common but *on* occurs in *on, on-, þone* &c. For further information

on the Charters and other Kentish texts cp. Wolff, Kentische urkunden, § 3 (4).

In Early WSaxon texts the *on* forms are almost universal, and are of course a typical feature, but in all the early MSS. a few *an* forms occur. (See Sweet's remarks, which refer specially to Alfred's works, on p. XXII of his edition of CP., and Cosijn, Altwests. gr. § 21, 1.) In the Parker MS. of the Chronicle *on* greatly predominates down to the third quarter of the 9th century, but we find Angelcynnes under 787; *aldorman* (twice) 800, also under 805 and 837 &c.; *Angelcynnes* 836 as well as *lande; nam* is the most frequent form of the pret. sing., though *nom* occurs 837 (but this probably = *nōm* on analogy of pl. [?] which in this text however is *namon); Francna* 855; under 881 both *Fronclond.* and *Francan.* The forms *on* = 'a', 'one' 879 and *Fullanhomme* under 880 are interesting as proving an early shortening in unstressed syllables. In the later part of this text the *an* forms become far more frequent, but the *on*s never disappear. In the songs, the *an* forms are almost exclusive but we still get *clommum* for instance in the 'Freeing of the five towns' 942. It would perhaps be rash to take the Laws of Ine and Alfred as being trustworthy representatives of early WSaxon for our present purpose, since the earliest MS. belongs to the 10th century (cp. Schmidt's Einleitung, p. XXI) though on the other hand the early WSaxon form of speech seems on the whole well preserved, for instance *īe* occurs regularly. In any case the *on* and *an* forms are about equal in number so far as I can see. *And* seems the exclusive form which is of course suspicious; *fram, land, man,* (sb.) *gelamp* &c. are frequent; *mon* occurs as the only form of the pronoun. *þonne, þone, on* also appear exclusively so far as I can see. Substantives appear with both forms.

In late WS. the *an* forms predominate greatly. As I wanted some precise data as to the relative frequency of *-on-* and *-an-*, my friend Mr. P. G. Thomas of Cambridge, and this University had the kindness to look through about 150 pages of Wulfstan's Homilies (Napier's text), the results of his examination being: the *-an-* forms are very greatly in excess of the others, but nevertheless, the latter occur not altogether infrequently. *on* (prep.) always occurs; in composition *on-* is found in *onȝean* (26 times), *onstanden* (42 times), *onȝin* (once) against *anȝin* (10). *Lichom* occurs 5 times, against *licham* (19), *wong* (3), *þone* (once), against *geþane* (20).

Thus the *on* forms were by no means extinct in the late WS. period.

The inferences which I draw from a consideration of all the facts in connection with the development of Gmc. *ă* before nasals are these. The rounding which is alleged to have taken place in the continental period is not proved, at any rate not for the whole 'Anglo-Frisian' speech area; it never was universal in English in any period or dialect; both types, the rounded and the unrounded, always existed side by side, and the speech habit of one period favoured the former, that of another the latter. We cannot accept a perpetual backwards and forwards tendancy, first to round, then to unround, then to round again, as is so often assumed. If in Epinal no *on*s are found, this may be either because the rounding process had not yet taken place at all, or because it did not exist in the dialect of the scribe. If in EWS. the *on*s predominate, in LWS. the *ans*, and in ME. the *on*s appear again in profusion, in many dialects, this does not imply phonetic change, but merely a different preference at different periods. I see no reason why we should not assume 'fashion' in the early periods of a language as well as in the later. In Mod. Engl. the voiceless *w* in *which* &c. has of late years become the politer form in the South, but no one supposes that this is due to a tendancy to unvoice initial *w*. We find in all speakers of English a mixture of forms, for instance *clerk [klaak]* from an 18th century *[klæærk]* but *learn [ləən]* from an 18th century *[lern]*. The same speaker again often says *[paas] pass,* but *[æs] ass,* and so on ad infinitum.

Of the original *on* forms, without either O. or ME. lengthening, only the word *on* survives in Literary English. In the dialects there are a few words with *o*, such as *mon* in EDurh. N. Yks., Lancs, Chesh., Derbysh., Northants., SWarwcksh., SEWorcs., Hrf., Glos., NWilts. (EDD.), *monny* WYKs., Lancs., Chesh.; and in Scotland (EDD). Of the forms with OE. lengthening before *-nd, -ng, -mb,* we have representations of both *a* and *o* forms in literary English itself. OE. *cāmb* < Mod. Engl. *comb [koum];* on the other hand OE. *wōmb* Mod. Engl. *womb [wūm].* Mod. Engl. *hand [hænd]; lamb [læm]* etc. are due to shortening before the period of ME. rounding of *ā* (ME. *hōnd*, but *handful* (cp. Morsbach, ME. gr., § 90 anm. 6). See also Orm's forms *lamb [lāmb]* contrasted with *lammbre* &c.). OE. *cōmb* also exists in the Mod. Engl. dialects. According to Wright (EDD.) *kūm* in found

in Cumb., Lancs., Worcs., Shropsh., and Nrfk. Scotch and the Northern dialects have representatives of OE. *wāmb* in *[weem]* &c. OE. *onmāng* is represented by the modern *[əmaŋ]* of the North, and by the provincial pronunciation *[əmoŋ]* from ME. *amōng*, with subsequent shortening. The polite English *[əmaŋ]*, with the same vowel as in 'but', goes back to OE. *amōng*, ME. *amoong* (with *ū* or over-rounded *ō*; cp. Morsbach, ME. gr., § 125); this *ū* must have been shortened here as in many other words before 17th century, during which it was unrounded and subsequently lowered to its present sound. The same shortening, unrounding and lowering took place also in Mod. Engl. *blood*, *other*, and in the provincial and old-fashioned pronunciation of *butcher* as *[batʃər]*, the polite form *[butʃə]* being due to a 17th century *[būtʃər]*, shortened in the 18th century or possibly early in the 19th. Mod. Engl. *throng*, *strong*, *long*, *bond* &c. in the Sth., must go back to OE. *-ān-* forms with shortening after the ME. rounding. Forms with *-on-* before *-d* and (as *hond)* in the Mod. Northern dialects, on the other hand must represent OE. *-on-* forms shortened by analogy or otherwise before OE. ME. *ō* become *ū*. The OE. *o* forms in open syllables which were lengthened to *ō* in ME. (e. g. OE. *nŏma*, ME. *nǭme* &c.) seem to have disappeared altogether from the Mod. Engl. dialects. The standard forms are all from the *a* types, and show the regular development of ME. *ā* to *[ei]* in Mod. Engl. (e. g. ME. *nāme*, *schāme* &c., Mod. Engl. *neim ʃeim* &c.).

§ 12. West Gmc. *au*. The usual treatment of this diphthong in LV. is identical with common OE. usage, and *ea* is the predominating form. There are however traces of an earlier stage of development. The exceedingly archaic form *aeo* occurs in *aeostoruini* 153, which may be compared with the forms *genaeot* in Corpus, cited by Dieter, and *aeodbold* in Bede (Sweet, OET. 493). An intermediate stage between this and the later *ea* is also found in LV., namely *eo*, in *eodbold*, *eosturuini* &c. The *ēo* forms occur as Bülbring (Elementarbuch § 108) points out, side by side with *ēa* in texts from the southerly Northumbrian area, and if as he suggests the pronunciation remained at the stage of *[ǣǫ]* or *[ǣå̜]* the confusion is comprehensible. At the same time it is remarkable that Gmc *eu*, OE. *eo*, is usually preserved as such in this area, and not written *ea* anything like as frequently as in the Northern Northumbrian area. (See Bülbring loc. cit. § 114.) It is an interesting question in the history of WGmc. sounds

in OE., how far the treatment of the first element of WGmc. *au* can be brought into line with the typical English fronting of WGmc. *ă̄*. The divergent treatment of *au* in OSax. and OFris. as compared with OE., makes it obvious, as Bülbring points out (§ 107 anm. 2) that even if we regard the fronting of *ă* as of continental origin, we must in any case assume the fronting of the first element in *au* to belong to the English period. The influence of the second element may quite well have retarded the fronting of *a* in the diphthong, but on the other hand the evidence for the fronting of *ă* itself in the Continental period is based on the appearance of *e* in the much later Frisian, and even if we take this as sufficient to prove the pre-English fronting, we know that the process went on after the arrival of our forefathers in these islands, witness WS. *ćeaster*, Northumb. *ćæster* from Lat. *castra*, a point to which Bülbring is fully alive (cp. Elementarbuch § 91 anm. 4). On the whole it seems to me rather more probable that *a*, *āu* and *au* > brechung of *ă*, became *æ*, *ǣu* and *æu*, synchronously, and that all these frontings took place in England. Another very interesting question is the remarkable difference between WSaxon, and the other dialects in the result of *i*-umlaut upon WGmc. *au*. Are we to suppose that *ǣo*, (or whatever stage was reached by the umlaut-period) become *īe* in all dialects, and that this was subsequently monophthongised to *ē* in every form of English speech except WSaxon? Or is it not possible that the monophthongisation took place is non-WSaxon before the umlaut-period, and that the actual change was from *ǣ* to *ē* except in WSaxon where the diphthong was preserved? I am unable to offer any satisfactory explanation of non-WSaxon *ē* > *au — i*, and the whole question seems to deserve further investigation.

§ 13. West Gmc. *eu* and *iu*. As in other Northumbrian texts, these sounds are kept distinct. The archaic forms *eu* and *iu* are preserved in *sceutuald* 168, and *liut-frith* 172. More doubtful in origin, are the diphthongs in *peuf* 199 (see Müller § 36 I), *peufa* 216 (Müller § 37 I) and *iubi* 175 (Müller § 38). I should connect the former with the name *Pybba*, the son of Creoda, which occurs in the genealogies in the Parker Chr. years 626 and 757 &c. We may further connect the verb **pyffan* whose existence Napier has established in PBB. XXIV, p. 245 where he disposes of the 'ghost-word' *pys* 'storm' which occurs in Bosworth-Toller, and the word is further established by various forms of it in Napier's

Old English Glosses (OE. Gl. 1886 and N.'s note on *piffendes*, at same page). The meaning is simply 'puff', 'blow' &c. We may I think assume a Gmc. word **peub-*, **pub-*. From the latter from would come OE. **pyffan* > **pub-jan*; and also *pybba* = **pyb-ja-*; from the former the *peufa* of LV. The *bb* of the Chronicle name is the normal result of **-bj-*, the *ff* of **pyffan* is due to analogy with the forms without gemmination. If this etymology is correct, then both *Pybba* and *Peufa* are nicknames, both meaning the 'puffer', the 'man who puffs and blows'.

II. Notes on other names in LV. *Dryczhelm*, the first element of which is correctly explained by Mr. Müller on page 104 as = **drug-ja* and related to OE. *dreozan* &c., contains the ancestor of the Mod. Engl. 'drudge', the etymology of which was obvious, though I do not know that the OE. *drycz* has hitherto been noted.

*Bralluc*. The suggested explanation of this name in § 41, p. 72 does not seem very convincing. Mr. Müller connects it tentatively with ON. *bralla* 'to trick', 'to job'. I venture to suggest a Gmc. **bradl-* < **brall-*, cognate with ON. *brādr* 'sudden, hasty' = **brǣdaR*. (For Gmc. *-dl-* < *-ll-* cp. Sievers, IF. IV, pp. 335—40.)

*Lutting* is connected by Mr. Müller (§ 42, p. 75) with **lut*, **lūt* as in OE. *lytel*. There is perhaps nothing to be urged against this beyond the difficulty of the double consonant, but a more plausible explanation seems to be close to hand. I assume a form **lutta* > earlier **ludná-* which I connect with OE. *lēod*, *lēoda* &c. Thus *lutt-ing* would have practically the same meaning as *leōd-fruma*, or for the matter of that as *cyning*, and with it we might compare such other names in LV. as *lioduini*, *liutfrid* and further *folcuini* &c. (For Gmc. *-dn-* < *tt* see Sievers, PBB. V, p. 149 anm., and Kluge, PBB. IX, p. 169.)

In conclusion I have only to say that Mr. Müller's book is a most welcome addition to our knowledge of ONorthumbrian, and should prove a valuable contribution to the history of English personal and family names which has yet to be written.

Liverpool, February 8th 1903.

Henry Cecil Wyld.

## LITERATUR.

Adolf Hansen, *Den engelske og den nordamerikaniske litteraturs historie i omrids.* Kjøbenhavn, Gyldendalske boghandels forlag, 1902. 200 ss. 4°.

Unsere im 27. bande dieser zeitschrift s. 437 geäusserte vermutung, dass Hansen's gute englische literaturgeschichte für Skandinavien eine willkommene gabe sein werde, scheint sich in erfreulicher weise bestätigt zu haben; denn das unter dem oben verzeichneten titel erschienene buch ist im wesentlichen nur ein abdruck jener darstellung aus *Illustreret verdens-litteraturs historie,* die wir schon am angegebenen orte besprochen haben. Selbstverständlich ist eine bessernde durchsicht erfolgt, dann sind die abbildungen weggelassen worden, und ein ausführliches register ist hinzugekommen. Unserm urteile nach dürfte das buch seinen vom verfasser angegebenen zwecken, einmal als grundlage für universitätsvorlesungen und dann auch als handbuch für alle gebildeten Skandinaviens zu dienen, die an der englischen und nordamerikanischen literatur anteil nehmen, vollkommen entsprechen, und es ist nur zu wünschen, dass ihm auch in dieser neuen form guter erfolg beschieden sei.

Breslau, Februar 1903. H. Jantzen.

---

Ernst Otto, *Typische motive in dem weltlichen epos der Angelsachsen.* Berlin, Mayer & Müller, 1901. VIII + 99 ss. 8°.

Im stil, in der komposition und technik, vor allem in der verwendung gewisser immer wiederkehrender motive ist die altenglische wie die germanische epik überhaupt durch eine fülle von formeln und stehenden typen gekennzeichnet. Dieser zug ist schon lange erkannt und in den werken von Heinzel und Richard M. Meyer für das Germanische im allgemeinen, von ten Brink in Paul's Grundriss speziell für das Englische durch mancherlei beispiele belegt worden. Otto stellt sich nun die aufgabe, — so muss man wenigstens aus der ohne vorwort und einleitung in medias res eintretenden arbeit schliessen, — die ausführungen der weiter ausgreifenden werke seiner vorgänger, von denen er übrigens sonderbarerweise ten Brink gar nicht und Meyer fast immer fälschlich als Heinzel zitiert, durch eingehendere belege für die

altenglische weltliche epik zu ergänzen. Die grundlinien des bildes waren schon vor ihm so sicher gezogen, dass dasselbe durch ihn nicht geändert, nur in einzelheiten deutlicher wird. Freilich macht der noch etwas ungewandte verfasser mit seiner einteilung und anlage der untersuchung dem leser die arbeit nicht gerade leicht. Sein im grunde löbliches bestreben, zu schematisieren, verleitet ihn öfter zu kleinen gewalttätigkeiten, die aber doch nicht verhindern können, dass manche dinge seinem schema widerstreben und dann schliesslich als »einzelheiten« oder »besonderes« dem typischen gegenübergestellt werden, so dass man sich fragen muss, warum ihnen dann in einer abhandlung über typische motive überhaupt ein platz gegönnt wird. Auch die zusammenfassung der ergebnisse am schluss ist wenig glücklich, da sie das neue an der arbeit, den nachweis der verwendung der typen im einzelnen, nicht genügend hervortreten lässt.

Die schrift zerfällt in vier ungleiche teile; der erste, s. 1—38, behandelt die lebewesen. Sie gehören nur den höchsten klassen des volkes an, als könige und fürsten mit ihren adeligen gefolgsleuten. Neben ihnen stehen einerseits gott mit ins übermenschliche gesteigerten guten eigenschaften, anderseits ungeheuer, bei denen die unedlen seiten des menschlichen charakters nach der entgegengesetzten richtung, zum dämonischen hin, übertrieben erscheinen. Die moralischen eigenschaften, die geisteskräfte, stimmungen, das äussere und der lebenslauf dieser lebewesen werden in ihrer poetischen verwendung der reihe nach vorgeführt, wobei sich zeigt, wie im bewusstsein des dichters wie seiner zuhörer sich ganz bestimmte vorstellungen, die nur wenig individualisierung gestatten, mit den einzelnen personen verbinden. Nur spärliche ausnahmen von dem traditionellen schema sind anzutreffen, und auch diese weisen nicht eine beliebige vermengung der bekannten eigenschaften oder vollkommen neue, originelle charakterzüge auf, sondern beruhen entweder auf einer vorteilhaften steigerung oder einer verschlechternden herabsetzung einer oder mehrerer qualitäten. Die idealistische darstellungsart der altenglischen epik bringt es mit sich, dass hauptpersonen nur in eine höhere klasse von wesen eingereiht, nicht aber von einer versetzung in eine niedrere klasse betroffen werden. Gelegentlich lässt sich freilich eine abweichung von dieser regel beobachten, wie bei Heremod, dem einige für den könig sonst geltende kennzeichen aberkannt werden, wodurch er auf die für den gefolgsmann nor-

mierte stufe herabsinkt. Diese abweichung vom gewöhnlichen wird aber durch einen besondern beweggrund hervorgerufen, durch das streben nach gegensätzlichkeit: Heremod dient als folie für Beowulf, bei dem umgekehrt die heldenhaften züge eine idealisierende steigerung erfahren.

Dürftig ist die schilderung des äussern der helden im altenglischen epos. Die konkrete ausmalung seiner erscheinung, die z. b. in der isländischen sage einen so breiten raum einnimmt, wird ganz vermisst. Gleich gross ist der gegensatz zwischen altnordischer sage und englischer epik in rücksicht auf die schilderung des lebenslaufes der helden. Kinder werden kaum erwähnt und greifen jedenfalls nicht aktiv in die handlung ein. Als reife männer treten die helden auf; von ihrer entwicklung bis zu diesem augenblick schweigt die dichtung. Typisch ist wieder die in der regel gewaltsame todesart; selten ist sie eine natürliche, durch hohes alter begründete. Für die frau bleibt neben dem fast ausschliesslich als krieger aufgefassten und gefeierten mann nur ein bescheidener platz übrig; nirgends kommt ihr, wie etwa im Altnordischen, eine führende rolle zu.

Der zweite teil, s. 40—56, beschäftigt sich mit dem zuständlichen. Auch dieses ist in quantitativer und qualitativer beziehung typischer natur, quantitativ insofern, als in der dichtung nur eine beschränkte zahl von gegenständen — waffen, schmuck, landschaft und haus — verwendet wird, im unterschied zur altnordischen poesie, welche fast alle dinge des praktischen lebens heranzieht; qualitativ, insofern diesen wenigen objekten ganz bestimmte eigenschaften mit sich gleichbleibender wirkung zugeschrieben oder nur einzelne seiten derselben in betracht gezogen werden. Die waffen z. b. sind alle prächtig, möglichst gross und scharf, graugelb oder glänzend; ausserdem wird auf ihre herstellungsart und ihre geschichte hingewiesen. Der schatz (ringe und andre schmuckgegenstände, edelsteine, gefässe) ist alt, glänzend und kunstvoll. Von einem typus für die szenerie lässt sich reden, weil für bestimmte anlässe das gemälde einen bestimmten ton aufzuweisen pflegt; für einen heitern vorgang wird eine lichte umgebung gewählt, das moralisch verkommene dagegen tritt in gespenstischer finsternis, inmitten von feuer und blut auf. Die episoden allein sind farblos. Realistische züge finden sich erst in den gedichten der Annalen, welche sich schon merklich von der alten technik entfernen.

Den vorgängen ist der dritte abschnitt, s. 57—94, gewidmet. Sie setzen sich zusammen aus a) tun und leiden der personen, b) stimmung und gedanken, c) urteilen und empfindungen des dichters, d) begleitenden umständen. Punkt c wird aber herausgenommen und im vierten abschnitt gesondert erörtert. Die handlungen sind einfachster art; tragische konflikte fehlen oder sind wenigstens ganz selten. Natürliche, ekelhafte, überhaupt unheroische vorgänge werden nicht geschildert. Typische veranlassungen zu den handlungen sind schädigungen, gier nach fremden schätzen, verlangen nach ehre und ruhm; ganz unbekannt als agens ist dagegen die liebesleidenschaft. Wie die schilderung der vorgänge immer in bestimmte momente zerfällt, wird an der darstellung von kampf, reden, *drēam*, begräbnis, schiffahrt, körperlichen übungen, kunst und wissenschaft im einzelnen aufgezeigt.

Im letzten abschnitt endlich wirft der verfasser einen kurzen blick auf die zum ausdruck gelangenden urteile und empfindungen des dichters. Der dichter kritisiert durch worte des beifalls und bedauerns, oder indem er auf die schwierigkeiten eines unternehmens aufmerksam macht oder zur nachahmung einer mustergültigen handlung auffordert. Er liebt es, einen blick in die zukunft zu eröffnen oder einen rückblick auf die vergangenheit zu tun. Er motiviert oft die handlungen seiner helden. Seine darstellungsweise ist eine idealisierende und superlativische und durchdringt alles mit einer sittlichen idee. Genauen zahlenangaben geht der dichter nach möglichkeit aus dem wege; als runde zahlen sind 10, 15, 30 besonders beliebt.

Der verfasser ist bemüht, durch vergleichung mit der geistlichen epik der Angelsachsen wie mit den epischen dichtungen der verwandten germanischen stämme zu einer schärfern erfassung der altenglischen eigenart zu gelangen. Leider aber ist sein blick in der betrachtung der englischen literatur selbst in zu engen grenzen befangen geblieben. Die mit der heidnisch-weltlichen epik im innigsten zusammenhang stehenden gattungen der gnomik, rätseldichtung und lyrik hat er meines erachtens nicht genügend berücksichtigt. Und doch ist gerade in diesen dichtungen mit ihrer oft so prägnanten kürze am deutlichsten zu erkennen, was dem Angelsachsen als ideal, als typus des mannes und der frau edlen standes galt, was ihm als geeignetster gegenstand dichterischer behandlung vorschwebte. Am fühlbarsten macht sich mir dieser mangel bei der erörterung des typus des weibes in der epik. Da

sieht man, wie gefährlich es ist, aus dem schweigen der zufälligen reste einer einst viel reichern überlieferung, ohne nutzbarmachung sämtlicher vorhandenen quellen, schlüsse zu ziehen. Ein blick auf die denksprüche z. b. hätte dem verfasser zeigen können, dass doch auch in der englischen epischen poesie die frau nicht so ganz im hintergrund steht, wie er behaupten will. Die auffassung Röder's in seiner trefflichen arbeit über die familie bei den Angelsachsen (vgl. ss. 89—127) wird dem wirklichen tatbestand ganz anders gerecht.

Basel. Gustav Binz.

---

M. Weyrauch, *Die mittelenglischen fassungen der sage von Guy of Warwick und ihre altfranzösische vorlage.* (Forschungen zur englischen sprache und literatur, begründet von Eugen Kölbing. Heft II.) Breslau, M. & H. Marcus, 1901. 96 ss. 8°.

Die vorliegende arbeit ist eine recht begrüssenswerte leistung. Einmal beschäftigt sie sich mit einem stoffe, dessen aufarbeitung auf halbem wege stehen geblieben ist. Zum andern sind die durch sie gelieferten ergebnisse so glücklich, dass sie für die forschung einen sichern schritt nach vorwärts bedeuten. Mühevoll trägt W. mit liebe und fleiss sein reiches material zusammen; es sei besonders hervorgehoben, dass ihm vom anfang bis zum ende das herz für die unternommene arbeit sichtlich warm bleibt; und da er es an sorgfalt und genauigkeit nicht fehlen lässt, muss ein resultat herauskommen, auf dem, wie von kompetenter seite schon geäussert wurde, »erfolgreich« weitergebaut werden kann.

Es sind grade dreissig jahre her, da sprach Zupitza die absicht aus, »mit der zeit die sämtlichen mittelenglischen bearbeitungen der ursprünglich altfranzösisch abgefassten erzählung von Guy von Warwick, am liebsten mit dem original dazu, herauszugeben«. Man weiss, dass es dem verehrten forscher nicht beschieden war, den grossen plan auszuführen. Er brachte nur einen teil der englischen hss. zum abdruck, und so sind die aufgaben und fragen, die noch der lösung harren, mannigfach. W.'s arbeit hat sich nun das problem gestellt, das verhältnis »der mittelenglischen versionen zueinander und zu den französischen handschriften« zu untersuchen.

Im ganzen handelt es sich um elf englische hss. Von ihnen kommen drei, die »abweichende, vom Französischen unabhängige

versionen« enthalten, hier nicht in betracht; für drei andere beschränkt sich W. auf Zupitza's untersuchungen; es sind versionen in kurzen reimpaaren, und prof. Schleich bereitet ihre ausgabe für die E. E. T. S. vor. W.'s untersuchung gilt also fünf englischen hss.; er widmet ihnen den ersten und umfangreichsten teil seiner arbeit (pp. 3—66).

Zuerst (§§ 2—7) werden die hss., jede für sich, nach ihren charakteristischen eigentümlichkeiten — graphischer natur und korruptionen — eingehend untersucht: sie sind alle keine ersten niederschriften, sondern können nur kopien ein. Der § 8 spricht sodann von den korruptionen, die entweder schon in den englischen vorlagen enthalten waren oder noch früher durch die übersetzer veranlasst wurden, die ihren französischen text missverstanden. Die von W. für die verderbten stellen gebrachten besserungen — er legt in den meisten fällen die französischen parallelsätze vor — sind recht schätzenswert. Man wird in manchen fällen vielleicht nicht grade acceptieren, was er vorschlägt, allein, wer in zukunft mit den von Zupitza gelieferten texten sich zu beschäftigen hat, wird diese kapitel der W.'schen arbeit recht gut mitbenutzen müssen. Mit freuden sieht man, wie altmeister Zupitza so und so oft die mängel richtig erkannt und mit scharfsinniger kritik die richtige abhilfe gebracht hat; andere stellen freilich zeigen, wie ungleich einfacher und sicherer sich so manche emendationen gestalten lassen, wenn es gelingt, einen — nicht notwendigerweise kritischen — text der vorlage zu bekommen [1]). — In dem sonst so saubern und reinlichen druck erscheinen grade in diesen paragraphen wiederholt versehen stehen geblieben, z. b. p. 10 z. 6: lies *hundred* statt *hundredes*; p. 21 z. 10: 6961 statt 6960; p. 23 z. 18 v. u.: Die hs. A statt Die hs. —

Die §§ 10—19 umfassen die untersuchung des verhältnisses der englischen texte untereinander. W. führt die untersuchung in grossen zügen, er geht mit umsicht zu werke, die von Zupitza aufgestellten behauptungen erhalten eine kleine modifikation und das zuletzt erbrachte stemma erscheint ohne bedenken annehmbar. In

[1]) Ist p. 16 v. 7564 *cought* (= *couth*) nicht mehr oder weniger eine schreibeigentümlichkeit, die freilich aussergewöhnlich sein mag, aber z. b. Sloane MS. 2027, Add. MS. 14408, Lansdowne 285 wiederholt vorkommt, z. b. *soughte (= south), trought (= trouth), strenght (= strength), lenght*; daneben auch *treutht (= treuth)?* Umgekehrt steht *-th* für *-ght*: *nythyngalys (= nyghtyngalys), heith (= height), audyth (= audy(gh)t), appetyth, vomyth*.

unsern fünf hss. repräsentieren sich drei verschiedene versionen und da die hss., deren ausgabe in der EETS. noch zu erwarten ist, einer vierten version angehören, ergibt sich, dass wir in den acht hss. die englische bearbeitung von vier voneinander abweichenden französischen versionen überliefert vor uns haben.

Der zweite teil der arbeit (pp. 67—76) beschäftigt sich mit den französischen hss. Wie eben kurz vorher, so werden auch hier und im folgenden teile die schwierigen und zum teil recht komplizierten fragen mit grossem geschick abgehandelt. Die in all diesen kapiteln niedergelegten ausführungen sind zum mindesten eine sehr beachtens- und lesenswerte studie. Über das handschriftenverhältnis des altfranzösischen Guy de Warwick hatte schon eine Marburger dissertation 1888 gehandelt; nach ihr teilen sich die hss. in zwei grosse gruppen. W. bringt eine interessante berichtigung zu jener dissertation damit, dass er zeigt, wie zwei hss. anfänglich einer der zweiten gruppe zugehörigen vorlage sich anschliessen und sie dann plötzlich aufgeben, um dem texte der gruppe I zu folgen.

Im dritten teil (pp. 77—94) wird nun das verhältnis der englischen hss. zu den französischen besprochen. Unsere acht englischen hss. mit ihren vier versionen schliessen sich an die zweite hauptgruppe unter den französischen hss. an; anlehnung an den text der ersten hauptgruppe zeigen aber merkwürdigerweise in ihrem ersten teile zwei hss. der vers. I und in ihrem spätern teile die hs. der version III. In den schlussparagraphen versucht sich W. noch an der frage, welche stellung wohl die verloren gegangenen französischen vorlagen unsrer englischen versionen zu den jetzt noch vorhandenen französischen hss. jener zweiten hauptgruppe gehabt haben, die ihrerseits in zwei untergruppen zu je zwei hss. sich scheidet; und zum schlusse weist W. noch darauf hin, dass der französische text ziemlich genau, sehr oft sogar wort für wort in den hss. A, C, c, etwas erweitert in S und $\alpha$ übersetzt ist.

W.'s arbeit hat in ein gewirr von fragen viel klarheit gebracht. Hoffen wir, dass nun zunächst die publikationen der noch ausstehenden englischen hss. und der französischen texte recht bald kommen werden!

München. Theod. Prosiegel.

---

*The Life and Repentaunce of Marie Magdalene* by Lewis Wager. A Morality Play reprinted from the Original Edition of 1566—67. Edited with Introduction, Notes and Glossarial Index by Frederic Ives Carpenter. [The Decennial Publications of the University of Chicago, Second series, Vol. I.] Chicago, The University of Chicago Press, 1902. XXXV + 91 pp. Price $ 1,00.

We have reason to be thankful to prof. Carpenter for taking upon him the perhaps not over-pleasant duty of reprinting this morality, which has hitherto only been accessible in an apparently unique copy among the treasures of the British Museum.

Prof. Carpenter reprints this, altho' it is a second edition, for the conclusively valid reason, that the only copy known at one time of the first (mentioned by Hazlitt; Carpenter, p. XI) has since disappeared. Should it turn up at any time, a collation with the present reprint will be necessary, for the fact that "both are in 'fours', A—I, 111 in black letter" as the Editor tells us, does not seem to me to allow his conclusion that the edition of 1567 "is apparently the same impression (the spacing is mine) as the first edition of 1566" [1]).

The work was worth re-publishing, not only for the same reason why we want readily accessible reprints of all the rare older products of literature, but also, be it perhaps only to a lesser extent, for its intrinsic merits. For besides pointing, as Prof. Carpenter remarks (on p. XXIII) "to the approaching breaking-up of morality kind, through the increasing introduction of figures from real life" and from history — for which reason it is interesting from the point of view of literary history — it contains some passages which might be described as really funny, — I hasten to add: from our modern point of view, for the only smile, typical 16th century fun can wrench from us, is hardly more than one of pity.

---

[1]) Curiously enough, a copy has turned up already. "Within a very few days after the publication of this volume", the Editor tells us in the Addenda and Corrigenda which he sent out some little time ago, "I received a letter from Mr. W. A. White of New-York, informing me that he had in his possession a copy of the first ed. (1566)" and the Editor finds reason to believe that the 1567 ed. was a reissue of the unsold copies of 1566. If this is correct — and I have no reason to doubt his conclusion — we can but admire the Editor's *flair*, which allowed him to come to the result I have quoted *supra*. (28. 5. 03.)

Prof. Carpenter appears to have done his work very well. His edition gives all we can expect. His introduction tells us of the author, Lewis Wager — not to be confounded with his namesake William; see Brandl in the Shakespeare-jahrbuch, vol. 36, p. 1 seqq. and Publications of the Mod. Language Association of America, vol. XV, p. 254, 255 — and about the date, — an allusion to 'the kynge' allows the Editor to conjecturally date the play circa 1550.

A few remarks follow on the General character and analysis; on the staging and distribution of parts. The "synopsis of the action" seems to me the least useful part oft he Introduction. We then find some very prudent i. e. essentially scientific remarks about the prosody, where the absence of all Procrustianising is to be commended; a discussion of the author's aim ["doctrine rather than drama"], about the sources, that part of the gospel being adduced here in Cranmer's version which is in point; as well as "The Legend, its content and provenience also on the continent". I would here refer my readers to a paper which Prof. Carpenter could not yet quote: "The Middle Low German Version of the Legend of Mary Magdalene", which C. E. Eggert, has printed in the Journal of Germanic Philology, vol. IV, pp. 132 seqq. [1]).

The text follows which seems to me on the whole in excellent order [2]). As to the Notes, there is very little to be remarked. *Overbody* in ll. 61 and 604 might have had a note. See Prof. Wright's latest part, just come to hand, of the E.D.D.(O) p. 385. — And I fancy that a reference to Isaiah. 59, 17; 61, 3; 61, 10; Ephes. 6, 13 etc. might have been useful for many a reader, in connection with the "garment" in ll. 391—400. (See for similar passages the present writer's: *Elckerlyc-Everyman*, Gand 1902, p. 130 seq.) And so there are perhaps a few other passages which might have been annotated, considering that Prof. Carpenter fixes the water-mark of his readers' knowledge so low as to explain *to con thanks* (p. 89).

---

[1]) See on the comical element in our play Eckhardt's »Die lustige person« etc., 1902, p. 140.

[2]) Especially, if we take the Corrigenda into account, mentioned in a previous note. But I doubt the propriety of printing *mary* in l. 1740 and *infidelitie* in l. 1912 with small initial letters. Mary and Infidelity are undoubtedly meant.

But this does not seriously detract from the value of this useful edition, which I for one am glad, without the least equivoque, to place upon my shelves.

Ghent, March 5, 1903. H. Logeman.

---

Albert H. Tolman, *What has become of Shakespeare's play "Love's Labour's Won?"* (Printed from vol. VII of The Decennial Publications of the University of Chicago.) Chicago, The University of Chicago Press, 1902. 34 ss. 4°.

Den äussern anlass für die entstehung der vorliegenden arbeit dürfte der aufsatz des ref. in der *beil. zur Allgem. zeitung* (14. Januar 1902, s. 77—79) gegeben haben. Es war auf alle fälle ein ganz glücklicher gedanke, die verschiedenen hypothesen in bezug auf den verbleib von Shakespeare's *Love's Labour's Won* und deren begründung einmal übersichtlich zusammenzustellen.

Verf. gibt (auf s. 7) eine chronologisch geordnete übersicht über die sieben in betracht kommenden ansichten, ohne indes (aus nicht erörterten gründen) diese reihenfolge in seiner zusammenstellung beizubehalten.

Bezüglich der gesichtspunkte, die bei dem bestreben, eines der uns bekannten lustspiele Shakespeare's mit dem unbekannten *Love's Labour's Won* zu identifizieren, massgebend sein sollten, äussert sich verf. (s. 6 f.) in völliger übereinstimmung mit dem ref. folgendermassen: "The similarity of the names *Love's Labour's Lost* and *Love's Labour's Won* leads us to expect parallelisms and correspondences between the plays themselves. Considerations of this nature may be of some service in testing the claim of any comedy to be accepted as having once born the second of the designations. We should expect the two companion plays to be similar in style and versification. Especially should we expect them to agree in tone, in spirit and mental attitude, in the mood which produced them and the mood which they produce." Die weitere bemerkung, dass auch "the same proportion of jest and earnest would probably appear in each", ist dagegen, weil in dem vorhergehenden schon implicite enthalten, eigentlich überflüssig.

An die spitze seiner übersicht stellt verf. die in der *Quarterly Review* vom jahre 1840 vertretene ansicht, dass das von Meres erwähnte, aber unter dem gleichen titel nicht mehr vorhandene

stück einfach verloren sei. Diese ansicht, gewissermassen die negation aller übrigen, wird, so unbefriedigend sie unserm empfinden auch sein mag, naturgemäss niemals ganz von der hand gewiesen werden können.

Um so entschiedener darf dies bezüglich des zweiten in demselben artikel der *Quarterly Review* gemachten eventualvorschlags gelten, der darauf ausging, *Love's Labour's Won* mit seinem »kameraden« *Love's Labour's Lost* zu identifizieren. Die begründung, dass die vor der hand abgewiesenen freier ja nach ablauf eines jahres aussicht hätten, ihrer liebe mühe zu »gewinnen«, ist doch allzu naiv.

Tatsächlich ist ja auch dieser vorschlag wohl noch weniger jemals ernst genommen worden als der von J. Hunter im jahre zuvor gemachte versuch zu gunsten des *Sturm*, weil dort Fernando durch die »arbeit« des holztragens sich die braut »gewinne«.

Diese *Tempest*-hypothese bespricht verf. in gebührender kürze als nummer 4, während an dritter stelle der versuch des ref., den *Sommernachtstraum* als *Gewonnene liebesmüh'* anzusehen, in sehr wohlwollender weise erörtert wird. Darüber, ob die "fundamental difficulty", nämlich das erscheinen des *Midsummer Night's Dream* in Meres' liste, stark genug ist, dieser hypothese a priori den hals zu brechen, steht dem ref. als »befangenem« richter kein urteil zu.

Die vom ref. betonte übereinstimmung von Meres und der ersten folio in bezug auf die reihenfolge der betreffenden dramen macht verf. durch eine schematische gegenüberstellung noch besonders anschaulich.

Die älteste, auf Farmer zurückgehende ansicht, wonach *All's well that ends well* das gesuchte stück sei, folgt in der anordnung des verf. an fünfter stelle. Ref. hat mit befriedigung in der bekämpfung dieser weitestverbreiteten annahme den verf. auf seiner seite gefunden, wie denn ein längeres zitat aus dem erwähnten aufsatz des ref. (in der *beil. zur Allgem. zeitung*) diesen abschnitt in T.'s darstellung abschliesst, nachdem letzterer zuvor schon seine eigene ansicht so formuliert hat (s. 19): "*All's well* is not a good companion piece to *Love's Labour's Lost*, and it seems safe to say that it never was."

*Much Ado about Nothing*, das zuerst von Brae und, ihm folgend, von Fleay in diesen zusammenhang eingeführt worden, hat sein bestechendstes argument in dem hinweis auf die geistige verwandschaft zwischen den paaren Benedick-Beatrice auf der einen

und Biron-Rosalinde auf der andern seite. Der von Tolman gegen dieses beweismaterial geltendgemachte einwand, dass Shakespeare sich auch sonst, z. b. in dem motiv der in männerkleidung erscheinenden heldin, mehrfach wiederholt habe, ist nicht besonders stichhaltig, denn in jenem falle handelt es sich um eine analogie der situationen, hier um eine starke ähnlichkeit in den charakteren.

Dagegen scheint dem ref. die argumentation von Brae, welche sich an seine auslegung des titels von *Love's Labour's Lost* knüpft, den vom verf. gespendeten beifall kaum zu verdienen. Brae bezieht das erste wort des titels *Love's* auf den liebesgott selbst und sieht in der oft wiederholten anrufung desselben im texte des lustspiels eine bestätigung dieser ansicht, zugleich aber in der tatsache, dass sich eine fast ebenso häufige erwähnung Cupido's auch in *Much Ado* findet, einen beweis für die zusammengehörigkeit der beiden stücke. Ref. vermag weder in jener auslegung des titels von *Love's Labour's Lost* noch in der häufigen anrufung Amor's bei gelegenheit von liebeshändeln ein irgendwie charakteristisches Symptom zu erkennen.

Das bündigste indes, das sich gegen die Brae'sche ansicht sagen lässt, hat (wie auch Tolman hervorhebt) in eigentümlicher ironie jener selbst zu gunsten derselben vorgebracht: "But there is also apparent design [says Brae] in the contrasts, as well as in the similitudes presented by these two plays. In one the prevailing feature is rhyme, in the other prose; in one the phraseology is obscure and euphuistic, in the other remarkably plain and colloquial." (S. 25.)

Unter den anhängern der *Much Ado*-hypothese hätte verf. wohl auch Hermann Conrad nennen und auch auf den aufsatz Sarrazin's über *die abfassungszeit von 'Viel lärm um nichts'* im *Shakespeare-jahrbuch* (XXXV, s. 127 ff.) (der ja freilich beweiskraft nicht in anspruch nehmen kann) hinweisen dürfen.

Als der letzte der prätendenten kommt in T.'s anordnung *The Taming of the Shrew* an die reihe. Den verteidigern dieser hypothese (Craik, Palleske, E. W. Sievers, Hertzberg) ist, wie wir aus dem resumé am schlusse ersehen, T. selbst am ehesten geneigt sich anzuschliessen.

Verf. weist auf die grosse popularität gerade dieses lustspiels hin, das mit *Othello*, *Hamlet* und *Romeo und Julie* zu den meistgespielten stücken von Shakespeare gehört, und sieht sich an-

gesichts dieser tatsache zu der frage veranlasst: "How could such a play be omitted from Meres's list?" Die (auch von T. zitierte) antwort, die ref. (a. a. o.) auf diese frage im voraus gab, lautete: »Wegen der allzu engen anlehnung an die vorlage oder aus andern Gründen.«

"It is impossible (sagt T. s. 29) to argue against unknown andere gründe," und fügt dann nochmals die bemerkung hinzu: "and it is hard to see why *The Shrew* should be omitted by Meres."

Hierauf sei an dieser stelle die bemerkung gestattet, dass von den »andern gründen« nach des ref. ansicht der wichtigste für Meres wohl der war, dass *The Taming of a Shrew* noch eben (1596) zum zweiten male aufgelegt und so allgemein bekannt war, dass es bei der grossen ähnlichkeit beider dramen nicht zweckmässig erscheinen konnte, gerade dieses stück *(The Shrew)* unter den beweisen von Shakespeare's überlegenheit ins feld zu führen [1]).

Tolman ist bestrebt, eine zusammengehörigkeit von *Love's Labour's Last* und *The Taming of the Shrew* dadurch herzustellen, dass er sie als "the only pure comedies which Shakespeare wrote of his own accord" oder als die einzigen unter den (beim erscheinen von Meres' buch mit sicherheit schon vorhandenen) lustspielen Shakespeare's bezeichnet, welche "may be said to show in their humurous portions some approach to the judicial, satiric spirit" [2]).

Diese versuche sind dem ref. etwas gekünstelt und wenig überzeugend erschienen. Übrigens ist verf. auch in bezug auf die *Taming of the Shrew*-hypothese unbefangen genug, zuzugeben, dass: "the correspondences and agreements in dramatic details which we fairly expect to find between two plays with such parallel titles do not exist between *Love's Labour's Lost* and our proposed *Love's Labour's Won. The Shrew*. (S. 31.)

Obschon verf., wie gesagt, geneigt ist, unter den erhobenen ansprüchen auf den »vakanten« titel der *Gewonnenen liebesmüh'* der *Taming of the Shrew* die erste stelle einzuräumen, ist er anderseits doch ganz bereit, dem Shakespeare-biographen Wendell zuzustimmen, welcher meint: "The question can never be definitely settled."

[1]) Im wesentlichen also dieselben gründe, die zum ausschluss von *Heinrich VI.* von Meres' liste geführt haben dürften.

[2]) Dieser ausdruck ist dem buch einer Miss Woodbridge *The Drama, its Law and its Technique* (Boston 1898) entlehnt.

Wir müssen T. vollkommen beipflichten, wenn er zu diesen worten die bemerkung macht: "Unless some new evidence shall be discovered, this statement is just."

Stuttgart. F. P. v. Westenholz.

---

*The Valiant Welshman* by R. A. Gent. Nach dem drucke von 1615 herausgegeben von dr. Valentin Kreb. Erlangen und Leipzig, A. Deichert'sche verlagsbuchh. nachf. (Georg Böhme). 1902. (Münchener beiträge zur Romanischen und Englischen philologie. Herausgegeben von H. Breymann und J. Schick. 23. heft.) LXXVII + 88 ss. Preis M. 4,00.

The present play, though from the æsthetic point of view utterly unimportant — so unimportant that we doubt if any one will subscribe to Dr. Kreb's opinion: »doch ist es nach unserer überzeugung durchaus nicht zu günstig beurteilt, wenn wir es den durchschnittswerken der Elisabethanischen epoche ebenbürtig an die seite stellen« — is in other respects interesting enough to justify this reprint. More especially so if Dr. Bang's supposition (Literaturblatt 1902, nr. 11) can be conclusively proved, that Drayton and Chettle are the authors, a point which will no doubt be fully discussed in the critical edition of all the plays connected with the name of Chettle, promised by that gentleman.

Dr. Kreb has reprinted the play nearly verbatim, but not quite. It is perfectly true that the deviations are slight, but there are deviatons. In my opinion any literary product that is worth reprinting ought to be given in the exact form in which it originally appeared, and corrections ought to be relegated to the notes. In the present case the difference between the first and the second quarto are only slight, but in a few cases a varying reading from the second quarto has been introduced into the text, while the original passage or word is mentioned in the foot notes. Why not print the old quarto as it stands, and put variants in the notes? Why change the punctuation? The class of readers for whom this sort of book is meant are fairly accustomed to faulty punctuation, and would much rather settle for themselves whether a period or comma is in its place or not. Also in the case of "The Actors names", the list should have been given as it stands

in the first quarto. Emendations and amplifications might have been added at the foot of the page. For the rest the care bestowed on the text is beyond praise.

The introduction — which is almost too lengthy and minute — treats in detail of the author, the date, the sources, and the language. The chapter on the sources is especially interesting on account of the ample use the author has made of contemporary works. The notes are in many cases to the point, but sometimes they appear to be superfluous now that so many excellent dictionaries are within reach of the student.

A few additions and remarks may not be out of place. *Capituling* I 2, 68. This word should have found a place in the notes on account of its rare form. *capitule* = 'capitulate', and has the old sense of 'to specify, enumerate' v. N. E. D. i. v. capitulate, v. 1. For the form cp. van Dam and Stoffel, Prosody and Text, p. 117. — *politians* I 4, 103. Evidently a misprint. Is it in the old text? — *Shee Shittle-cockes* II 1, 139. Morion's words are not very clear and the notes give no light. Prof. Bang gives a very plausible explanation of ll. 41, 42 (Literaturblatt 1902, nr. 11). It may be a slight help to the right understanding of the passage, to know that *shittle-cock* (shuttle-cock) is used for a light woman. Cp. the opening stanza of *The Character of a Mistris*, Merry Drollery compleat, 1601, ed. by J. Woodfall Ebsworth, 1875, p. 60, which accounts for the name.

> My Mistris is a shittle-cock,
> Compos'd of Cork and feather,
> Each Battledore sets on her dock,
> And bumps her on the leather;
> But cast her off which way you will,
> She will requoile to another still, Fa, la, la, la, la, la.

*Haymaking* II 5, 74. I quite agree with Prof. Bang (l. c.) that the word should be taken in the ordinary sense. — *Begirt* III 3, 55. Is this in the quarto? (Then as we are, souldiers, begirt us round.) — *The lowzest haire* IV 3, 22. Is this in the quarto? If so the pronunciation is interesting. — *It may be weele hang him vp for the Crowes meats, and then he shal be turned to that that falls vpon their heads, that has no new clothes at Whitsontide* IV 3, 59 ff., contains an interesting piece of folklore. Dr. Kreb's difficulty about *that that* is no difficulty. — *partiously* IV 3, 109, is no doubt meant for *partially*. Has the word been

found elsewhere? — *My thoughts must now be suted to my shute* IV 5, 37 are important from a phonetic point of view.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

---

Austin Dobson, *Samuel Richardson.* (English Men of Letters.) London, Macmillan & Co. 213 pp. Price 2 s. net.

Some of the world's great books live and speak to us for ever but a large remnant may be likened to limbs that have turned to stone or the rare flowers and herbs that still add to the joy and knowledge of collectors. Works and ideas that once owned the full force of a creed may become merely curious as years roll; yet the frame from which the warm blood has fled may be none the less notable and needful for the historian of manners. To have read *Clarissa* once in a life-time may be a source of some pride but no student of the ways and feelings of our forefathers can leave Richardson alone.

Mr. Austin Dobson is at home in the inner heart of those days as his charming *Eighteenth Century Vignettes* showed to us some years back. Like Gustav Freytag in his famous *Bilder* from the German past he brings us behind the scenes and makes us conscious of our heritage; we do not feel any false desire to live in other times than our own but realize more closely and directly the lives and passions of the dead.

The workday of Richardson falls between two far-shining landmarks: the English settlement of 1688 and the great upheaval in France just a century ahead. That era was not one of the most creative but certainly one of the most thoughtful and restful in the annals of men. Perhaps its temper may be summed up in the words *reason and sensibility* however much paradox at first sight may seem to be lurking in such wedlock. Yet the sway of Newton and Locke and the tide of rationalism that flowed over most fields and lands rather aided than hindered the birth and blossom of Werther: Richardson caught more of the sentiment than the hard sense of his age: in fact he may be called the father of the new form of novel as such. Now that we have ceased to cry over him we may sometimes analyse his tears just as one of Balzac's characters finds the chemical compounds of the tears of his wife.

Coleridge somewhere observes that to pass from Richardson to Fielding is like passing from a hot-house to the fresh air of the mountain. Mr. Dobson makes no attempt to veil R.'s envy of his rival (page 117) whom he clearly prefers for his manhood and force. Sir W. Scott's bit of criticism (cited on page 91) that Mr. Justice Fielding would have given poor Clarissa his protection and sent her tormentors to prison puts the matter in a nutshell. The breezy author of *Tom Jones* who called spades by their name and broke gangs of ruffians in real life was perhaps more worthy of the kiss which Borrow gave to his tomb in the cemetry at Lisbon than his rival of the same homage to his inkhorn (page 173) from the lips of Herr Reich of Leipzig.

That the French should have cherished Richardson at one time is no matter for surprise. His play of tenderness and touch of the sensuous not turned to vice, even his typical liking for details and dress have often found their counterpart among them. Like M. Paul Bourget of today he saw into the heart of women but knew no spiritual doubts such as most of us now feel. He never seems to have questioned the faith and feelings of childhood or longed like Dr. Johnson for more proof of the future life of the soul. Thus Clarissa can cast off these "rags of mortality" without wondering with Claudio where her journey may lead her or wishing for a dreamless sleep.

No mention is made of Thackeray's pious bit of homage in his *Lectures on the English Humourists*. Elsewhere in one of his stray papers ("De mortuis nil nisi bonum") he speaks of the dialogue he once had with his friend Macaulay about *Clarissa*. The brilliant historian laid stress on the fact that the society of Calcutta was so fond of the book during his official stay here and cited passages by heart. But Anglo-Indian soldiers and statesmen some seventy years ago had grown up in the shadow of the book and under certain social conditions of which it was the reflex and the study; now-a-days Cherbuliez and Kipling have probably ousted it from their shelves. Even Macaulay did not rate Richardson so high as his more delicate and perfect follower in fiction Jane Austen.

The life is as readable and bright as a life not of itself eventful can easily be made. That R. should have stuck to his printing-shop when the earnings of letters were meagre is proof of his sense. That Sir E. Burne-Jones should have lived

(page 17) for thirty years in one of R.'s homes is interesting to learn. No good Germanist will skip the account of his letters to Frau Klopstock (pages 180 to 183) however infrequent the readers of the *Messiad* may have become. That so hard a thinker as Diderot (in spite of his dull tale *La Religieuse*) should have been so boisterous and lavish in his eulogy of Richardson (page 201) may arouse some self-distrust in critics. That the favour of Rousseau is as weighty as the hostile language of Voltaire (page 202) will not commend itself to such as follow Flaubert in calling the first of these writers little and the scornful iconoclast great. The world perhaps owes more to Voltaire for his war against cruelty and crime than to the whole school of sentiment as such.

Sentiment is nevertheless a need for living hearts like rain for the old earth which brings forth its rank growths at times in the midst of fruitage and flower. But the flowers (as an old Greek tells us) enjoy a second spring that is not granted to the brave and the wise and the strong: perhaps some novels of to-day may trace their descent to *Pamela* like the new gardens to the old. The deathless crown is indeed for the few whom the just gods love; even *Tom Jones* has not yet outlived the eagles of Austria as certainly as Gibbon foretold. The interest of Richardson is historical rather than actual just now; but Mr. Dobson's work is a proof that such interest is still there. It is well we should be thankful to those that begot us and toiled for us before.

Lugano, January 1903.

Maurice Todhunter.

---

E. Wolbe, *Quellenstudien zu John Home's "Douglas"*. Inauguraldiss. Berlin 1901. gr. 8°, 48 ss.

Der verfasser vorliegender dissertation hat sich der dankenswerten aufgabe unterzogen, des Schotten John Home (1722 bis 1808) tragödie *Douglas* (erstaufführung 14. Dez. 1756) zum gegenstande einer einzelstudie zu machen.

Nach einigen einleitenden bemerkungen über das schottische theater im 18. jahrhundert (im anschluss an Dibdin, *Annals of the Edinburgh Stage*) geht verfasser in kapitel I A auf Home's

entwicklung als dramatiker und sein erstes drama *Agis* ein und wendet sich dann zu der entstehungsgeschichte seines zweiten und bedeutenderen werkes, des *Douglas.* Er kommt zu dem ergebnis, dass diese tragödie nicht (wie der herausgeber seiner werke, Mackenzie, meint) vor 1749 skizziert, sondern erst nach dieser zeit auf das anraten zweier freunde, einen vaterländischen stoff zu wählen, und auf eine anregung in dem hause des Mr. Hepburn entstanden ist. Hierauf folgt die besprechung der art und weise der abfassung und bearbeitung des *Douglas* zu aufführungszwecken und — in I B — die der aufführungen selbst.

In kapitel II (s. 11 ff.), das die quellen behandelt, zieht dr. W. nach gründlichen und durchaus überzeugenden erörterungen den schluss, dass dem dichter bei der abfassung seines *Douglas* nicht historische verhältnisse zur vorlage gedient haben, dass er sich vielmehr lediglich an die alte ballade *Gil Morrice* (aus Percy's *Reliques*) anlehnt. In der unterabteilung II A, die sich mit den figuren aus der ballade beschäftigt, ist einiges zu berichtigen. Auf s. 14 sagt verfasser (unter punkt a): »Er (Douglas) sollte noch in der nacht seiner geburt von der amme zu lady Douglas' schwester gebracht werden,« doch ist die frau, bei welcher der kleine Douglas verborgen wird, im drama nicht die schwester der lady, sondern die der amme. Was in dem abschnitt »Züge aus der Merope« (Maffei) unter punkt 2 (s. 16) gesagt wird, konnte besser wegbleiben, da die ähnlichkeit, die Wolbe zwischen der dramatischen gestaltung der ersten begegnung mit der mutter bei Maffei und Home zu finden glaubt, erst konstruiert werden muss. Auf einem missverständnis des verfassers beruhen die unter punkt 5 (s. 17) gemachten ausführungen: »Egisto« — heisst es dort — »ist am hofe des usurpators nur so lange sicher, wie das geheimnis seiner abkunft gewahrt bleibt. — — — — Douglas-Norval ist nach der aufklärung in gefahr, von dem auf ihn eifersüchtigen Glenalvon beseitigt zu werden. Nach der erkennung scheint Lady Randolph so unvorsichtig gewesen zu sein, sich zu verraten: wie sollte denn sonst ein geheimnis bekannt geworden sein, dass sie 18 jahre lang gehütet hat« usw. Das geheimnis ist ja aber gar nicht bekannt geworden, und Glenalvon weiss nicht im geringsten davon. Also auch hier stimmt die parallele nicht. Im übrigen scheint mir die anlehnung an Maffei bewiesen zu sein. Bei den in demselben kapitel zu der person der mutter gegebenen erörterungen äussert verfasser (s. 25) die vermutung, Thomas Gray habe das bild

der sich von der klippe herabstürzenden mutter aus dem letzten akt des dramas für die schlussszene seines gedichtes *The Bard* entlehnt, was aber schon Baker (Biographia dramatika, London 1782, bd. II, s. 92 ff.) ausgesprochen hat. Recht ansprechend sind dagegen wieder seine ausführungen (in unterabteilung B) über die fremden figuren, besonders einleuchtend seine parallelen zwischen Glenalvon und Golo-Jago. Leider vermisst man hier, wie auch später, eine übersicht über den inhalt des dramas. Dr. W. begnügt sich mit einem hinweis auf die von anderen gegebenen analysen, ein verfahren, das sich schon deshalb nicht empfiehlt, weil derartige inhaltsangaben nicht immer einwandsfrei sind, oft wesentliches weglassen, oft durch hineininterpretierte subjektive ansichten oder offenbare missverständnisse entstellend wirken.

Die als anhang zu diesem kapitel II gegebenen betrachtungen über die orts- und zeitverhältnisse des dramas ergeben als resultat, dass 1263 als das mutmassliche jahr der handlung anzusetzen, eine bestimmte lokalisierung nicht beabsichtigt ist.

Ein drittes kapitel beschäftigt sich mit komposition und stil des dramas (s. 38 ff.). Der romantische stoff ist klassizistisch behandelt. Die drei einheiten sind ziemlich streng gewahrt. Die darstellungsweise ist im ganzen abstrakt; epische momente sind häufig. Die gliederung ist gut durchgeführt, die stimmung ernst, ans melancholische streifend, der stil latinisierend.

Im schlusswort (s. 45 ff.) weist verfasser darauf hin, dass Home im *Douglas* in vielen beziehungen an Rowe anknüpft, in manchen andern über ihn hinausgeht, so in der betonung des heimatlichen und mystischen und in der einführung eines jugendlichen helden. Zuletzt wird noch mit einigen worten seine bedeutung für das schottische theaterleben gewürdigt.

Von druckfehlern sind zu notieren: s. 4: *Biogr. 1812 dram.* statt *Biogr. dram. 1812;* s. 27: *Polifoute* statt *Polifonte;* . 47 unten: *The ran* statt *She ran;* s. 46 fehlt die klammer vor Yonge.

Es konnte hier nicht auf alle punkte der anregenden arbeit eingegangen werden; dieselbe darf im ganzen als ein schöner beitrag zur geschichte der schottischen literatur bezeichnet werden.

Pr. Stargard, Juni 1902. M. Weyrauch.

G. Busch, *Bulwer's Jugendliebe und ihr einfluss auf sein leben una seine werke.* I. Teil. IX. Jahresbericht der I. städtischen realschule zu Dresden (Johannstadt). Ostern 1899. XXXVIII ss. gr. 8°.

Über Bulwer's jugend und die ersten jahre seiner ehe sind wir jetzt genau unterrichtet, nachdem eine eingehende und ausführliche biographie des dichters von seinem sohn veröffentlicht worden ist: *The Life, Letters, and Literary Remains of Edward Bulwer, Lord Lytton,* by his Son. 2 volumes, London, Kegan Paul, Trench & Co. 1883. Ganz neu in dieser biographie und von grossem interesse ist die enthüllung, dass Bulwer im alter von 17 jahren, als er sich in Ealing für die universität vorbereitete, eine unglückliche liebe gehabt hat, von der er aber in seinem leben keinem menschen, nicht einmal seinen familienangehörigen, etwas verraten hat. Erst aus seiner selbstbiographie erfuhr sein sohn davon. Der verfasser hat nun genau nachgewiesen, wo sich in Bulwer's werken nachklänge dieser kurzen, für den dichter so wichtigen zeit finden. Für den biographen Bulwer's ist die studie von Busch recht wertvoll.

Doberan i. M. O. Glöde.

---

*Lebenserinnerungen* von Thomas Carlyle. Übersetzt von Paul Jaeger. Erster teil. Zweite auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903 [Nov. 1902]. VIII, 320 ss. Preis M. 4,—, geb. M. 4,80.

Diese übersetzung, welche schon in erster aufl. vom unterz. im wesentlichen als wohlgelungen bezeichnet werden konnte, aber im einzelnen nicht frei von irrtümern war, ist jetzt überall so sorgfältig verbessert worden, dass sie auch strengen anforderungen wohl genügen dürfte. Möge sie auch ferner die verdiente beachtung und verbreitung finden.

Kassel, November 1902. M. Krummacher.

---

Henry Seidel Canby, *The Short Story.* (Yale Studies in English. 12.) New York, Henry Holt & Co., 1902. 30 ss.

Die seit der zweiten hälfte des 19. jahrhunderts in immer grösserer zahl auftretende »kurze geschichte«, *short story,* welche

dem geschmack des publikums besonders zusagt, und welche die besten autoren dieser zeit kultivieren (vgl. s. 28 ff.), hat von H. S. Canby in diesem essay eine besondere beleuchtung empfangen. Der verf. untersucht, wodurch sich die *short story* einerseits von der *tale,* anderseits von der novelle unterscheidet. Mit grosser belesenheit ausgerüstet und mit scharfsinnigem eignem urteil, kommt er zu dem schluss, dass die *short story* den eindruck auf den leser hervorbringen will, der sie selbst veranlasst hat (s. 17). Der leser soll fühlen, was der schreiber bei der abfassung empfunden hat (s. 19 u. 22). Daher die lebhaftigkeit der darstellung, die schnelle handlung (s. 20). Der impressionismus unterscheidet die *short story* von der *tale.* Die novelle oder der roman aber unterscheidet sich von der *short story* durch den umfassenderen standpunkt (s. 23). Daher schreiben verfasser von *short stories* selten gute novellen oder romane und umgekehrt (s. 26). Alles wird an beispielen recht klar dargelegt, so dass man dem verf. in seinen ausführungen wird beistimmen müssen. Das schriftchen ist jedenfalls sehr lesenswert und belehrend.

Rostock, Januar 1903. F. Lindner.

---

Robert Shindler, *On certain aspects of recent English literature.* Leipzig, B. G. Teubner, 1902. (Sammlung neuphilologischer vorträge und abhandlungen, herausgegeben von Wilhelm Vietor. II.) 112 ss. Kl. 8°.

Das vorliegende bändchen bietet die aus dem gedächtnis gefertigte nachschrift von sechs vorlesungen, welche der verf. im sommer 1899 in Marburg vor einem aus vertretern verschiedener nationalitäten zusammengesetzten publikum hielt, bei dessen mehrheit eingehendere bekanntschaft mit der englischen literatur nicht vorauszusetzen war. Ein gewisser elementarer charakter war also beabsichtigt. In dem knappen zeitmass von sechs vorträgen sollten die hervorragendsten persönlichkeiten auf dem gebiete der dichtung von Tennyson bis Kipling in ihren charakteristischen zügen gezeichnet, sollte in kräftigen strichen ein bild ihrer weltanschauung, ein umriss ihres geistigen profils gegeben werden. Die psychologische vertiefung, die erscheinungen wie Swinburne und Browning fordern, ist innerhalb des vorgezeichneten bescheidenen rahmens füglich nicht zu erwarten; doch wird man gern die objektive und

treffende darstellung und ihre gefällige form anerkennen und den kurzen überblick des victorianischen zeitalters nicht ohne nutzen aus der hand legen.

Wien, Dezember 1902. Helene Richter.

---

Friedrich Kratz, *Das deutsche element in den werken H. W. Longfellow's*. I. u. II. teil. Programm der königl. realschule in Wasserburg a. Inn. 1901, 1902. V, 15 u. 25 ss.

Nachdem der verfasser im allgemeinen über den einfluss deutscher literatur auf den amerikanischen dichter gesprochen hat, verzeichnet er zunächst dessen übersetzungen deutscher gedichte (I 8—15) und führt dann die deutschen stoffe an, welche von Longfellow selbständig, teilweise nach lateinischen und italienischen quellen, bearbeitet sind (II 1—11). Darauf folgt eine kurze übersicht über *The Golden Legend* als »das am meisten vom deutschen geiste durchdrungene werk des dichters«, wobei Münzner's abhandlung über die quellen der dichtung benutzt ist. Im dritten abschnitte werden die zahlreichen anklänge, besonders an Schiller's und Goethe's dichtungen, aufgezählt, deren zahl sich noch vermehren lässt. Zum schlusse bekennt sich Kratz zu der wohl allgemein geteilten ansicht, dass Longfellow kein eigentlich originaler dichter ist, urteilt aber zu hart, wenn er meint, dass sich »unter den entlehnungen aus dem Deutschen allzuviel der fälle finden, die dem modernen begriffe von geistigem eigentum nicht entsprechen«.

Im einzelnen bemerke ich noch zu II 6, dass *The Reaper and the Flowers* sich an Cl. Brentano's Erntelied anschliesst; zu II 8, dass *Walter von der Vogelweide* eine übersetzung von J. Kerner's gleichnamigem gedichte ist. I 14 ist die übersetzung von Goethe's *Über allen gipfeln ist ruh'* im Hyperion I 5 nicht genau zitiert. Es heisst dort: *Under the tree-tops is quiet now!* und *Not* (nicht *hardly*) *a sound!* Zum kuckucksreim (I 9) verweise ich noch auf Wuttke, *Deutscher volksaberglaube*, § 280. Von druckfehlern bemerkte ich folgende: II, s. 10, z. 19 lies *rede* and *Holy*; s. 14, z. 3 v. u. *flow* und s. 15, z. 21 *Friar*.

Northeim. R. Sprenger.

---

## SCHULGRAMMATIKEN UND ÜBUNGSBÜCHER.

David Asher, *Die fehler der Deutschen beim mündlichen gebrauch der englischen sprache.* Übungsbuch für höhere lehranstalten und zum selbstunterricht. Achte auflage, herausgegeben von dr. Ph. Hangen, ordentlichem professor an der technischen hochschule zu Darmstadt. Dresden, L. Ehlermann, 1902.

In ungefähr 1000 beispielen von deutschen übungssätzen zum übersetzen ins Englische hat der verf. »so ziemlich die gesamtmasse der englischen spracherscheinungen« verarbeitet, zum nutz und frommen aller lern- und lehrbeflissenen. Das büchlein soll zur wiederholung der grammatik, sowie zur einprägung der notwendigsten synonyma und idiomatischer wendungen dienen, was äusserlich aus der einteilung in 72 abschnitte erkennbar wird. Als notwendige begleiter dazu dienen ein »Key« und »Exercises«. In diesen letztern ist alles übersetzt bis auf die »schwierigkeiten«, deren ort durch gedankenstriche angedeutet ist, sodass der schüler die lücken nach dem »Key« oder nach der anleitung des lehrers ergänzen kann. Dies verfahren erinnert an die französischen lehrbücher von Noël und Chaptal ehrwürdigen angedenkens, die der verf. auch in seiner ersten vorrede (1863) mit beifall erwähnt.

Seitdem hat das werkchen acht auflagen erlebt, was immerhin darauf schliessen lässt, dass es sich bei einem bedeutenden teil des in betracht kommenden publikums dauernder anerkennung erfreut. Unterzeichneter will mit dem verf. wegen seiner methode nicht rechten. Nur muss er gestehen, dass er, nachdem er als gewissenhafter referent die 75 oktavseiten durchgelesen — nicht auf einmal natürlich — in schlafsucht verfiel, und dies experiment allen denen, die an schlaflosigkeit leiden und nicht Englisch lernen wollen, auf angelegentlichste empfehlen kann. Für liebhaber von stilblüten setze ich folgende beispiele her: »Atmet wohl ein mann mit so toter seele, der sich selbst niemals gesagt hätte: Dies ist mein eigen, mein vaterland!« »Sie müssen es sich angelegen sein lassen, keinen zweig des faches, das Sie zu ergreifen beabsichtigen, zu vernachlässigen.« »Er nahm eine so zufriedene miene an, dass er mich erstaunte, da er ja früher nie mit etwas zufrieden zu sein schien.« [Nächster satz:] »Er war indessen zufrieden, als er des knaben leistungen auf der fuchsjagd zur weihnachtszeit sah.« »Ich würde in meiner pflicht ermangeln, wenn ich ihn in der stunde der not nicht unterstützte.« u. s. w. u. s. w.

Der neue bearbeiter hat seinen anteil an dem buche nicht zur öffentlichen kenntnis gebracht, so dass ich nicht weiss, ob ich ihm oder dr. Asher obige mängel zur last legen soll. An letztern bewahre ich übrigens eine freundliche erinnerung. Vor zwanzig bis dreissig jahren nämlich legte er seine lanze gegen die englisch geschriebenen doktor-dissertationen des Deutschen Reiches ein und warf sie in den sand, indem er etwa einem dutzend doktoren, und implicite einem halben dutzend professoren, gröbliche unkenntnis des englischen sprachgebrauchs nachwies. Er hat damit, wie ich glaube, unsrer sache keinen unwesentlichen dienst geleistet.

Hamburg. H. Fernow.

---

M. G. Edward, *Colloquial English. Dialogues on every-day life.* VIII + 116 pp. 8°. cl. 1,50 M. Leipzig, Paul Spindler. Ohne jahr [1901].

Deutsche übersetzung von *Colloquial English &c.* Für die rückübersetzung ins Englische eingerichtet von C. Just. IV + 108 ss. 8°. cl. 1,30 M.

Die beiden bücher sind dazu bestimmt, dem, der nach dem studium der grammatik sich im Englisch-sprechen fertigkeit erwerben will, die nötige hilfe zu gewähren. Es war die absicht, in dem englischen teile mustergültiges Englisch in einer reihe wirklicher, dem täglichen leben entnommener unterhaltungen zu bieten und zugleich ein bild englischer denk- und sprechweise, sowie englischer sitten und gebräuche zu entwerfen. Daher sind gespräche gegeben, wie man sie täglich daheim oder auf der reise, in der familie oder im geschäft, im freundeskreise oder im umgange mit fremden hören kann. Wenn auch schon manches konversationsbuch vorhanden ist, das ähnliche zwecke verfolgt, so mag immerhin auch dies buch seinen weg gehen und wird manchem, der es gewissenhaft benutzt, gute dienste leisten. Der verfasser schlägt dem lernenden vor, den text laut zu lesen und mündlich oder schriftlich zu übersetzen und rückzuübersetzen. Die reihenfolge dieser übungen sollte jedoch anders sein; das laute lesen, das bis zum auswendiglernen vorschreiten kann, sollte an letzter stelle stehen: gut lesen und sprechen lässt sich nur gut verstandenes. Das sollte auch im schulunterricht mehr beherzigt werden, als es gemeiniglich geschieht; man kann sich aber von der unsitte nicht losmachen, erst zu lesen, angeblich um eine über-

sicht über den text zu gewinnen, dann zu übersetzen, als ob man beim übersetzen zu jener übersicht den mund, nicht die augen gebrauchte; daher dann das eintönige, ausdruckslose, dem sinne durchaus nicht gerecht werdende lesen, das einem ein wahres entsetzen verursachen kann, und die seltenheit derer, die wirklich gut zu lesen verstehen, weil eben jegliche übung darin gefehlt hat. Kehren wir nach dieser abschweifung zu dem vorliegenden buche zurück: Um es für seinen zweck noch brauchbarer zu gestalten, würde es angemessen sein, entweder für jedes einzelne der neununddreissig kapitel ein wörterverzeichnis oder für alle ein alphabetisches wörterbuch mit aussprachebezeichnung beizugeben in einem besonderen heft, das ja, wenn das buch unter anleitung eines lehrers benutzt wird, entbehrlich ist, obgleich auch in diesem falle zur einprägung und wiederholung wünschenswert. Als eine eigenheit des buches sei noch erwähnt, dass jede seite eine überschrift trägt, die in einem englischen sprichwort oder geflügelten worte besteht: es ist wohl die absicht gewesen, damit auf den inhalt der seite hinzuweisen (?), der zusammenhang ist zwar mitunter schwer zu entdecken; es ist übrigens eine angenehme zugabe. Den kapiteln könnten noch abschnitte wie: beim photographen, beim buchhändler, beim kolonialwarenhändler zugefügt werden. Der druck ist korrekt, s. 93 z. 6 v. u. wolle man *too* in *two* verbessern; auch gegen die sprache ist kein einwand zu erheben. — Der verfasser und der verleger des buches haben wohl geglaubt, dass ein wörterbuch, das wir oben als wünschenswert bezeichneten, neben der deutschen übersetzung entbehrlich sei. Aber abgesehen davon, dass der verfasser eine mündliche oder schriftliche übersetzung von dem lernenden selbst fordert und es in der tat besser ist, wenn der lernende dabei selbsttätig ist, erfüllt die deutsche übersetzung auch den zweck nicht, für den sie eingerichtet ist. Es wird schwerlich jemand danach im stande sein, eine rückübersetzung anzufertigen, die den wortlaut des originals wiedergibt. Zwar behauptet die vorbemerkung auf s. IV, dass bei der übersetzung weniger auf eleganz der sprache als auf genauigkeit, ja wörtlichkeit der übersetzung gewicht gelegt worden sei. Damit sucht herr Just das schlechte Deutsch seiner übersetzung zu entschuldigen. Er fügt noch hinzu: »Wenn eine freiere fassung des ausdrucks unumgänglich war, ist eine wörtlichere übersetzung in runder klammer beigefügt worden; das in eckiger klammer gedruckte steht im englischen texte nicht, es ist zu einem geläufigen Deutsch notwendig,

darf aber bei der rückübersetzung nicht berücksichtigt werden.« Meiner ansicht nach hätte beim konsequenten gebrauche der runden und eckigen klammern die übersetzung in gutem Deutsch abgefasst werden können, und vielleicht wäre dann eher eine rückübersetzung möglich gewesen als bei der gegenwärtigen fassung. Es kommt noch dazu, dass der gebrauch der klammern keineswegs so durchgeführt worden ist, wie es die vorbemerkung angibt. Den beweis dafür liefert gleich die übersetzung der überschrift der seite 2 des englischen textes: »*One and none is all one* eins und nichts ist immer eins (einmal ist keinmal).« Wenn der verfasser nicht wusste, was *all one* bedeutet, hätte er unter *all* bei Muret unter 9 gefunden, dass *all the same* mit *all one* wechselt und alles eins (oder alles gleich, alles einerlei) bedeutet, und hätte nicht den unsinn (eins und nichts ist immer eins) niedergeschrieben. Nun kommt aber dazu, dass der auf der vorhergehenden seite stehenden vorbemerkung zum trotz das nicht in runden klammern stehende übersetzt werden soll, während die gute, für das englische sprichwort übliche deutsche wendung in runden klammern eingeschlossen ist. Ebenso ist s. 21 für *every man rides his hobby* die übersetzung der vorschrift entgegengesetzt behandelt. Für die überschrift s. 22: *Faint heart never won fair lady* findet sich nur die übersetzung: »Ein mutloses herz gewann niemals eine schöne dame«, die in runden klammern stehen sollte. Das deutsche dafür übliche sprichwort: »Der mutige führt die braut heim« oder »Wer nicht wagt, der nicht gewinnt« fehlt und hätte in runden klammern daneben stehen sollen. Auch das versprechen, die übersetzung dem original möglichst anzunähern, ist nicht einzuhalten, wie sich aus s. 1 ergibt. Die worte: »Wir begannen schon zu verzweifeln, Sie [jemals] wiederzusehen,« wird der schüler doch kaum anders wiedergeben als: *We began already to despair of seeing you again*, während das original lautet: *We had begun to despair of seeing you.* Die folgenden worte: »Ich bitte tausendmal um verzeihung! aber wirklich, die gesellschaftlichen ansprüche sind so mannigfaltig« würde der schüler etwa übersetzen: *I beg a thousand pardons! but really, the social claims are so manifold.* Im texte fehlt *I beg* und statt *the social claims* findet sich *the claims of society.*

Während wir also die englischen gespräche von M. G. Edward zum gebrauch empfehlen können, können wir vor der deutschen übersetzung als einer recht mittelmässigen arbeit nur warnen.

Dortmund, 3. Febr. 1902. C. Th. Lion.

---

Ew. Goerlich, *Englisches lesebuch.* Zweite auflage. Paderborn, F. Schöningh, 1901. VIII + 315 ss. Preis M. 2,80.

Das buch zerfällt in zwei teile. Der erste teil soll den lesestoff für das zweite und dritte unterrichtsjahr liefern, der zweite ist mehr für die obern klassen bestimmt. Die auswahl der lesestücke bekundet den praktischen schulmann. Der erste teil enthält leichtere erzählungen aus dem englischen familien-, schul- und volksleben, sowie bilder aus der englischen geschichte. In ihrer anordnung zeigt sich ein gewisser fortschritt vom leichteren zum schwereren, und sie sind in hohem grade dazu geeignet, den schüler mit englischen sitten und gebräuchen bekannt zu machen und sein interesse für das fremde volkstum zu fesseln und zu wecken; auch lassen sich leicht sprechübungen an dieselben anknüpfen. Der zweite teil berücksichtigt ebenfalls nur englische verhältnisse und bringt ausser einer kurzen übersicht über die geographie, geschichte und literaturgeschichte Grossbritanniens eine reihe von abhandlungen über land und leute in England und seinen kolonien, sowie eine grössere zahl hübscher gedichte, die einen recht brauchbaren memorierstoff abgeben. Es wäre wünschenswert, dass dem buche, das manche geographische namen enthält, welche der schüler auf den ihm zur verfügung stehenden karten nicht findet, eine übersichtliche geographische skizze beigegeben würde. Ein wörterverzeichnis zu dem lesebuch ist, wie referent aus dem umschlag ersieht, getrennt erschienen. Könnte dasselbe nicht dem lesebuch beigegeben und so angelegt werden, dass es auch kurze sachliche anmerkungen bringt, ähnlich wie sie jetzt schon in der gedichtsammlung enthalten sind? Der wert des buches, das ein vorzügliches hilfsmittel darbietet, den schüler in die moderne englische sprache einzuführen und ihn mit englischem kulturleben bekannt zu machen, würde dadurch wesentlich erhöht.

Stuttgart. Ph. Wagner.

---

E. Hausknecht, *The English Student.* Lehrbuch zur einführung in die englische sprache und landeskunde. Sechste, seit der fünften bis zur thronbesteigung Eduard's VII. fortgeführte auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1902. 360 ss. gr. 8°.

Das hier in der 6. auflage vorliegende unterrichtswerk ist durch ministeralerlass vom 28. März 1894 in Preussen zur einführung genehmigt und bisher in 160 anstalten eingeführt, nach-

dem der ersten auflage des buches vom jahre 1894 eine zweite 1896, eine dritte 1898 und vierte 1900 gefolgt sind.

Hausknecht's buch ist von vielen bedeutenden fachgenossen als das beste englische lehrbuch hingestellt worden, das in den letzten jahren erschienen ist. Alle sind des lobes voll über die ganz originelle leistung; das buch ist ein geradezu ideales lehrbuch, das den englischen unterricht in Deutschland auf eine höhere stufe bringt, als bisher erreicht werden konnte. Die Sketches, Compositions und die proben aus der englischen literatur ergänzen sich auf das glücklichste, um dem schüler ein klares bild des englischen lebens zu geben; die deutschen übungsstücke schliessen sich diesen texten äusserst geschickt an. Die klare, in knapper form gehaltene darstellung der grammatik fasst den gesamten stoff sehr geschickt zusammen.

Ich habe in meiner besprechung der fünften auflage (Engl. Stud. 29, 153—156) gezeigt, wie man das buch am vorteilhaftesten für einen vierjährigen englischen kursus auf dem gymnasium benutzt. Für das letzte jahr, wo ich einen schriftsteller nebenher lese, bietet das 'Supplement' (s. 281—389) einen wertvollen, interessanten stoff, redensarten zu sprechübungen, bemerkungen über geographische und personennamen und ihre aussprache, erklärung der gebräuchlichsten abkürzungen, sowie der ausdruck des kalenders, grammatische termini technici u. s. f.

Im 'Appendix' (s. 330—360) gibt der verfasser einen überblick über die gesamte englische geschichte mit genealogischen tabellen und einem bild könig Eduard's VII. im hofanzug.

Das buch, das ich nun acht jahre in der schule benutze, hat mir ausserordentlich gute dienste getan; die einigermassen fleissigen schüler haben in kurzer zeit bei geringer stundenzahl ganz erstaunliche fortschritte gemacht.

Doberan i. M. O. Glöde.

---

Gustav Höft, *Englische serien.* II. teil. Englischer sprachstoff nach den grundsätzen Fr. Gouin's. Hamburg, Otto Meissner, 1902. VII + 206 ss. Preis M. 2,40.

Der erste teil der *Englischen serien* hat im allgemeinen eine günstige aufnahme gefunden. Auch von der auswahl und anordnung des sprachstoffes im zweiten teil lässt sich nur gutes sagen. Dieser zweite teil zerfällt in acht unterabteilungen und behandelt

folgende gegenstände: school, letterwriting, travelling, the country, natural history, trades and occupations, England and English life, events and pictures of English history. Zwischen die einzelnen lese- und übungsstücke sind sprechübungen, fabeln, erzählungen und erklärungen synonymer ausdrücke eingestreut; auch schliessen sich exercises aller art an dieselben an. Eine kurze grammatische abhandlung mit vielseitigen übungen bildet den schluss. Der reiche stoff muss natürlich zuerst mündlich durchgearbeitet werden. Höft schlägt vor, denselben in der aufsatz-, lese- oder naturgeschichtsstunde deutsch zu behandeln, ehe man an die behandlung in englischer sprache herantritt. Er übersieht dabei, dass in den meisten anstalten der deutsche, geographische, naturgeschichtliche und fremdsprachliche unterricht verschiedenen lehrkräften anvertraut ist, und dass anderseits die zeit, die jedem unterrichtsfach zur verfügung steht, eine so knappe ist, dass man nicht das eine fach in den dienst des andern stellen kann. Die grammatischen regeln sind im allgemeinen klar und übersichtlich dargestellt. Die s. 162 stehende regel: "geographical names take the article as in German" ist zu allgemein gehalten; länder-, städte-, gebirgs- und flussnamen müssen hier unterschieden werden. Auf derselben seite hätte angeführt werden sollen, dass *Emperor* mit nachfolgendem vornamen jetzt häufig ohne artikel gebraucht wird.

Wenn der von Höft gebotene stoff mit einer klasse gründlich durchgearbeitet worden ist, so haben die schüler in ihrer kenntnis der englischen sprache, in der fertigkeit, sie mündlich und schriftlich zu gebrauchen, wie in der bekanntschaft mit dem englischen lande und volke einen grossen schritt vorwärts getan. Vorausgesetzt ist natürlich dabei, dass der lehrer das Englische beherrscht.

Stuttgart. Ph. Wagner.

---

Hölzel's *Wandbilder für den anschauungs- und sprachunterricht.* IV. serie. Blatt IV: *Der hafen.* Blatt XV: *Der hausbau.* Blatt XVI: *Das berg- und hüttenwerk* (doppelbild). Grösse der bilder 140 : 92 cm. Preis der nr. XIV u. XV — auf starkem papier mit leineneinfassung und ösen zum aufhängen — M. 4,25; der nr. XVI M. 7,00.

E. Jordan, *Materialien für die unterrichtliche behandlung der Hölzel'schen wandbilder für den anschauungs- und sprachunter-*

*richt.* IV. serie: *Hausbau, wohnung, hafen, berg- und hüttenwerk.* Wien, Ed. Hölzel, 1902. 87 ss. 8°. Preis M. 1,20.

Die in neuphilologischen kreisen durch die jahreszeiten-, landschafts- und städtebilder rühmlichst bekannte verlagsbuchhandlung Ed. Hölzel in Wien hat ihre sammlung von anschauungsmitteln für den sach- und sprachunterricht um drei nummern vermehrt, die nicht verfehlen werden, dem worte des lehrers lebendige anschaulichkeit zu verleihen.

Die vorliegende serie ist wo möglich noch interessanter als die vorhergehenden, dürfte aber trotzdem für eine allgemeinere verwendung im neuphilologischen unterricht weniger geeignet sein. Doch soll damit nicht gesagt sein, dass für diese bilder im mittelschulunterricht kein platz sei; nur wird ihre verwendung durch örtliche verhältnisse eine einschränkung erfahren. In fachschulen werden sie um so grössern nutzen stiften. Denn diese bilder haben ein mehr spezielles interesse als z. b. die jahreszeiten- und städtebilder.

Am allgemeinsten gehalten ist noch die nr. XV: *Der hausbau.* Es ist das eine weitere ausführung eines motivs, das uns schon in dem städtebild (nr. VIII) begegnet, wo es eine untergeordnete rolle spielt. Auf dem vorliegenden bilde steht natürlich der bis zum dachstuhle gediehene neubau im mittelpunkt des ganzen. Arbeiter und handwerker mit ihren werkzeugen gehen auf den gerüsten und dem platz vor dem hause den verschiedenen beschäftigungen nach, die ein hausbau in bewegung setzt, während der bauleiter in gesellschaft des bauherrn die nötigen weisungen gibt. — Dieses bild eignet sich nicht bloss für gewerbliche anstalten, sondern für mittelschulen überhaupt.

Für bewohner des inlandes, die die verschiedenen bestandteile eines schiffes nicht einmal im Deutschen richtig benennen können, ist das bild nr. XIV, *Der hafen,* weniger zu gebrauchen; dagegen wird es sich mit vorteil an nautischen schulen, sowie an mittelschulen in seestädten im englischen und französischen sprachunterricht verwenden lassen. Etwas ähnliches gilt auch von der nr. XVI, *Das berg- und hüttenwerk,* die uns auf dem hauptbilde in lehrreicher und geschmackvoller weise den tagbau, mit dem hochofen, dem fabriksgebäude, der erzschütte u. s. w. vorführt, während uns das ergänzungsbild einen blick in das innere eines bergwerkes tun lässt. In schulen, in deren nähe sich ein bergwerk befindet, wird dieses bild dem verständnisse der schüler

nahe liegen und für den fremdsprachlichen unterricht mit nutzen zu gebrauchen sein.

Im deutschen unterricht werden sich aber alle drei bilder bewähren, und das um so mehr, wenn das lesebuch passende schilderungen bietet. Eine sehr willkommene unterstützung findet der lehrer bei seiner vorbereitung auf die unterrichtliche behandlung dieser bilder in Jordan's *Materialien*, in denen mit fleiss und geschick alles zusammengetragen ist, was für die vorbesprechung, die allgemeine und einzelbesprechung von nutzen scheint. Beigegeben sind die verkleinerten bilder in schwarzdruck. Ein anhang enthält passende lesestücke und gedichte.

Die besprochenen bilder sind mit der 'wohnung' zu einer netten *handausgabe* (serie IV, preis M. 1,00) vereinigt und auch den trefflichen *Conversations françaises* (heft 11 u. 12 à M. 0,50, heft 13 M. 0,70) von Lucian Génin und Joseph Schamanek (im selben verlag) beigegeben. Hoffentlich erscheinen bald auch englische texte.

Wien, Oktober 1902. E. Nader.

---

R. Kron, *Stoffe zu englischen sprechübungen über die vorgänge und verhältnisse des wirklichen lebens.* Nebst einem wörterverzeichnis. Im sinne der amtlichen lehrpläne von 1901 zum gebrauche in O. III. und U. II. von real- und reformanstalten, sowie gymnasien mit englischem ersatzunterricht. Karlsruhe, J. Bielefeld, 1902. 95 ss. Kl. 8°. Preis geb. M. 1,20.

R. Kron, *A Vocabulary, with explanations in simple English, of Words in the text of "The Little Londoner" and "English Daily Life".* Karlsruhe, J. Bielefeld, 1902. 77 ss. Kl. 8°. Preis geb. M. 1,00.

Die sprechübungen entstanden zunächst auf die ministeriellen »Lehrpläne und lehraufgaben« von 1901 hin, in denen ein regelmässiger betrieb solcher zur pflicht gemacht wurde. Sie geben des verfassers *Little Londoner* im hauptinhalt, auszugsweise mit kleinen abweichungen, wieder, ein buch, das mit recht wegen seines guten Englisch und seines reichen inhalts rasch eine allgemeine verbreitung gefunden hat; und zwar gehören die sprechübungen für die auf dem titel genannten klassen, für die *The Little Londoner* noch zu umfangreich erscheint, so dass er dann

in den oberklassen folgen soll. Besonders rühmend hervorzuheben ist, wie schon anderwärts wiederholt geschehen, des buches reines und idiomatisches Englisch, über das mit dem verfasser wohl wenig zu rechten sein wird, und zwar meist nur da, wo der eine oder der andre ausdruck gleich gut ist. Von diesem seinem engeren wirkungskreis abgesehen möchten wir aber die 31 reichhaltigen kapitel des büchleins zum gebrauch im praktischen leben für jedermann empfehlen, der Englisch lernen muss, um es direkt im lande zu verwerten, sowie für erwachsene, um ihre kenntnisse zu ergänzen. Während hier ein wörterverzeichnis nach den kapiteln beigegeben ist, soll das oben genannte *Vocabulary* den beiden obigen grössern handbüchern dienen, da es solche worte, die aus dem texte nicht klar sind, in einem leichten und einfachen Englisch erklärt; auch diakritische zeichen für die aussprache sind beigefügt.

Bamberg. R. Ackermann.

---

Ernst Lehmann, *Lehr- und lesebuch der englischen sprache nach der anschauungsmethode.* Mit bildern. Sechste, gänzlich neubearbeitete auflage. Mannheim, J. Bensheimer, 1902. XVII + 246 ss. Preis geb. M. 3,00.

Der verfasser ist von der vorzüglichkeit seiner methode so durchdrungen, dass er in der vorrede sich zu der behauptung versteigt: »Der auf der anschauung beruhende unterricht einer lebenden sprache sichert, meiner langjährigen erfahrung zufolge, allein einen erspriesslichen erfolg und verbürgt jene frische und rege teilnahme des lernenden, ohne welche ein befriedigendes ergebnis nimmermehr möglich ist.« — — Ich will nicht bezweifeln, dass ein aussergewöhnlich tüchtiger lehrer mit der anschauungsmethode gutes leisten kann, aber dass diese methode die allein seligmachende sein soll, dürfte jetzt wenig glauben mehr finden. Übrigens muss man zugeben, dass der verfasser ein reiches anschauungsmaterial beibringt; seine bilder scheinen mir vielfach sich besser als die Hölzel'schen zur anknüpfung von sprechübungen zu eignen, und der anschauungskreis ist bei Lehmann entschieden weiter gezogen als z. b. in dem englischen lehrbuch von Ferdinand Schmidt. So wird denn auch der durch anschauung erworbene wortvorrat ein grösserer sein als bei Schmidt. Der anschauungs- und lesestoff umfasst 167 seiten, die grammatik

etwa 50 seiten; hierzu tritt ein poetischer anhang von 15 seiten; sodann folgen einige seiten mit sprichwörtern, zitaten u. s. w.

Für welche schüler Lehmann sein buch bestimmt hat, ist mir nicht recht klar. Augenscheinlich doch für deutsche, die die englische sprache noch nicht kennen; denn sonst braucht er in lekt. I. nicht mit dem leichtesten sprachstoff zu beginnen: "You go to school. The scholar (or pupil) wants books, a copy-book, paper . . ." u. s. w. — Welchen nutzen soll es nun solchem schüler bringen, wenn er zu anfang des buches eine phonetik findet, die folgendermassen beginnt: "Phonetics. — I. Vowels. a. Regular Long and Short Sounds. *ā*, long as in *āge, āle, fāte.* This sound is in most cases diphthongal, having a slight vanish *ē* annexed to its radical or initial sound, as in *pāy.*" Ob das wohl der betreffende schüler versteht? Denn für den müssen doch diese "Phonetics" bestimmt sein, — der lehrer muss ja schon etwas mehr davon wissen. — — Und gibt wohl diese »erklärung« an, wie das *ā* lautet? Gewiss nicht, denn es wird ja gar nicht gesagt, welches der *radical* or *initial sound* des *ā* ist. Die für den deutschen schüler nichtssagende hinweisung auf die aussprache des *ā*-lautes in *pay* wird uns erst klar, wenn wir Lehmann's quelle[1]) nachschlagen; denn dort heisst es hinter *pay* weiter: "where the *y* may be regarded as representing the *vanish.*" — Und wie mit der »phonetischen« behandlung des *ā*-lautes, geht es mit allen andern lauten: die "Phonetics" sind nämlich nichts als ein kurzer auszug aus Webster's "Principles of Pronunciation, with Explanations of the Key."

Dass diese für erwachsene eingeborene geschriebenen erklärungen für deutsche schüler nicht brauchbar sein können, scheint dem verfasser entgangen zu sein. Und was soll z. b. eine anmerkung wie die folgende, die wieder wörtlich aus Webster stammt (es handelt sich um die aussprache von wörtern wie *often, heaven, even*): "One of the most prevalent errors, especially among the clergy, is that of pronouncing these words ev*u*n, heav*u*n or heav*e*n, oft*e*n, etc. Walker remarks with great keenness on this error, declaring it to be a puerile and false pronunciation." — — Wozu das in einem schulbuch? — Bloss weil sich diese anmerkung auch bei Webster findet? So kommt auch

[1]) Man vermisst die angabe dieser quelle! Alles, was Lehmann von seinem verhältnis zu Webster sagt, lautet (p. V): "Webster gives to *dure* and *ture* the regular sounds of *t*, and *d*, and *u*." — —

Lehmann über Webster zu der sonst unverständlichen angabe: "*Wound* (wunde) has taken the French sound *(wōōnd)*." — Eine weitere folge dieser benutzung der heute nicht mehr auf der höhe der wissenschaft stehenden quelle macht sich bei Lehmann unangenehm bemerkbar; es sind dies veraltete ausspracheangaben. So gibt Lehmann (genau wie Webster) unter dem langen *u*-laut die aussprache von *azure* = *ăzh'oor* or *ā'zhoor:* hätte Lehmann aber im wörterbuch selbst nachgesehen, so hätte er gefunden, dass da der zweiten silbe nicht mehr der lange *u*-laut, sondern der heute allein gebräuchliche *ə*-laut (in Webster's umschrift = *ā'zhur* or *ăzh'ur*) gegeben, für die ältere aussprache aber auf die *synopsis* verwiesen wird. Daher auch *fertĭle* (statt des heute fast ausschliesslich gebrauchten *fertīle*), *exposure [-zhoor]* u. a. — Dieser teil des buches erscheint uns also wohl nicht mit unrecht als vollständig verfehlt und müsste bei einer neuauflage umgearbeitet werden.

Wie die einleitende phonetik ist auch die grammatik in englischer sprache abgefasst; doch liesse sich dies noch eher verteidigen, da wohl vor durchnahme der grammatik schon eine gewisse sprachliche übung durch die lektüre vorhanden sein könnte. Ob aber die grammatik ausschliesslich unter anwendung der fremdsprache mit wirklichem nutzen getrieben werden kann, ist mir auch zweifelhaft. In den ersten jahren wird jedenfalls ein ausgiebiger gebrauch der muttersprache hier nicht zu umgehen sein. — Auch im grammatischen teil ist manches zu beanstanden. So ist (s. 169) *exchange* nicht contracted into *'Change*. Statt *the East Indies* sagt man heute meist *India*. Neben a *male* friend, a *female* friend stellt Lehmann in klammer *he* und *she*, so dass der schüler glauben könnte, man sage *a he friend*, wie a *he-goat*. — Die ganze regel über die auslassung des relativen fürwortes lautet: "The boy you see there is my cousin. — The relative pronoun *(whom, which, that)* may be omitted." — Der verfasser unterscheidet auch nicht zwischen starken, schwachen und unregelmässigen verben, sondern s. 194 ff. gibt er als unregelmässig verba wie *to arise, to drink, to fling* u. s. w. — Auch sonst liesse sich noch manches an der fassung der regeln aussetzen.

Der druck ist im ganzen korrekt; die ausstattung des buches ist zu loben.

Darmstadt, Dezember 1902. H. Heim.

Konrad Meier und Bruno Assmann, *Hilfsbücher für den unterricht in der englischen sprache.* Ausgabe für anstalten mit dreijährigem kursus. Teil I: *Englischer lehrgang.* Leipzig, Dr. Seele & Co., 1902. 299 ss. und ein liederanhang.

»Die grundsätze,« sagen die verfasser im vorwort, »nach denen auch die hier vorliegende verkürzte ausgabe unserer englischen hilfsbücher gearbeitet ist, sind die des direkten verfahrens, das den schüler möglichst rasch in die fremde sprache einführt und tunlichst nur mit den fremdsprachlichen stoffen und übungen daran beschäftigt, um ihn zu unmittelbarem gebrauch der fremdsprache und zum verständnis ihrer eigentümlichen ausdrucksweisen zu bringen. Zu diesem behuf sind die sprachregeln nicht auf grund der vergleichung mit den ausdrucksmitteln der deutschen sprache aufgestellt, sondern unter zuhilfenahme der dem schüler aus dem deutschen und fremdsprachlichen unterricht geläufigen grammatischen begriffe. Die einübung erfolgt durch umformung oder ergänzung des gebotenen sprachstoffes.«

»Der grammatische lehrstoff ist in dieser ausgabe in das übungsbuch verarbeitet, wodurch entbehrliche sprachliche erscheinungen in wegfall kamen. Der übungsstoff ist dagegen reichhaltig gestaltet worden, damit der lehrer die möglichkeit hat, für wiederholungsübungen einen teil der beispiele zurückzustellen. Besondere aufmerksamkeit ist der satzverbindung und dem satzgefüge zugewendet, deren beherrschung für jeden nur einigermassen selbständigen gebrauch der sprache ausserordentlich wichtig ist, kapiteln, die aber in vielen lehrbüchern vernachlässigt werden. Hier sind dann als die festen pole die prädikatsverben gegeben, die die schüler zu sätzen zu ergänzen haben, was dem völlig freien gebrauch der fremdsprache wirksam vorarbeitet.«

Das sind die grundsätze, nach denen die verfasser das vorliegende buch ausgearbeitet haben. Ich bin mit ihnen durchaus einverstanden, da ich der ansicht huldige, dass das starke hereinziehen der muttersprache, das übermässige vergleichen der aneignung der fremden sprache geradezu hinderlich ist. Wie oft habe ich bei der besprechung eines bildes die erfahrung gemacht, dass, solange nur Französisch und Englisch gesprochen wurde und die schüler gezwungen waren, sich ohne zuhilfenahme des Deutschen auszudrücken, sie durch nachahmung des gebotenen meistens das richtige trafen, dass aber zahlreiche fehler sich einstellten, und zwar solche, die früher nie dagewesen waren, sobald es an das übersetzen aus dem Deutschen ging. So habe ich, um nur ein einziges beispiel anzuführen, zu wiederholten malen die erfahrung gemacht, dass die schüler stets richtig sagten *jouer dans la rue*, dass aber bei vielen sich ein *jouer sur la rue* einschlich, sobald wir aus dem Deutschen ins Französische übersetzten. Ich bin deshalb geradeso wie Rossmann-Schmidt der ansicht, dass man aus dem anfangsunterricht, wo möglich zwei jahre lang, ein übersetzen ganz verbanne und es erst dann und mit vorsicht treibe, wenn kein schaden mehr angerichtet werden kann, d. h. erst dann, wenn die fremde ausdrucksweise sich so festgesetzt hat, dass sie durch das ganz verschiedenartige ausdrucksverfahren der muttersprache nicht mehr beeinträchtigt werden kann.

Das buch zerfällt in mehrere abteilungen. S. 11—32 Pronunciation exercises. S. 33—50 Reading, writing and grammar exercises. S. 51—212 Grammar exercises. S. 213—228 Composition exercises. S. 229—262 Stoffe

zu übersetzungsübungen. S. 263—281 Vocabulary. S. 282—299 A list of the kings of England. Grundsätze für die verwendung von satzbildern. Verben mit präpositionalen ergänzungen. Alphabetische liste der starken verben. Register. Endlich ein anhang mit 11 englischen liedern und den dazugehörigen melodien.

In den Pronunciation exercises wird das schulleben und das frühlingsbild von Hölzel berücksichtigt. Dabei werden zuweilen Gouin'sche reihen gebildet, z. b. gleich in der ersten lektion: The teacher says to the boys: I open the door. I enter the room. I shut the door. I say, "Good day, boys!" I go to the platform. I mount on the platform. I turn round. I stand beside the desk. I speak. — The boys say to the teacher: You open the door etc. Die einzelnen sätze werden auch in lautschrift daneben gestellt.

Die Reading, writing, and grammar exercises berücksichtigen die historische orthographie und stellen weitere übungen am bild und an kleinen erzählungen an.

Den weitaus grössten raum nehmen die Grammar exercises ein. Hier werden im anschluss an die andern bilder und an vorgänge des alltäglichen lebens die grammatischen erscheinungen geübt. In der zweiten hälfte, die für das dritte jahr bestimmt ist, befinden sich auch einzelsätze, englisch und deutsch.

Originell sind die Composition exercises. Sie geben durch ihre andeutungen, fragen und andre winke gleichsam das gerippe des aufsatzes, dem der schüler fleisch und blut verleihen muss. Zum beispiel gleich das erste: The travellers and the bear. Two travellers go through a wood; A. is afraid, seeing the tracks of wild beasts on the ground (make him speak:) — B. tells him not to be afraid, he boasts of his strength. — A. growl is heard. — B. light and nimble — to climb upon a tree. — A. has presence of mind — can he fight? — flee? — what does he do? — etc. Auf diese weise ist es auch möglich, dass die schüler am ende (natürlich wieder mit den nötigen andeutungen) die aufgaben erhalten: Write a short paper on Schiller's Ballad The Diver. Write the story of Bürger's Ballad The Brave Man. Write the Summary of the 2nd and the 4th Cantos of Hermann and Dorothea.

Die stoffe zu übersetzungsübungen aus dem Deutschen ins Englische sind zusammenhängend und beziehen sich meistens auf land und leute und die geschichte Englands.

Im Vocabulary werden nach allgemeinen gesichtspunkten die wörter zusammenstellt.

Das buch macht einen guten eindruck. Es ist mit grossem geschick abgefasst, und die schüler werden darin beständig angehalten, selbsttätig zu sein: sie müssen wörter bilden, ausgelassenes ergänzen, fragen stellen, sätze umformen, zusammenziehen, mit konjunktionen verbinden u. a.

Dass die arbeit auch manches enthält, was man anders wünschen möchte, soll hier durchaus nicht verschwiegen werden, aber das ist ja eine eigenschaft, die vielen büchern anhaftet, die zum ersten male hinauswandern, und zum teil hängt das auch mit dem neuen zusammen, das dieses buch zu bieten sucht. Da die verfasser in der einleitung selbst sagen, dass sie für alle verbesserungsvorschläge jederzeit dankbar sein werden, so will ich mit den

meinigen nicht zurückhalten, um so mehr, da sie vielleicht einiges von allgemeinerem interesse enthalten.

S. 6. »Der Engländer bewegt beim sprechen die lippen und den unterkiefer fast gar nicht, er ist hierin das reine gegenteil des Franzosen. Vor allem bringt er die lippen nicht weit nach vorn, und ebensowenig rundet oder spitzt er sie.« Eine viel zu allgemeine und im einzelnen unrichtige bemerkung. Den schülern ist einzuschärfen, dass der Engländer niemals die lippen vorstülpt, also kein deutsches oder französisches *o, u, ö* und *ü* besitzt, runden muss er aber die lippen schon, wenn er sein *o* und *u* hervorbringen will. Sweet behauptet mit recht, dass »die labialen (gerundeten) laute im Englischen ebenso bestimmt und energisch gebildet werden wie in andern sprachen«. Geradezu unverständlich ist aber das, was über den unterkiefer gesagt wird. Abgesehen davon, dass der sogenannte kieferwinkel nur durch die bewegung des unterkiefers hervorgebracht wird — denn der oberkiefer ist ja unbeweglich —, lässt sich sowohl ein vorschieben als auch ein starkes senken des unterkiefers bei verschiedenen lauten feststellen. Ich erinnere nur an Trautmann (Sprachlaute[1] s. 149), der einzig und allein nach den bewegungen des unterkiefers auf weite entfernungen gewisse leute als Engländer bezeichnete. Auch einige andere auf die bildung der laute sich beziehende bemerkungen bedürfen meines erachtens einer schärfern fassung.

S. 33. »Kurz ist die betonte silbe gewöhnlich, wenn nur konsonanten darauf folgen.« Worauf? Auf die silbe oder auf den vokal?

S. 34. 2. »*v* wird wie im Französischen wie stark tönendes deutsches *w* gesprochen.« Das ist viel zu unbestimmt, zumal das mittel- und süddeutsche *w* anders gebildet wird als das norddeutsche.

S. 56. »Wie wir ein schluss-*s* haben, so hat der Engländer ein schluss-*i* : *y*, und ein schluss-*u* : *w*.« Das ist sehr gewunden ausgedrückt; *y* ist nicht *i*, und *w* ist nicht *u*.

S. 46. Die bemerkung über das plural-*s* im Englischen und Angelsächsischen ist mehr für lehrer als für schüler. Desgleichen ist die bemerkung s. 72 über die historische entwicklung der periphrastischen konjugation (the house is building, is being built) meines erachtens für diese stufe überflüssig.

S. 94. Während *low* und *long* attributiv und prädikativ stehen können, kommt *fast* als adjektivum nur prädikativ vor. Dass gewisse formen ohne unterschied nebeneinander gebraucht werden, ist richtig, aber trifft für *safe* und *safely* nicht immer zu. Man kann nur sagen: you may *safely* say so. Wie Krüger mit recht bemerkt, kommt alleinstehend nur *scarcely* vor.

S. 97. 3. Auf *s* kann man doch keinen apostroph setzen.

S. 103. 4. Es ist ein unterschied zwischen *sheep, deer* und wörtern wie *trout, pike* u. s. w. Die erstern erhalten nie ein *s*, während die letztern es doch bekommen, wenn von einzelnen fischen die rede ist.

S. 91. »Pronomen relativum. 1. Das gewöhnliche pronomen relativum ist im Englischen *that;* es wird nur in solchen relativsätzen gebraucht, die für das verständnis unentbehrlich sind. In der umgangssprache braucht man beinah ausschliesslich unentbehrliche relativsätze, folglich fast immer *that.*«

Ich weiss nicht, ob sich der verfasser hierbei nach einer englischen quelle (Sweet?) richtet, oder ob er diese bemerkung nach seinen eignen beobachtungen aufstellt, jedenfalls ist es eine sehr eigentümliche sache mit solchen

allgemeinen behauptungen. Ich habe mich die mühe nicht verdriessen lassen, ungefähr 100 seiten hierauf durchzulesen, und zwar Edward, Colloquial English, s. 1—42; Crump, English as it is spoken[11], s. 1—20; Sweet, Elementarbuch[2], s. 59—87, 121—133; Burnett, Little Lord Fauntleroy (Renger), s. 1—10; Tit-Bits, 1900, Dec. 15; The Collard Emerald, s. 281—282; Conan Doyle tells the true Story of Sherlock Holmes, s. 287; A blind Marriage, s. 289; also lauter stücke, die im gesprächstone gehalten sind, und ich habe an wesentlichen relativsätzen gefunden: 45 mit *who*, 40 mit *which*, 41 mit *that*[1]) und 50 ohne relativpronomen.

Ich behaupte nun durchaus nicht, dass andre zusammenstellungen stets zu demselben resultate wie dem von mir gegebenen führen müssen. Es lässt sich auch hier bei manchen schriftstellern eine vorliebe für das eine oder andre pronomen feststellen, wie z. b. bei Sweet eine vorliebe für *that*, die bei ihm so weit geht, dass er es auch in erläuternden relativsätzen gebraucht[2]). Aber das eine, glaube ich, kann man doch als sicher hinstellen, dass die bemerkungen des verfassers viel zu allgemein gehalten sind. Dem schüler ist jedenfalls eine abwechslung im gebrauche der verschiedenen ausdrucksweisen zu empfehlen.

Auch für die höhere prosa ist schwerlich ein überwiegen des pronomens *that* anzunehmen, und damit fällt gleich der erste satz, dass »das gewöhnliche pronomen relativum im Englischen *that* ist«, vorausgesetzt, dass ich das wort *gewöhnlich* im sinne von *am meisten gebraucht* richtig auffasse.

Dass man in der umgangssprache beinahe ausschliesslich unentbehrliche relativsätze gebrauche, würde ich gleichfalls streichen. Richtig ist daran nur, dass unentbehrliche relativsätze häufiger auftreten als andre. Erläuternde relativsätze kommen auch in der umgangssprache, z. b. nach eigennamen oft genug vor. So steht bei Crump, English as it is spoken, gleich in der dritten zeile des ersten dialogs: I went to visit Thomson, whom I had not seen for a long time; ferner s. 4: I was recommended here by Mr. Green, who lodged with you for some weeks in the summer; ebenda s. 2: He sent down £ 20 to his father, who was in difficulties. Unzählige andre beispiele sind in den Tit-Bits zu finden. Die vorliebe des schriftstellers spielt natürlich auch hier eine grosse rolle[3]).

Dass übrigens die stücke, die die verfasser selbst geben, durchaus nicht ihre behauptungen stützen, mögen die folgenden zahlen beweisen, welche die

---

[1]) Hierbei ist auch das gedichtchen *The house that Jack built* berücksichtigt, in dem 11 that vorkommen (This is the farmer . . . that tossed the dog, that worried the cat, that killed the rat, that ate the malt, that lay in the house that Jack built).

[2]) Eine reihe erläuternder sätze mit *that* aus verschiedenen schriftstellern habe ich zusammengestellt in dieser zeitschrift, bd. 20, heft 3, s. 407. Wenn dem *that* ein beziehungswort mit dem unbestimmten artikel vorausgeht, kann es oft zweifelhaft sein, ob der satz als ein einschränkender oder als ein erläuternder aufzufassen ist.

[3]) Als ein interessantes beobachtungsobjekt für den gebrauch der relativpronomina und der relativsätze überhaupt ist Dickens zu empfehlen, z. b. A child's history of England, Chapter XXXI, Elizabeth.

relativsätze angeben, die sich auf s. 112—123 ihres englischen Lese- und übungsbuches (1899) befinden: Unwesentliche relativsätze: 19 (17 mit which, 2 mit who); wesentliche: 22 (13 mit which, 8 mit that, 1 mit who). Dabei sind diese stücke in einfachem, fast kindlichem stile geschrieben.

S. 104. 4. »Abstrakta werden mit dem pluralzeichen versehen, wenn sie konkrete dinge bezeichnen.« Dann sind es keine abstrakta mehr. Übrigens sind nach meiner auffassung *progresses* (rundreisen), *kindnesses* (beweise von güte), *wickednesses* (gottlose handlungen, sünden) zweifellos abstrakta, d. h. wörter, die nicht etwas konkretes, also etwas für sich bestehendes bezeichnen, sondern die eigenschaften, zustände oder handlungen angeben, die an einem gegenstande haften oder von ihm ausgehen.

S. 108. »Der bestimmte artikel ist aus dem hinweisenden fürwort entstanden und hat im Englischen noch die bedeutung eines solchen (= der da, die da). Hieraus ergibt sich, dass er im Englischen nicht gebraucht werden kann, wenn von dingen im allgemeinen gesprochen wird . . . Anmerkung 1: Allgemeine begriffe sind 1. stoffnamen, 2. abstrakta . . . anmerkung: the intellect, the soul, the mind werden als konkreta (körperteile) behandelt, 3. gattungsnamen im plural. — Der artikel tritt hinzu, sobald man von einer besondern art der unter 1—3 genannten begriffe spricht. Anmerkung 2: Da eigennamen gewissen personen und sachen nur beigelegt werden, um sie von gleichartigen zu unterscheiden, so ist der bestimmte artikel überflüssig, selbst wenn ein englischer titel oder ein schmückendes attribut davortritt. — Nur die flussnamen erhalten den artikel. Anmerkung: Ausländische titel empfindet der Engländer als sachnamen: the emperor William, the czar Alexander, the archduke Henry.«

Es ist zwar eine hübsche sache, festzustellen, was wohl der grund gewesen sein mag, warum ein volk die und die ausdrucksweise gebraucht, aber es ist immer bedenklich, in einer schulgrammatik solche allgemeinen gesichtspunkte hervorzuheben und dann von einschränkungen zu reden, denen die hierin gehörige regel sich unterwerfen muss, und die sich eigentlich nicht recht erklären lassen. So sagen die verfasser: »Da eigennamen gewissen personen und sachen nur beigelegt werden, um sie von gleichartigen zu unterunterscheiden, so ist der bestimmte artikel überflüssig, selbst wenn ein englischer titel oder ein schmückendes attribut davortritt.« Bedenklich ist es, einen solchen gesichtspunkt aufzustellen, weil er doch nur für das Englische gelten soll und für das Französische z. b. ins gegenteil umgewandelt werden muss, und dann, weil er viel zu viel beschränkungen erhält. Der verfasser nimmt selbst aus die flussnamen und die ausländischen titel, die der Engländer als s a c h n a m e n (!) empfinden soll: the emperor William, the czar Alexander, the archduke Henry[1]). Damit ist aber die sache noch gar nicht abgetan. *Princess* kommt z. b. mit und ohne artikel vor, ebenso *Count, Countess* und *Baroness*[2]). Es lässt sich sehr leicht nachweisen, dass man hier viel besser daran tut, die einfachen regeln anzugeben, als sie durch die bedenkliche zugabe von erklärungen zu stützen, die sich auf das dunkle gebiet der sprachpsychologie beziehen. Man beachte auch ferner in der obigen fassung, dass

---

[1]) Dass diese titel klein geschrieben sind, entspricht nicht dem gebrauche.

[2]) Vgl. meine Beiträge zur engl. gramm. in dieser zeitschrift bd. 22, s. 254.

stoffnamen, abstrakta und gattungsnamen im plural allgemeine begriffe sein sollen und deshalb keines artikels bedürfen. Alles dies wäre doch viel klarer geworden, wenn die verfasser einfach gesagt hätten, dass stoffnamen und abstrakta im allgemeinen sinne keinen artikel bekommen, und dass gattungsnamen im plural ohne und im singular mit artikel zur bezeichnung der ganzen gattung gebraucht werden. So, wie die regel jetzt dasteht, sagt sie zwar, freilich etwas versteckt, dass zur bezeichnung der ganzen gattung gattungsnamen im singular mit artikel gebraucht werden, z. b. the oak is a fine tree, aber sie lässt ganz und gar unberücksichtigt, dass dieser fall wieder dem angegebenen allgemeinen gesichtspunkte widerspricht. Denn wenn ich sage: die eiche ist ein schöner baum, so meine ich nicht eine bestimmte eiche, sondern die eichen im allgemeinen, und dann dürfte ja nach den worten der verfasser kein artikel stehen, sagen sie doch ausdrücklich, dass der englische artikel noch hinweisende kraft hat und nicht gebraucht werden kann, wenn von dingen im allgemeinen gesprochen wird. Auch daran kann man anstoss nehmen, dass der Engländer *the* intellect, *the* mind, *the* soul sage, weil er sie als körperteile betrachte, und vor emperor, czar, archduke den artikel setze, weil er sie als sachen, dagegen vor king, general u. s. w. ihn auslasse, weil er sie als titel betrachte.

S. 115. 3. Nomen Commune. S. 149. Numeralia multiplicativa. S. 154. Adverbiale loci. S. 156. Adverbium modi u. a. War es wirklich nötig, diese lateinischen ausdrücke hier zu gebrauchen?

S. 123. »Eine anzahl verben haben nur präsens und imperfektum, oder gar nur eine form; infinitiv und participium fehlen (defektive verben).« Warum werden auf der folgenden seite diese defektiven verben plötzlich modalverben genannt? Diesen letztern ausdruck, der wahrscheinlich der rücksichtnahme auf ein logisches verhältnis seine entstehung verdankt, halte ich für gänzlich überflüssig.

S. 124. 6. Wille wird auch ausgedrückt durch I mean, I intend, I want (cf. s. 128).

S. 137. "I sit me down" würde ich als poetisch streichen.

S. 145. »Der umfassendere (übergeordnete) gattungsbegriff wird dem substantiv vorangestellt und mit ihm durch of verbunden: the city of London ... a bottle of wine, beasts of prey." Es ist eine schon recht alte gepflogenheit, in griechischen, lateinischen, französischen, englischen und deutschen grammatiken ausdrücke der logik zu verwenden, und das übel scheint gar nicht ausrottbar zu sein, so sehr man auch dagegen vorgeht, und so oft man auch nachweist, dass derartige ausdrücke überflüssig sind und gar nicht zur klaren erfassung des gedankens beitragen, dass sie ferner anfechtbar sind und sehr häufig geradezu falsch gebraucht werden[1]). Auch der obige satz ist in seiner fassung zu verwerfen. Man vergegenwärtige sich zuerst, dass ein begriff vor ein substantiv gestellt werden soll. Der begriff ist eine vorstellung und das substantiv ein wort; beides sind also zwei ganz heterogene dinge, von denen das eine weder vor noch hinter das andere gesetzt werden kann.

---

[1]) Vgl. meinen aufsatz: »Der ausdruck begriff in unsern grammatiken« in den Neuen jahrbüchern für philol. u. pädag., II. abt., 1895, heft 12, s. 564; ebenda »Concretum und abstractum«, 1897, heft 2, s. 96, und 1898, s. 365.

Aber selbst zugegeben, dass dies möglich wäre, so stimmt doch die ganze sache überhaupt nicht, wenn wir uns einzelne beispiele betrachten. Wollen wir einen sinn in den satz bringen, so können wir bloss annehmen, dass die verfasser haben sagen wollen: der umfassendere (übergeordnete) gattungsbegriff wird dem artbegriffe vorangestellt. So könnte ich in dem ersten beispiele, *the city of London, city* als gattung und *London* als art auffassen, aber ich komme gleich in verlegenheit, wenn ich unter diesem gesichtspunkte *a bottle of wine* und *beasts of prey* betrachte, denn *bottle* und *wine* und *beast* und *prey* verhalten sich gar nicht wie gattung und art zueinander.

Die verfasser stehen, wie gesagt, nicht allein da mit diesen der logik entlehnten ausdrücken. Dass wir sie den griechischen grammatiken verdanken, ist möglich, lässt sich jedoch nicht bestimmt nachweisen; nur das eine ist sicher, dass sich aus der literatur der letzten 50 jahre ein stattlicher strauss zusammenstellen lässt, der die wunderbarsten exemplare aufweist. Da soll durch das hinzusetzen eines adjektivs der begriff des substantivs auf einen teil desselben beschränkt werden (z. b. ἡ νῆσος μέση); da sollen substantive allgemeine begriffe bezeichnen, die nicht gezählt werden (πλοῦτοι, δυναστεῖαι); da soll ein adjektiv mit dem folgenden worte einen begriff bilden, weil davor nicht bloss eine präposition, sondern eine präposition mit dem arttikel stehe (de bon vin, du bon vin); da soll das volk den begriff der verneinung verstärken dadurch, dass es ihn verdoppelt oder verdreifacht (z. b. keiner hat dich niemals nicht gesehen) u. s. w. Und solche wunderbaren schnitzer findet man in vorzüglichen grammatiken der alten und neuern sprachen!

Auf die gefahr hin, dass man mir den vorwurf der wiederholung macht, möchte ich noch zweierlei hier hervorheben. Erstens liegt absolut keine nötigung vor, einen ausdruck der logik bei erläuterung dieser sprachlichen erscheinungen anzuwenden. Wenn ich sage: die stadt London oder eine flasche wein, so denke ich zuerst nicht an den begriff, sondern an konkretes, an eine stadt, eine flasche u. s. w. Und diesen so natürlichen vorgang sollte man festhalten und nicht den begriff dieser gegenstände, sit venia verbo, einschmuggeln. Eine nötigung, logische ausdrücke zu gebrauchen, liegt zweitens deshalb nicht vor, weil ich mit gewöhnlichen, längst gebräuchlichen wörtern völlig auskomme. So heisst es s. 146, B: »Der einschränkende begriff (das bestimmungswort) wird dem substantiv häufig unmittelbar vorangestellt. *Party-contests. London Bridge* u. s. w.« Es ist gegen diesen satz dasselbe einzuwenden, was ich gegen den andern auf s. 145 geltend gemacht habe. Aber das seltsame dabei ist, dass die verfasser den guten ausdruck »bestimmungswort« in klammern dazusetzen. Hätten sie den einschränkenden begriff einfach weggelassen, und hätten sie statt substantiv grundwort gesagt — einen ausdruck, den sie an andern stellen selbst gebrauchen (s. 104) —, so hätten sie den klaren, unanfechtbaren satz erhalten: Das bestimmungswort wird dem grundwort häufig unmittelbar vorangestellt, und der schüler hätte ohne weiteres verstanden, dass in *London Bridge* von einer brücke die rede ist, die nach der stadt *London* genannt ist, und dass *Bridge* grundwort und *London* bestimmungswort ist.

Ich möchte den verfassern raten, auch an andern stellen alle jene logischen ausdrücke zu entfernen und nicht mehr von subjektsbegriffen,

von einem begriff in seiner gesamtheit, von einheitlichen begriffen (ss. 129 u. 130) und andern höchst bedenklichen sachen zu reden.

S. 154. »Das prädikatsverbum' wird nachdrücklich betont durch weglassen von to do, wenn es verneint ist«. Das ist zu allgemein ausgedrückt.

s. 157. "Anne Boleyn stood among the fairest and gayest ladies of Henry VIII th's court." In Henry VIIIth's und sonst noch öfter ist das *th* als unenglisch zu streichen.

S 211. »Der adversative nebensatz (Adversative Clause). Wenn in einer adversativen satzverbindung zwischen den beiden hauptsätzen kein ursächlicher zusammenhang besteht, so kann jeder der beiden hauptsätze in einen adversativen nebensatz verwandelt werden. The wolf is a savage and untamable animal, but the dog has been the friend and companion of man from the earliest times.« Hier kann ich statt *but* ein *while* oder *whereas* einsetzen, weil kein »ursächlicher zusammenhang« zwischen den beiden sätzen besteht. Es wäre meines erachtens gut gewesen, wenn die verfasser auch sätze angeführt hätten, zwischen denen man *while* nicht gebrauchen kann. Wenn wir den satz haben: *Er kam an, aber er brachte das geld nicht mit,* so bezieht sich *aber* auf etwas, was wir auslassen, aber was vorher angedeutet ist, nämlich auf einen gedanken wie: »Wir hatten gehofft, das er das geld mitbringen würde.«

Gera (Reuss), 20. Juli 1902. O. Schulze.

---

Konrad Meier und Bruno Assmann, *Hilfsbücher für den unterricht in der englischen sprache.* Ausgabe für anstalten mit dreijährigem kursus. Teil II: *Englisches lesebuch.* Leipzig, Seele & Co., 1902. 229 ss.

Zu dem vorstehend von uns besprochenen ersten teile bildet dieses lesebuch die fortsetzung. Es zerfällt in Anecdotes and Fables, Nature and Seasons, Every-Day Life, England and the English, Tales, History and Literature. Auch hier haben wir eine sehr gute auswahl, die durch die berücksichtigung der verschiedensten gebiete vielen willkommen sein wird. Das buch lässt sich auch da benutzen, wo der erste teil nicht eingeführt ist. Einen wunsch möchte ich noch für das lesebuch von Nader und Würzner, sowie für das von Meier und Assmann aussprechen: die zugabe eines besondern wörterbuches mit der von den verfassern gewählten phonetischen bezeichnung der aussprache.

Gera (Reuss j. L.). O. Schulze.

---

M. Schweigel, *English Spoken, oder Der englisch sprechende geschäftsmann.* Ein konversationsbuch zum gebrauch in kaufmännischen schulen, beim privat- und selbstunterricht, sowie im praktischen geschäftsleben. Mit angabe der aussprache und ausführlichen warenverzeichnissen. Karlsruhe, Bielefeld, 1902. 200 ss. Preis M. 2,50.

In gleichem format wie Kron's *Little Londoner* und ähnliche gesprächsbücher und in gleich hübscher ausstattung in demselben verlag erschienen, bildet dies büchlein eine ergänzung des ge nannten Kron'schen werkchens, die namentlich den handelslehranstalten willkommen sein dürfte. Schweigel's buch ist sehr praktisch eingerichtet. Seine gespräche erstrecken sich über alle wichtigeren geschäftszweige und geben in reicher fülle die zum verkehr mit englischer kundschaft nötigen redewendungen. Nach jedem gespräch folgt ein sehr ausführliches und gut zusammengestelltes wörterverzeichnis, das die betreffenden warenartikel mit genauer ausspracheangabe und deutscher übersetzung aufzählt, im ganzen 39 gespräche und verzeichnisse. Ein wörterverzeichnis gibt die für die gespräche selbst notwendigen vokabeln. Diese durchgehende angabe der deutschen übersetzung bei den warenverzeichnissen betrachte ich als einen grossen vorzug des büchleins.

Die aussprachebezeichnung ist ungemein sorgfältig und doch möglichst einfach. Nur dass das englische *w* durch *u* wiedergegeben ist, gibt anlass zu der etwas unpraktischen und unklaren umschrift von *wood* = *uud:* vor allen andern vokalen dient dies *u* sonst recht gut. Bei *chocolate,* das mit *tšo'kolät* wiedergegeben, wäre wohl, der landläufigen aussprache entsprechend, das zweite *o* durch *ə* zu geben; so auch statt *your* mit *jūr* wäre es vielleicht besser durch das häufigere *jōr* zu umschreiben. Wenn s. 11 die aussprache von *kümel* als annähernd wie im Deutschen bezeichnet wird, so hätte dies einfacher durch *kuməl* geschehen können, da der Engländer das ihm schwierige *ü* meist durch *u* ersetzt. Auch der bestimmte artikel, der stets als *dhi* erscheint, hätte seine alltagsform *dhə* bekommen dürfen.

Aber dies sind kleinigkeiten, über die man wohl zweierlei meinung sein kann. Im ganzen ist das büchlein sehr sorgfältig gearbeitet und verdient unser lob und unsre wärmste empfehlung.

Darmstadt, September 1902. H. Heim.

---

# VERZEICHNIS
## DER VOM 1. OKTOBER 1902 BIS 1. JUNI 1903 BEI DER REDAKTION EINGELAUFENEN DRUCKSCHRIFTEN.

*Anglia.* **25, 4** (24. Nov. 1902): R. A. Williams, Die vokale der tonsilben im Codex Wintoniensis. — Albrecht Wagner, Eine sammlung von Shakespeare-quartos in Deutschland. — **26, 1. 2** (19. Jan. 1903): Frohwalt Küchler, Carlyle und Schiller. — Ewald Flügel, Liedersammlungen des 16. jahrhunderts, besonders aus der zeit Heinrich's VIII. III. — Otto B. Schlutter, Zu den altenglischen denkmälern. (Eine zweite abwehr und richtigstellung.)

*Beiblatt zur Anglia.* **13, 10** (Okt. 1902): Besprechungen etc. — A. Andrae, Zu Longfellow's und Chaucer's Tales. — **13, 11** (Nov.): Besprechungen etc. — Luick, Berichtigung. — Schott, Das unterrichtswesen in der Union an der jahrhundertwende. I. — **13, 12** (Dez.): Besprechungen etc. — Holthausen, Zu Beowulf vv. 1107 f. und 1745 ff. — Schott, Das unterrichtswesen in der Union etc. (Schluss.) — **14, 1** (Jan. 1903): Besprechungen etc. — **14, 2** (Feb.): Besprechungen etc. — F. Flügel, *Understanded of the people*, häufiges zitat neuerer zeit. — F. Holthausen, *Wǣgbora.* — **14, 3** (März): Besprechungen etc. — Holthausen, Zum Beowulf v. 33. — G. Krüger, Zusätze und berichtigungen zu Muret's Wörterbuch. — **14, 4** (April): Besprechungen etc. — Sarrazin, Die abfassungszeit von Shakespeare's Julius Caesar. — Eidam, Zum Merchant of Venice IV 1, 11—13. — **14, 5** (Mai): Besprechungen etc. — Andrae, Zum vorspiel zu Shakespeare's The Taming of the Shrew.

*Litteraturblatt für germanische und romanische philologie.* **23, 10** bis **24, 5** (Okt. 1902 bis Mai 1903).

*Archiv für das studium der neueren sprachen und literaturen.* **109, 1. 2** Sept. 1902): B. Fehr, Die lieder der hs. Sloane 2593. — F. Liebermann, Die abfassungszeit von 'Rectitudines singularum personarum' und ags. *aferian.* — Kleine mitteilungen: F. Holthausen, Zur me. genesis und exodus. — F. Liebermann, Englisch der gewerke. — Otto Ritter, Byron und Chateaubriand. — Derselbe, Zur etymologie von ne. *ooze.* — Derselbe, Zum bedeutungswandel *apricum* > *abri.* — W. Franz, Zu Schmeding, Über die wortbildung bei Carlyle. — Beurteilungen und kurze anzeigen.

*Die neueren sprachen.* **10, 5** (August 1902): K. Meier, Racine und Saint-Cyr. IV. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes. — **10, 6** (Oktober): K. Meier, Racine und Saint-Cyr. (Schluss.) — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes: H. Klinghardt, Reform des neusprachlichen unterrichts in Sandhurst und Woolwich. — W. Vietor, Die »neue methode« in England. — F. Dörr, Die »reform« und die »Zeitschrift für französischen und englischen unterricht«. — Derselbe, Das englische reallexikon und die reformer. — **10, 7** (Nov.): Fr. Klincksieck, Die lektoratsfrage. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes: W. Vietor, Kaluza, Sweet und die deutsche reform. — Derselbe, Weiteres zur englischen reform. — **10, 8** (Dez. 1902): A. Brunnemann, Victor Hugo. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes. — **10, 9** (Jan. 1903): E. W. Scripture, A record of the melody of the Lord's Prayer. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes. — **10, 10** (Febr. bis März): Block, Die reform des höheren unterrichts in Frankreich. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes.

*Modern Language Notes.* **17, 7** (Nov. 1902): G. H. Gerould, Offa and Labhraidh Maen. — C. Searles, The Leodilla Episode in Bojardo's Orlando Innamorato. II. — R. Ferguson, Goldsmith and the notions *Grille* and *Wanderer* in Werther's leiden. II. — A. S. Cook, Old English Notes. — G. Hempl, Etymologies. I. — J. W. Bright, Notes on the Cædmonian Exodus. — Reviews. — Correspondence. — **17, 8** (Dec.): G. Hempl, Etymologies. II. — F. E. Bryant, Did Boccaccio suggest the Character of Chaucer's Knight? — J. D. Rodeffer, Chaucer and the Roman de Thèbes. — L. S. Potwin, The Source of Tennyson's The Lady of Shalott. — J. W. Bright, Notelets on the Canterbury Tales. — E. B. Reed, Herrick's Indebtedness to Ben Jonson. — C. C. Clark, A possible Source of Matthew Arnold's Dover Beach. — J. C. Adams, Incidents from the Life of St. George, 1416. — Reviews. — Correspondence. — **18, 1** (Jan. 1902): Frederick Tupper, The comparative Study of Riddles. — Francis A. Wood, Etymological Notes. — C. Carroll Marden, Notes on the Text of the *Libre d'Apolonio.* — Reviews. — Correspondence. — **18, 2** (Febr.): Wm. H. Hulme, Hroswitha and Terence. — Otto B. Schlutter, Other doubtful words in Sweet's Dictionary of Anglo-Saxon. — Reviews. — Correspondence etc. — **18, 3** (March): Max Batt, Contributions to the History of English Opinion of German Literature. II. — W. Strunk, Notes on the shorter Old English Poems. — E. P. Morton, Chaucer's identical Rimes. — Reviews. — Correspondence etc. — **18, 4** (April): F. Tupper, Originals and Analogues of the Exeter Book Riddles. — L. E. Menger, Notes on the History of free open *o* in Anglo-Norman. — J. B. Fletcher, Mr. Sidney Lee and Spenser's Amoretti. — E. W. Scripture, Current Notes in Phonetics. — F. J. Hemelt, Points of Resemblance in the verse of Tennyson and Theocritus. — J. M. Hart, Allotria. III. — Reviews. — Correspondence. — **18, 5** (May): James W. Bright, Jottings on the Cædmonian Christ and Satan. — W. O. Stevens, The 'Gipoun' of Chaucer's Knight. — Alexis F. Lange, On the Relation of Old Fortunatus to the Volksbuch. — G. H. Gerould, The new Version of the Theophilus. — Reviews. — Correspondence etc.

*Publications of the Modern Language Association of America.* **17, 3** (1902): Calvin Thomas, The Amelioration of our Spelling. — Elizabeth R. Hooker, The Relation of Shakespeare to Montaigne. — Albert S. Cook, Notes on the Ruthwell Cross. — James Taft Hatfield, Scholarship and the Commonwealth. — **17, 4** (Oct.): John E. Matzke, Contributions to the History of the Legend of Saint George, with special reference to the sources of the French, German and Anglo-Saxon metrical Versions. — Proceedings of Meetings of the Mod. Lang. Assoc. of America. — **18, 1** (Jan.): W. H. Schofield, The Story of Horn and Rimenhild. — R. H. Fletcher, Some Arthurian Fragments from 14th Century Chronicles. — G. Hempl, The Runic Inscription on the Isle of Wight Sword. — J. E. Matzke, Contributions to the History of the Legend of Saint George, etc. II.

*Modern Language Quarterly.* **5, 3** (Dec. 1902): A. Rambeau, Augier's 'L'Aventurière' of 1848 and 1860. — Observations: Walter W. Skeat, *Oh! dear!* — R. B. McKerrow, A Note on so-called Classical Metres in Elizabethan Verse. — Arthur Tilley, Wyatt und Sannazaro. — W. W. G[reg], Ben Jonson's 'Sad Shepherd'. — Reviews. — Modern Language Teaching: The Modern

Language Association. — K. B[reul], The Neuphilologentag at Breslau. — University of Birmingham: School of Modern Languages. — Examinations. — From here and there. — An Echo from the Cambridge Summer Meeting. — Reform Method Jottings. — A classified List of recent Publications.

*Beiträge zur geschichte der deutschen sprache und literatur.* **27, 3** (24. Nov. 1902): J. Kjederqvist, Lautlich-begriffliche wortassimilationen. Zur halbhundertjährigen geschichte des begriffs der volksetymologie. — W. Braune, Rosenheimer Nibelungenfragmente. — Derselbe, Zu Wolfram von Eschenbach. — A. Leitzmann, *Metze* bei Wolfram von Eschenbach? — E. Sievers, Lückenbüsser. — **28, 1** (2. März): N. van Wijk, Zur relativen Chronologie urgermanischer lautgesetze. — E. Sievers, Zum Beowulf (v. 48 f.).

*Journal of Germanic Philology.* **4, 1** (1902): George T. Flom, Etymological Notes on some English Dialect Words. — Killis Campbell, The Source of Davenant's 'Albovine'. — George Hempl, OE. *hærfest.* — Albert S. Cook, The Arming of the Combatants in the Knight's Tale. — M. Schuyler jr., The Etymology of the Dutch Word *Kabeljauw.* — C. C. Bushnell, A Parallelism between Lucan and Lines in 'Tintern Abbey'. — A. H. Thorndike, The Relation of "As you like it" to Robin Hood Plays. — George Hempl, The Runes and the Germanic Shift. — Reviews. — **4, 2** (1902): C. E. Eggert, The Middle Low German Version of the Legend of Mary Magdalen. — J. R. McArthur, The Influence of Huon of Bordeux upon the Fairie Queene. — Reviews. — **4, 3** (1903): F. C. Hicks, Strengthening Modifiers of Adjectives and Adverbs in Middle High German. — W. Y. Durant, Notes on Richard Edwards. — Charles G. Osgood, Jr., Milton's *elm star-proof.* — Reviews.

*Indogermanische forschungen.* **13, 5** (6. Febr. 1903): Hirt, Wort- und sachregister. — 14 (festband für Osthoff zum 29. Dez. 1902): Brugmann, Zu den superlativbildungen des Griechischen und des Lateinischen. — Stolz, Zur griechischen und zur lateinischen wortgeschichte. — Schwyzer, Varia zur griechischen und lateinischen grammatik. — Sievers, Zu den angelsächsischen diphthongen. — Jellinek, Zur geschichte einiger linguistischer hypothesen. — van Helten, Zur gotischen grammatik. — Thurneysen, Etymologien. — Kahle, Altwestnordische namenstudien. — Michels, Zur german. lautverschiebung. — Sommer, Lateinische miszellen. — Paul, Das wesen der wortzusammensetzung. — Holthausen, Etymologien. — Bremer, Urgerm. *a* in unbetonter silbe. — Noreen, Suffixablaut im Altnordischen. — Wadstein, *Raub, Robe* und verwandtes. — Wunderlich, *Gewand* und *Gewæte.* — Sütterlin, Zwei beispiele zur aussprache des heutigen Englisch. — J. Hoops, Alte *k*-stämme unter den germanischen baumnamen. — Skutsch, Latina. — Streitberg, Germanisches. — Hirt, Sach- und wortregister.

*Anzeiger für indogermanische sprach- und altertumskunde.* **13, 2** u. **3** (6. Febr. 1903): Besprechungen, Mitteilungen etc.

*The American Journal of Philology.* **23, 3** (July, August, Sept. 1902): W. P. Mustard, Tennysoniana. — Reviews etc. Darin eine ausführliche anzeige von Pessels, The Present and Past Periphrastic Tenses in Anglo-Saxon, und Callaway, The Appositive Participle in Anglo-Saxo (ref. Frank H. Chase). — **23, 4** (Oct., Nov., Dec.). — **24, 1** (Jan., Febr., March 1903): Francis A. Wood, The IE. Root *selo.* — E. W. Fay, Latin Etymologies.

*Zeitschrift für französische sprache und literatur.* **25, 1 u. 3** (4. Okt. 1902): D. Behrens, Wortgeschichtliches. — Schultz-Gora, Über den eigennamen *Boieldieu.* — **25, 2 u. 4** (3. Jan. 1903): Referate und rezensionen. — **25, 5 u. 7** (28. Febr.): K. Morgenroth, Zum bedeutungswandel im Französischen. — E. Dannheisser, Studien zur weltanschauung und entwicklungsgeschichte des dramatikers Alexandre Dumas fils. — D. Behrens und J. Jung, Bibliographie der französischen Patoisforschung für die jahre 1892—1902, mit nachträgen aus früherer zeit.

*The Sewanee Review.* **10, 4** (Oct. 1902): M. L. Whiting, Robert Louis Stevenson: The Man in his "Life and Letters". — P. E. More, Rhythm and the Science of Poetry. — C. O. Paulin, The naval Administration of the Southern States during the Revolution. — G. M. Pinckney, The Correspondence of John C. Calhoun. — J. B. Rose, Two Dramas: D'Annunzio's "Francesca da Rimini" and Maeterlinck's "Monna Vanna". — A. T. McNeal and W. E. Mikell, The Future of the Democratic Party. — The Editor, Ten Years of the Sewanee Review: A Retrospect. — Reviews. — Notes. — General Index: vols. 1—10 (1892—1902).

*Bonner beiträge zur anglistik.* **12.** Sammelheft: H. Forstmann, Untersuchungen zur Guthlac-legende. — L. Ostermann, Untersuchungen zu Ratis Raving und dem gedicht The Thewis of Gud Women. — A. Schneider, Die mittelenglischen stabzeilen im 15. und 16. jahrhundert. — W. Heuser, Festländische einflüsse im Mittelenglischen. Bonn, Hanstein, 1902. III + 182 ss. Preis M. 5,00.

*Beiträge zur neueren philologie.* Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht. Wien und Leipzig, Braumüller, 1902. VII + 501 ss. Preis 14 k. 40 h. = M. 12,00.

*The Literary Echo* (unterrichtszeitschrift für Deutsche). A fortnightly newspaper intended for the study of the English Language. Edited by Dr. Th. Jaeger. 5th year. No. 1—12. 176 ss. Bezugspreis M. 4,00 jährlich. Heilbronn, Eugen Salzer, 1902.

*Le Traducteur.* Halbmonatsschrift zum studium der französischen und deutschen sprache. 11, 1 u. 2. La Chaux-de-Fonds. 1903.

---

Emil Sutro, *Das doppelwesen der menschlichen stimme.* Versuch einer aufklärung über das seelische element in der stimme. Berlin, Fussinger, o. j. [1902.] XIV + 324 ss. Preis M. 3,00; geb. M. 4,00.

Ernst A. Meyer, *Englische lautdauer.* Eine experimental-phonetische untersuchung. (Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. VIII 3.) Uppsala, Akademiska Bokhandeln; Leipzig, Harassowitz, o. j. [1903.] IV + 111 ss. Preis M. 2,00.

---

*A New English Dictionary on historical principles.* Oxford, Clarendon Press. 1903. Vol. VI: *Lief—Lock,* sb. By Henry Bradley. — Vol. VII: *Onomastical—Outing.* By James A. H. Murray.

Webster's *International Dictionary of the English Language.* Being the authentic edition of Webster's *Unabridged Dictionary,* comprising the issues of 1864, 1879, and 1884, thoroughly revised and much enlarged under the

supervision of Noah Porter, DD., LLD. With a voluminous *Appendix*, to which is now added a *Supplement* of 25000 words and phrases. W. T. Harris, Ph. D., LLD., editor-in-chief. London, Bell & Sons, and G. & C. Merrian & Co., Springfield, Mass. 1902. XCVIII + 2011 + 238 pp. Prices: Cloth £ 1. 10 s. net, in 2 vols. £ 1. 12 s. 6 d.; Sheepskin £ 2 net. etc.

J. Brynildsen og J. Magnussen, *Engelsk-Dansk-Norsk Ordbog*. Udtalebetegnelsen af Otto Jespersen. 15.—19. heft: *mease—pouncet-box*. Kjøbenhavn 1901—1902.

E. Muret, *Taschenwörterbuch der englischen und deutschen sprache*. Zweite bearbeitung. 1902. 44.—45. tausend. Berlin, Langenscheidt. XLII + 452 ss. Preis geb. M. 3,50.

Alexander Schmidt, *Shakespeare-lexikon*. A complete Dictionary of all the English words, phrases, and constructions in the works of the poet. Third edition, revised and enlarged by Gregor Sarrazin. 2 vols. XIII + 1485 pp. 4°. Preis brosch. M. 24,00; geb. M. 30,00.

H. Baumann, *Londinismen (Slang und Cant)*. Wörterbuch der Londoner volkssprache, sowie der üblichsten gauner-, matrosen-, sport- und zunft-ausdrücke. Zweite, verbesserte und stark vermehrte auflage. Berlin 1903 [1902], Langenscheidt. CXX + 285 ss. Preis M. 5,00; geb. M. 5,60.

Richard Jordan, *Die altenglischen säugetiernamen*. (Anglistische forschungen, hrsg. von J. Hoops. 12.) Heidelberg, Winter, 1903. XII + 212 ss. Preis M. 6,00.

H. S. Mac Gillivray, *The Influence of Christianity on the Vocabulary of Old English*. (Studien zur englischen philologie, hrsg. von L. Morsbach. 8.) Part I (1st Half). Halle, Niemeyer, 1902. XXVIII + 171 ss. Preis M. 6,00.

Erik Björkman, *Skandinavian Loan Words in Middle English*. Part II. (Studien zur englischen philologie, hrsg. von L. Morsbach. 11.) Halle, Niemeyer, 1902. S. 193—360. Preis M. 5,00.

Max Stolze, *Zur lautlehre der altenglischen ortsnamen im Domesday Book*. Berlin, Mayer & Müller, 1902. 49 ss. Preis M. 1,20.

Ernst Vogel, *Zur flexion des englischen verbums im 11. u. 12. jahrhundert*. Berlin, Mayer & Müller, 1903. IV + 70 ss. Preis M. 1,60.

Ida Baumann, *Die sprache der urkunden aus Yorkshire im 15. jahrhundert*. (Hoops' *Anglistische forschungen*. 11.) Heidelberg, Winter, 1902. III + 108 ss. Preis M. 2,80.

Franz J. Ortmann, *Formen und syntax des verbs bei Wycliffe und Purvey*. Ein beitrag zur mittelenglischen grammatik. Berlin, Mayer & Müller, 1902. VII + 95 ss. Preis M. 2,40.

Max Schünemann, *Die hilfszeitworter in den englischen bibelübersetzungen der Hexapla (1388—1611)*. Berlin, Mayer & Müller, 1902. 60 ss. Preis M. 1,60.

Aug. Western, *Englische lautlehre für studierende und lehrer*. Zweite, gänzlich umgearbeitete auflage. Leipzig, Reisland, 1902. VII + 144 ss.

---

Armin Kroder, *Shelley's verskunst*. (Münchener beiträge zur roman. u. engl. philol. 27.) Erlangen u. Leipzig, Deichert nachf. (G. Böhme), 1903. XVIII + 242 ss. Preis M. 5,50.

---

Charles Sears Baldwin, *A College Manual of Rhetoric.* Longmans, Green & Co. New York, London & Bombay, 1902. XV + 451 pp.

---

George Saintsbury, *A History of Criticism and literary Taste in Europe from the earliest texts to the present day.* Blackwood & Sons, Edinburgh und London. In 3 vols. Vol. II: *From the Renaissance to the Decline of 18th Century Orthodoxy.* 1902. XVIII + 593 pp. Preis 20 s. net.

*Bibliographie der vergleichenden literaturgeschichte.* Hrsg. von Arthur L. Jellinek 1, 1. Berlin, Duncker, 1903. 19 ss. Preis jährlich M. 6,00.

Richard Ackermann, *Kurze geschichte der englischen literatur in den grundzügen ihrer entwicklung.* (Lehmann's volkshochschulkurse. 2.) Stuttgart-Zweibrücken, Lehmann, 1902. IV + 165 ss. Preis geb. M. 1,00.

*Index Britanniae Scriptorum,* quos ex variis bibliothecis non parvo labore collegit Joannes Baleus, cum aliis. John Bale's *Index of British and other Writers.* Edited by Reginald Lane Poole, MA., Ph. D., with the help of Mary Bateson. (Anecdota Oxoniensia. Mediæval and Modern Series — part 9.) Oxford, Clarendon Press, 1902. XXXVI + 580 pp. 4°.

Albert S. Cook, *Biblical Quotations in Old English Prose Writers.* Second Series. Edited, with the Latin Originals, Index of Biblical Passages, and Index of Principal Words. New York, Scribner's Sons; London, Edward Arnold, 1903. XI + 397 pp. Price $ 6,00 net.

P. Maurus, *Die Wielandsage in der literatur.* (Münchener beiträge zur rom. u. engl. philologie. 25.) Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1902. XXV + 226 ss. Preis M. 5,00.

Moritz Trautmann, *Finn und Hildebrand.* Zwei beiträge zur kenntnis der altgermanischen heldendichtung. (Bonner beiträge zur Anglistik. 7.) Bonn, Hanstein, 1903. VIII + 131 ss. Preis M. 4,50.

King Alfred's Old English Version of St. Augustine's *Soliloquies.* Edited with introduction, notes, and glossary, by Henry Lee Hargrove. (Yale Studies in English. 13.) New York, Holt & Co., 1902. LVII + 120 pp. Price $ 1,00.

*Die altenglischen Metra des Boetius.* Herausgegeben und mit einleitung und vollständigem wörterbuch versehen von Ernst Krämer. (Bonner beiträge zur Anglistik. 8.) Bonn, Hanstein, 1902. V + 150 ss. Preis M. 4,50.

Louis Wardlaw Miles, *King Alfred in Literature.* Dissert. Johns Hopkins University. Baltimore, John Murphy & Co., 1902. 131 pp.

Jessie L. Weston, *The Three Days' Tournament.* A Study in Romance and Folklore. Being an Appendix to the Author's *Legend of Sir Lancelot.* (Grimm Library. 15.) London, Nutt, 1902. XV + 59 pp. Price 2 s.

*The Poems of William of Shoreham.* Re-edited, from the unique Manuscript in the British Museum, by M. Konrath. Part I: Preface, Introduction, Text, and Notes. (Early English Text Society, Extra Series. 86.) London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1902. XVIII + 246 pp. Price 10 s.

*Sir Cleges. — Sir Libeaus Desconus.* Two old English metrical Romances rendered into prose by Jessie L. Weston. London, Nutt, 1902. 12°. XI + 77 pp. Price 2 s. net.

G. Gregory Smith, *Specimens of Middle Scots.* With introduction, notes, and glossary. Edinburgh und London, Blackwood & Sons, 1902. LXXVI + 374 pp.

The Complete Works of John Gower. Edited from the Mss., with introductions, notes, and glossaries, by G. C. Macaulay. Oxford, Clarendon Press. Vol. I: *The French Works.* 1899. LXXXVII + 564 pp. — Vol. IV: *The Latin Works.* 1902. LXXVIII + 430 pp. demy 8°. Price 16 s. each.

George L. Hamilton, *The Indebtedness of Chaucer's 'Troilus and Criseyde' to Guido delle Colonne's 'Historia Troiana'.* New York, Columbia Univ. Press. The Macmillan Comp., Agents. 1903. VII + 159 pp. Price $ 1,25.

Friedrich W. D. Brie, *Eulenspiegel in England.* (Palaestra. 27.) Berlin, Mayer & Müller, 1903. VII + 152 ss. Preis M. 4,80.

Das *Interlude of the Four Elements.* Mit einer einleitung neu hrsg. von Julius Fischer. (Marburger studien zur engl. philologie. 5.) Marburg, Elwert, 1903. VII + 86 ss. Preis M. 2,00.

*The Life and Repentaunce of Marie Magdalene* by Lewis Wager. A Morality Play, reprinted from the original edition of 1566—67. Edited, with Introduction, Notes, and glossarial Index, by Frederic Ives Carpenter. (Decennial Publications of the University of Chicago. 2d Series, vol. 1.) Chicago, University Press. 1902. XXXV + 91 pp. Price $ 1,00.

G. H. Sander, *Das moment der letzten spannung in der englischen tragödie bis zu Shakespeare.* Berlin, Mayer & Müller, 1902. 68 ss. Preis M. 1,60.

*The Complete Works* of John Lyly. Now for the first time collected and edited from the earliest Quartos with Life, Bibliography, Essays, Notes, and Index, by R. Warwick Bond, M. A. With 3 collotypes, and 11 facsimile title-pages. 3 vols.: XVI + 543 pp.; IV + 574 pp.; 620 pp. Oxford, Clarendon Press, 1902. Price 42 s. net.

Adolf Bekk, *Shakespeare.* Des dichters bild, nach dem leben gezeichnet. Paderborn, Schöningh, 1902. 143 ss.

Albert H. Tolman, *What has become of Shakespeare's play "Love's Labour's won"?* (Printed from vol. VII of The Decennial Publications of the University of Chicago.) Chicago, University of Chicago Press, 1902. 34 pp. 4°.

Otto Burmeister, *Nachdichtungen und bühneneinrichtungen von Shakespeare's Merchant of Venice.* [Rostocker dissert.] Rostock, Warkentien, 1902. 143 ss. Preis M. 4,00.

Th. Eichhoff, *Shakespeare's forderung einer absoluten moral. Eine erläuterung seiner gedichte »Venus und Adonis« und »Die schändung der Lukretia«.* Halle, Niemeyer, 1902. X + 254 ss. Preis M. 6,00.

Alfred von Mauntz, *Heraldik in diensten der Shakespeare-forschung.* Selbststudien. Berlin, Mayer & Müller, 1903. XI + 331 ss. Preis M. 8,00.

*The Faire Maide of Bristow.* A comedy. Now first reprinted from the Quarto of 1605. Edited with Introduction and Notes by Arthur Hobson Quinn. (Publications of the University of Pennsylvania. Series in Philology and Literature. VIII 1.) Philadelphia 1902. Ginn & Co., Selling Agents. Boston, Mass. 4°. 96 pp. Preis $ 1,00.

Hermann Stanger, *Gemeinsame motive in Ben Jonson's und Molière's lustspielen.* I. II. (Sonderabdruck aus Max Koch's Studien zur vergleichenden literaturgesch. III 1. 2.) Berlin, Duncker, 1903. 34 ss.

Thomas Deloney, *The Gentle Craft.* Edited with notes and introduction by Alexis F. Lange. (Palaestra. 18.) Berlin, Mayer & Müller, 1903. XLIV + 128 ss. Preis M. 8,00.

The Poetry of George Wither. Edited by Frank Sidgwick. London, A. H. Bullen, 1902. 2 vols.: LVI + 202 pp.; 223 pp.

Henry Chettle und John Day, *The Blind Beggar of Bednall Green.* Nach der Q 1659 in neudruck hrsg. von W. Bang. (Materialien zur kunde des älteren englischen dramas, hrsg. von W. Bang. 1.) Louvain, Uystpruyst, 1902. X + 80 ss. Preis 5,50 frs.; für abonnenten 4,50 frs.

The Poems of Anne Countess of Winchilsea. From the original edition of 1713 and from unpublished manuscripts edited with an introduction and notes by Myra Reynolds. (The Decennial Publications of the University of Chicago. 2d Series, vol. 5.) Chicago, University of Chicago Press, 1903. CXXXIV + 436 pp. Preis $ 3,00 net.

Leopold Brandl, *Erasmus Darwin's 'Temple of Nature'.* (Wiener beiträge zur englischen philologie. 16.) Wien u. Leipzig, Braumüller, 1902. XII + 203 ss. Preis 5 k. 40 h. = 4,50 M.

Austin Dobson, *Samuel Richardson.* (English Men of Letters.) London, Macmillan & Co., 1902. 213 pp. Price 2 s. net.

Emil Koeppel, *Lord Byron.* (Geisteshelden. 44.) Berlin, Hofmann & Co., 1903. [Dez. 1902.] 260 ss. Preis geh. M. 3,60; geb. M. 4,80.

*Lebenserinnerungen* von Thomas Carlyle. Übersetzt von Paul Jaeger. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1903. 1. teil, 2. aufl. VIII + 320 ss. — 2. teil: *Jane Welsh Carlyle.* Nebst einen anhange: Erinnerungen an Lord Jeffrey. 1901. VIII + 280 ss. Preis à bd. M. 4,00; geb. M. 4,80.

Sir Alfred Lyall, *Tennyson.* (English Men of Letters.) London, Macmillan & Co., 1902. 200 pp. Price 2 s. net.

A. C. Bradley, *A Commentary on Tennyson's 'In Memoriam'.* Second Edition, revised. London, Macmillan & Co., 1902. XIX + 243 pp. Preis 4 s. 6 d. net.

Wm. P. Chalmers, *Charakteristische eigenschaften von R. L. Stevenson's stil.* (Marburger studien zur engl. philologie. 4.) Marburg, Elwert, 1903. 57 ss. Preis M. 1,40.

*Drei dramen* von Bernard Shaw. *Candida — Ein teufelskerl — Helden.* Übertragen von Siegfried Trebitsch. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta, 1903. XX + 383 ss. Preis geh. M. 4,00.

---

*Collection of British Authors.* Tauchnitz Edition, vols. 3606—3656. Leipzig 1902—1903. Preis à bd. M. 1,60.

3606. M. Betham-Edwards, *East of Paris.* Sketches in the Gâtinais, Bourbonnais and Champagne.

3607. 3608. Mrs. Alexander, *Stronger than Love.*

3609. Fiona Macleod, *Wind and Waves.* Selected tales.

3610. 3611. Jerome K. Jerome, *Paul Kelver.* A Novel.

3612. Stanley J. Weyman, *In Kings' Byways.* Short Stories.

3613. 3614. Anthony Hope, *The Intrusions of Peggy.*

3615. Rudyard Kipling, *Just so Stories for little Children.* Illustrated by the Author.

3616. Ellen Thorneycroft Fowler, *Fuel of Fyre.*

3617. W. E. Norris, *The Credit of the County.*

3618. H. G. Wells, *The Sea Lady.* A Tissue of Moonlight.

3619. 3620. Rosa Nouchette Carey, *The Highway of Fate.*

3621. 3622. Robert Hichens, *Felix.* Three Years in a Life.

3623. 3624. F. Marion Crawford, *Cecilia.* A Story of modern Rome.

3625. S. Levett-Yeats, *The Lord Protector.*

3626. Rhoda Broughton, *Lavinia.*

3627. F. Anstey, *A Bayard from Bengal.*

3628. W. W. Jacobs, *The Lady of the Barge.*

3629. Gilbert Parker, *Donovan Pasha and some People of Egypt.*

3630. 3631. A. E. W. Mason, *The Four Feathers.*

3632. Max Pemberton, *The House under the Sea.*

3633. Mary Cholmondeley, *Moth and Rust,* together with *Geoffrey's Wife* and *The Pitfall.*

3634. 3635. Thomas Dixon jr., *The Leopard's Spots.* A Romance of the White man's Burden — 1865—1900.

3636. Elinor Glyn, *The Reflections of Ambrosine.*

3637. 3638. Richard Bagot, *Donna Diana.*

3639. W. E. Norris, *Lord Leonard the Luckless.*

3640. 3641. Gilbert Parker, *The Seats of the Mighty.*

3642. J. M. Barrie, *The Little White Bird.*

3643. 3644. Mrs. Humphry Ward, *Lady Rose's Daughter.*

3645. M. Betham-Edwards, *A Humble Lover.*

3646. George W. E. Russell, *A Londoner's Log-Book 1901—1902.*

3647. Dorothea Gerard, *The Eternal Woman.*

3648. 3649. H. Rider Haggard, *Pearl-Maiden.* A Tale of the Fall of Jerusalem.

3650. Gertrude Atherton, *The Splendid Idle Forties.* Stories of Old California.

3651. 52. Flora Annie Steel, *The Hosts of the Lord.*

3653. Eden Phillpotts, *The Striking Hours.*

3654. 55. Frank Norris, *The Pit.* A Story of Chicago. *(The Epic of the Wheat.)*

3656. George Moore, *The Untitled Field.*

---

Wilhelm Heuser, *Altfriesisches lesebuch, mit grammatik und glossar.* (Streitberg's sammlung germanischer elementarbücher. III. reihe: lesebücher.) Heidelber, Winter, 1903. XI + 162 pp. Preis M. 3,60; geb. M. 4,20.

Chr. Ischyrius, *Homulus.* Texte latin, publié avec une introduction et des notes, par Alphonse Roersch. La Librairie Néerlandaise. Gand et Anvers, 1903. XLIII + 63 pp. Preis M. 2,50.

Kurt Jahn, *Immermanns Merlin.* (Palaestra. 3.) Berlin, Mayer & Müller, 1899. V + 128 ss. Preis M. 3,00.

Heinrich Kraeger, *Conrad Ferdinand Meyer, Quellen und wanderungen seiner gedichte.* (Palaestra. 16.) Berlin, Mayer & Müller, 1901. XXXI + 367 ss. Preis M. 10,00.

---

Milosch Triwunatz, *Guillaume Budé's 'De L'Institution du Prince'.* Ein beitrag zur geschichte der renaissancebewegung in Frankreich. (Münchener beiträge zur roman. und engl. philologie. 28.) Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1903. XV + 108 ss. Preis M. 2,80.

Fritz Holl, *Das politische und religiöse tendenzdrama des 16. jahrhunderts in Frankreich.* (Münchener beiträge zur roman. und engl. philologie. 26.) Erlangen u. Leipzig, Deichert, 1903. XXVI + 219 ss. Preis M. 5,50.

---

*The Courtship of Ferb.* An Old Irish Romance transcribed in the 12th Century into the Book of Leinster. Translated into English Prose and Verse by A. H. Leahy. With preface, notes, and literal translations. Illustrations by Caroline Watts. (The Irish Saga Library. 1.) London, Nutt, 1902. XXI + 101 pp. 12°. Preis 2 s. net.

---

Walther Rothschild, *Der gedanke der geschriebenen verfassung in der englischen revolution.* Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1903. VII + 170 ss. Preis M. 4,00.

Gallus Koch, *Die friedensbestrebungen Wilhelm's III. von England in den jahren 1694—1697.* Ein beitrag zur geschichte des Ryswyker friedens. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1903. V + 105 ss. Preis M. 2,50.

---

Max Meyerfeld, *Von sprach' und art der Deutschen und Engländer.* Kritische worte und wortkritik. Berlin, Mayer & Müller, 1903. VII + 112 ss. Preis M. 1,50.

---

G. Wendt, *Die alte und die neue schule.* Ein wort an gebildete laien. Hamburg, A. Janssen, o. j. [1902.] 40 ss. Preis M. 1,00.

O. Thiergen, *Methodik des neuphilologischen unterrichts.* Leipzig, Teubner, 1903. VII + 183 ss. Preis M. 4,20.

*The Nation's Need. Chapters on Education.* Edited by Spenser Wilkinson. Westminster, Constable & Co. Ltd., o. j. [1903.] 311 pp. Preis 6 s.

*Report of a Conference on the Training of Teachers in Secondary Schools for Boys, convened by the Vice-Chancellor of the University of Cambridge and held in the Senate-house, Cambridge, 14 and 15 Nov. 1902.* Cambridge, University Press, 1902. VII + 140 pp. Price 1 s. net.

---

Emil Hausknecht, *The English Student.* Lehrbuch zur einführung in die englische sprache und landeskunde. Sechste, seit der fünften bis zur thronbesteigung Eduard's VII. fortgeführte auflage. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1902. IV + 362 ss. Preis geb. M. 3,50.

Ernst Lehmann, *Lehr- und lesebuch der englischen sprache nach der anschauungsmethode.* Mit Bildern. Sechste, gänzlich neu bearbeitete auflage. Mannheim, Bensheimer, 1902. XV + 246 ss. Preis geb. M. 3,00.

L. Sevin, *Elementarbuch der englischen sprache, nach der analytischen methode bearbeitet.* 1. teil: Lautlehre; der einfache satz nebst der regelmässigen formenlehre. Zweite, völlig umgearbeitete auflage. Karlsruhe, Bielefeld, 1902. IV + 166 ss. Preis M. 1,80.

---

Freytag's *Sammlung französischer und englischer schriftsteller.* Leipzig, G. Freytag.

G. A. Henty, *Wulf the Saxon.* A story of the Norman Conquest. In gekürzter fassung hrsg. von Reinhold Besser. Preis geb. M. 1,40. Dazu wörterbuch M. 0,50. 1903. [Dez. 1902].

William Prescott, *History of the Conquest of Mexico.* Für den schulgebrauch hrsg. von Joh. Leitritz. 2 bde. Preis geb. à M. 1,50. Dazu wörterbuch, bearbeitet von F. Bleikamp, M. 0,60. 1903. [Dez. 1902.]

J. S. Fletcher, *In the Days of Drake.* In gekürzter fassung für den schulgebrauch hrsg. von Konrad Meier. 1903. Preis M. 1,20. Dazu wörterbuch M. 0,40.

*Englische parlamentsreden.* Für den schulgebrauch hrsg. von Phil. Aronstein. 1903. Preis M. 1,60.

Klapperich's *Englische und französische schriftsteller der neueren zeit für schule und haus.* Glogau, Flemming, 1901 ff.

14. Ascott R. Hope, *Snowed up!* An adventure on Exmoor. Mit einleitung und anmerkungen von J. Klapperich. 1902. Ausgabe A. VII + 67 ss. Preis geb. M. 1,20.

16. *Life and Customs in Old England.* From the *Sketch Book* of Washington Irving. Für den schulgebrauch bearbeitet von J. Klapperich. 1902. Ausgabe A. VII + 88 ss. Preis geb. M. 1,40.

18. *London old and new. History — Monuments — Trade — Government.* Ausgewählt und mit erläuternden anmerkungen hrsg. von J. Klapperich. 1902. Ausgabe A. VIII + 112 ss. Preis geb. M. 1,60.

Velhagen & Klasing's *Sammlung französischer und englischer schulausgaben. English Authors.* Bielefeld u. Leipzig.

83 B. Selected Stories from *Our Village* by Mary Russell Mitford. Mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von Otto Hallbauer. 1902. Preis M. 0,90. Dazu wörterbuch M. 0,20.

84 B. John Milton, *Paradise Lost* (Book I—VI). Mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von Luise Spies. 1902. Preis M. 1,20.

85 B. John Habberton, *Helen's Babies.* Im auszuge mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von G. Hoffmann. 1902. Preis M. 0,80.

86 B. Sir John Seeley, *The Expansion of England.* Two Courses of Lectures. Ausgewählte Kapitel hrsg. von August Sturmfels. 1902. Preis M. 1,40. Dazu wörterbuch M. 0,20.

87 B. Alfred Tennyson, *Enoch Arden, and Lyrical Poems.* Mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von Ernst Doblin. 1903. Preis M. 1,00. Dazu wörterbuch M. 0,20.

88 B. R. Farquharson Sharp, *Architects of English Literature.* Auswahl. Mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von O. Hallbauer. 1903. Preis M. 1,20. Dazu wörterbuch M. 0,20.

91 B. Frances Hodgson Burnett, *Little Lord Fauntleroy.* Mit anmerkungen zum schulgebrauch hrsg. von H. Reinke. 1903. Preis M. 1,10. Dazu wörterbuch M. 0,20.

*Naval Sketches by Various Authors.* Charakterbilder aus dem seekriegswesen, mit erläuterungen für den klassenunterricht hrsg. von R. Kron. Berlin, R. Gaertner, 1903. Preis geb. M. 1,00.

*Lives of Eminent Men British and American.* Edited with explanatory notes and a vocabulary by Prof. Dr. Heinrich Saure. Leipzig, Dieterich (Theodor Weicher), o. j. [1899.] X + 184 ss. Preis geb. M. 1,00; Vocabulary M. 0,20.

F. H. Burnett, *Little Lord Fauntleroy.* (1886.) Edited with explanatory Notes by A. Stoeriko. Gotha, F. A. Perthes, 1902. Preis geb. M. 1,00. Dazu wörterbuch M. 0,20.

---

Adolf Reusch, *Ein studienaufenthalt in England.* Ein führer für studierende, lehrer und lehrerinnen. Marburg, Elwert, 1902. VIII + 142 ss. Preis M. 1,80; geb. M. 2,25.

C. D. Buck, *A Sketch of the linguistic Conditions of Chicago.* (The Decennial Publications of the Univ. of Chicago.) Chicago, Univ. of Chicago Press, 1903. 20 pp. 4°.

*Ostasien.* Monatsschrift für handel, industrie, politik, wissenschaft, kunst etc. Chefredakteur Kisak Tamai. 5. jahrg. Nr. 60. Berlin, März 1903.

# MISCELLEN.

## DIE DEUTSCHE SHAKESPEARE-VERSAMMLUNG ZU WEIMAR AM 23. APRIL 1903.

Am 22. April trat der vorstand der Deutschen Shakespeare-gesellschaft unter dem vorsitz des 1. vizepräsidenten general-intendant v. Vignau in Weimar zu einer sitzung zusammen. In der eröffnungsansprache gedachte derselbe der verdienste des verstorbenen gründers und langjährigen präsidenten der gesellschaft, dr W. Oechelhäuser. Zum nachfolger desselben im präsidium ward professor dr. Brandl, zum 2. vizepräsidenten E. v. Wildenbruch einstimmig gewählt. Professor Brandl nahm die wahl dankend an, ebenso v. Wildenbruch, nachdem ihm mitteilung von der auf ihn gefallenen wahl am 24. April gemacht worden war. Der vorstand erledigte alsdann die vorliegenden eingänge und anträge und genehmigte den bericht über die bibliothek der gesellschaft, die durch ankäufe und geschenke, namentlich seitens der herren v. Oechelhäuser aus der nachlassenschaft ihres vaters, eine ansehnliche erweiterung erfahren hat, sowie den kassenbericht des schatzmeisters kommerzienrat dr. Moritz und stellte den voranschlag für das nächste jahr fest.

Am folgenden tage, 23. April, 11 uhr vormittags, ward die jahresversammlung, die aus Berlin, München, Halle, Göttingen, Jena usw. besucht war, eröffnet durch herrn v. Vignau. Nach der begrüssung der anwesenden erteilte er das wort an herrn professor Brandl zur erstattung des jahresberichts. Derselbe gedachte zunächst des verstorbenen präsidenten und gab ein bild des lebens und vielseitigen wirkens desselben, das in seiner feinen und ebenso geist- wie empfindungsvollen ausführung den lebhaftesten beifall fand. Die verhältnisse der gesellschaft stellten

sich im abgelaufenen jahr als überaus befriedigend dar: die zahl der mitglieder hat die höhe von etwa 520 erreicht; die nachfrage nach den jahrbüchern bleibt gleichmässig eine rege. Sehr erfreulich ist namentlich der umstand, dass die zahl der akademischen, gymnasial- und realgymnasialbibliotheken, die sich als mitglieder eintragen lassen, fortwährend im steigen ist. Auch im auslande, namentlich in Amerika, widmet man der tätigkeit der gesellschaft gesteigerte aufmerksamkeit.

Eine erweiterung ihrer veröffentlichungen ist in der weise beabsichtigt, dass von zeit zu zeit, nicht in bestimmter folge, schriften über Shakespeare, seine vorgänger usw. veröffentlicht werden sollen.

Als ergebnis des diesmaligen preisausschreibens konnte mitgeteilt werden, dass nach dem einstimmigen gutachten der preisrichter der preis für die beste arbeit über *Die bekanntschaft Shakespeare's mit der schönen literatur Englands* herrn dr. Anders, zzt. in London, der preis für die beste arbeit über *Garrick als Shakespeare-darsteller und seine bedeutung für die heutige schauspielkunst* herrn dr. Christian Gaehde-Dresden zuzuerkennen sei.

Nach beendigung des jahresberichts schlug herr v. Vignau absendung eines begrüssungstelegramms an den protektor der gesellschaft, den grossherzog von Sachsen, vor, das genehmigt und am abend des tages in huldvollster weise erwidert ward, und machte der versammlung mitteilung von der wahl des professors Brandl zum vorsitzenden. Dieser übernahm darauf den vorsitz und erteilte das wort herrn regisseur Kilian-Karlsruhe, der einen geistvollen und inhaltreichen vortrag über den *Shakespeare'schen monolog und seine spielweise* hielt. Lebhafter beifall gab dem redner den dank der gesellschaft zu erkennen.

Nachdem noch herr schatzmeister dr. Moritz den kassenbericht vorgetragen und ihm decharge erteilt worden, kam ein antrag des herrn professor Eidam-Nürnberg zur verhandlung, der unter bezugnahme auf die jüngst stattgehabte pressfehde über die neubearbeitung der volksausgabe der Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-übersetzung ein festhalten an dem vorjährigen beschlusse nach seinem klaren sinne fordert. Nach längerer erörterung ward ein antrag Oechelhäuser angenommen, durch den ausgesprochen wird, dass die generalversammlung die vorgekommenen missverständnisse, betr. die revision der Oechelhäuser'schen volksausgabe Shakespeare's, durch die neue verein-

barung über den titel für erledigt erachte und im übrigen den beschluss des vorjahres aufrechterhalte.

Ein antrag, die nächste jahresversammlung in Berlin abzuhalten, wird im hinblick auf den umstand, dass 1904 die gesellschaft die feier ihrer vor 40 jahren in Weimar erfolgten gründung zu begehen habe, abgelehnt und Weimar für das nächste jahr zum versammlungsort gewählt.

Nach einem gemeinschaftlichen mahle im »Erbprinzen« wohnten die mitglieder als gäste des hofes einer trefflichen aufführung von *Heinrich IV.*, I. teil, im grossherzoglichen hoftheater bei.

---

## AUFRUF ZUR ERRICHTUNG EINES SHAKESPEARE-DENKMALS IN HELSINGÖR.

Im jahre 1902, dem dreihundertsten jahre, nachdem Shakespeare seine tragödie *Hamlet, prinz von Dänemark* schrieb, entstand in einem kreise von bewunderern des dichters und seines werkes der wunsch, ihm ein denkmal in oder bei Helsingör zu errichten, mit welchem ort Shakespeare seinen eignen wie Hamlet's namen unauflöslich verknüpfte, da er die begegnung zwischen Hamlet und dem väterlichen geiste auf den Kronburg umgebenden wall verlegte.

Auch andre momente verknüpfen Englands und Dänemarks namen, nicht nur zu der zeit, als *Hamlet* geschrieben wurde, sondern auch heutigen tages. So war, als Shakespeare seine tragödie schuf, im jahre 1602, die dänische prinzessin Anna, die schwester Christian's IV., Englands künftige königin, und dreihundert jahre später, 1902, wurde eine dänische königstochter als königin Englands gekrönt.

An das zusammentreffen dieser umstände sollten unsrer ansicht nach die inschriften des denkmals erinnern, und dieser unser gedanke hat bei ihrer majestät der königin Alexandra vollen beifall gefunden, nachdem dieser plan ihrer majestät vorgelegt gewesen. Das denkmal sollte überhaupt davon zeugen, dass Shakespeare durch sein werk die wahrsagung erfüllt hat, in der Saxo in seiner geschichte Dänemarks Hamlet einen ewigen namen zuspricht (»vir fortis aeternoque nomine dignus«).

Dass berühmten männern, die durch ihre werke die welt erfreut und bereichert haben, weit von der heimat porträtstatuen errichtet werden, davon gebricht es nicht an beispielen: Shakespeare in Paris, Goethe in Wien, Linné im botanischen garten zu Antwerpen und in Palermo, Thorwaldsen in Rom, H. C. Andersen in Chicago. Zur zeit ist man bemüht, Dante in Berlin, Goethe in Rom, Shakespeare in Weimar denkmäler zu errichten.

Das denkmal, das man Shakespeare in Helsingör zu errichten gedenkt, ist eine von dem dänischen bildhauer Louis Hasselriis in Rom ausgeführte sitzende porträtstatue, die bei allen, die sie in der werkstatt des künstlers gesehen, beifall gefunden hat.

Wir bitten alle Shakespeare-freunde, dieser sache ihre unterstützung angedeihen zu lassen, indem ein jeder in seinem kreise die idee bekannt macht, für sie interesse erregt, etwaige beiträge in empfang nimmt und diese entweder an einen der unterzeichneten oder den hauptkassierer in Kopenhagen, herrn vizekonsul Johan Hansen, Toldbodvej 5, oder fürs ausland an einen der untenstehenden auswärtigen kassierer einsendet.

Die statue ist in gips fertig, zum guss in bronze bereit, und falls unser aufruf anschluss und baldige unterstützung findet, wird das denkmal im jahre 1904 errichtet werden können, dem dreihundertsten jahre, nachdem Shakespeare seine tragödie im druck erscheinen liess.

[Folgen zahlreiche unterschriften.]

Folgende herren wollen gefälligst beiträge in empfang nehmen:

Die herren C. J. Hambro & Son, 70, Old Broad Street, London E. C. Herr generalkonsul E. Hoskier, 39, Boulevard Hausmann, Paris. Herr generalkonsul Paul von Mendelssohn-Bartholdy, kgl. dänisches generalkonsulat, Berlin. Herr generalkonsul, oberstlieutenant J. E. V. Leerbech, Consulate of Denmark, New York. Herr generalkonsul M. de Benislavski, kgl. dänisches generalkonsulat, St. Petersburg.

Herr vizekonsul Johan Hansen, kaufmann, Toldbodvej 5, Kopenhagen, ist hauptkassierer.

Auch die redaktion der *Englischen Studien* ist gern bereit, die übermittlung von beiträgen zu übernehmen.

Dänische und englische aufforderungslisten zu erhalten durch »Det engelske Selskab«, Østergade 61. Kopenhagen K.

---

## KLEINE MITTEILUNGEN.

Zu Oxford starb am 31. Januar der professor des Angelsächsischen Rev. John Earle im alter von 79 jahren.

Der privatdozent für Englisch an der Technischen hochschule in Stuttgart dr. Friedrich freiherr von Westenholz wurde zum ausserordentlichen professor ernannt.

Dr. Hans Hecht gedenkt im nächsten winter eine grössere arbeit über die sprache und übersetzungstechnik der von ihm herausgegebenen dialoge Gregor's zu veröffentlichen.

---

## DRUCKFEHLER.

S. 183, z. 10 v. u. lies *blac-ern* statt *blǣc-ern.*

S. 409, seitenüberschrift, lies Wager statt Wagner.

S. 410, z. 6 v. o. lies *Won*"? statt *Won?*"







PE
3
E6
Bd.32

Englische Studien

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

